Neue Folge

der

Gesundheits-Zeitung.

Herausgegeben und redigirt

von

Med. Dr. H. H. Beer.

Zweiter Band.

Wien, 1837.

Gedruckt bei J. P. Sollinger.

Neue Folge

der

Gesundheits-Zeitung.

Herausgegeben und redigirt

von

Med. Dr. G. G. Beer.

Zweiter Band.

Wien, 1837.

Gedruckt bei J. P. Sollinger.

Seiner Magnificenz

dem

Hoch- und Wohlgebornen

Herrn Herrn

Franz de Paula von Wirer,

der Arzneikunde Doctor, Ritter des österr. kaiserl. Leopolds-Ordens, Sr. k. k. Hoheit und Eminenz weil. des hochwürdigst durchlauchtigsten Herrn Cardinals und Erzherzogs Rudolph von Oesterreich Leibarzt und Hofrath, dermaligem Rector Magnificus der Wiener-Universität ꝛc. ꝛc.

widmet in tiefster Ehrfurcht und unbegränzter Hochachtung den zweiten Band dieses Jahrganges

der Herausgeber.

Neue Folge

der

Gesundheits-Zeitung.

Inhaltsanzeige des zweiten Bandes.

Nr. 27. Gallerie großer vaterländischer Aerzte (van Swieten). — Curiosa, von Dr. Ehrlich (Fortsetzung). — Warnung vor dem sogenannten Daumenauslösen bei Anfällen der Fallsucht. — Miscellen.

Nr. 28. Beiträge zur Diätetik der Seele, von Dr. Ernst Freiherrn von Feuchtersleben (Fortsetzung). — Fr. Hoffteter's Ohrkugeln als diätetisches Vorbauungsmittel bei leichter Geneigtheit zu Ohrenkrankheiten. — Miscelle. — Nekrolog. — Beilage: Gallerie großer vaterländischer Aerzte (Beschluß). — Miscellen.

Nr. 29. Das große kaiserl. Erziehungshaus in St. Petersburg. — Die große Sterblichkeit der Kinder, von Dr. Wilh. Rau. — Miscellen.

Nr. 30. Einige Bemerkungen über die physischen und moralischen Einflüsse, welche auf die Gesundheit der nordischen Russen einwirken, von Dr. Fischer. — Die Ursachen frühreifer oder zu spät eintretender körperlicher Entwicklung der Jugend, von Sincerus. — Warnendes Bulletin. — Miscellen. — Nekrolog.

Nr. 31. Beiträge zur Geschichte des Heil- und Pfuscherwesens. — Ueber häufige Verunglückung der Kinder, von Dr. Adelmann. — Miscellen.

Nr. 32. Ueber Lebensversicherungsanstalten. — Ansicht eines amerikanischen Arztes, A. Brigham, über den Einfluß geistiger Bildung auf die Gesundheit des Menschengeschlechtes. — Warnendes Bulletin. — Miscellen.

Nr. 33. Sitten und Bräuche. Ein Beitrag zur Geschichte der Zeit. (Aus dem Französischen frei bearbeitet von S···) — Häufige Vergiftungen zu Rom unter dem Papste Alexander VII. mit Aqua tofana. (Von Dr. Fr. Siemerling). — Warnendes Bulletin. — Miscellen.

Nr. 34. Sitten und Bräuche. Ein Beitrag zur Geschichte der Zeit. (Aus dem Französischen frei bearbeitet von S···). — Beiträge zur Geschichte des Heil- und Pfuscherwesens. — Praktische Winke. — Miscellen.

Nr. 35. Stimmen über die Kräfte des kalten Wassers. — Krankheiten der Handwerker und Künstler. — Miscellen.

Nr. 36. Die kranke Familie, oder eigene Art der Vornehmthuerei. — Die Frühlingskuren, oder die verkehrte Sorge für die Gesundheit. — Curiosa aus dem Gebiete der Quacksalberei.

Nr. 37. Die getäuschten Hoffnungen. (Ein Beitrag zur Diätetik der Seele). — Zustand der öffentlichen Gesundheitspflege im Königreiche Griechenland seit der Ankunft Sr. Majestät des Königs Otto bis auf gegenwärtige Zeit. — Der Schlangentanz. — Miscellen. — Nekrolog.

Nr. 38. Die Frühlingskuren, oder die verkehrte Sorge für die Gesundheit. — Einiges über Festlichkeiten. — Beiträge zur Geschichte des Heil- und Pfuscherwesens. — Curiosa aus dem Gebiete der Quacksalberei. — Miscellen.

Nr. 39. Der Herzog von Levert und der erste Mäßigkeitsverein zu Paris. — Aus der literarischen Welt. — Curiosa aus dem Gebiete der Quacksalberei. — Miscelle.

Nr. 40. Der Tabackraucher. — Der Herzog von Levert und der erste Mäßigkeitsverein zu Paris (Beschluß). — Miscelle.

Nr. 41. Die Melancholie berühmter Männer (vom Redacteur. — Unglaubliches über Lebendig-Begrabenwerden. — Miscellen. — Nekrolog.

Nr. 42. Die Frühlingskuren, oder die verkehrte Sorge für die Gesundheit (Fortsetzung). — Berkeley und der Riese. — Die Krankheiten der Handwerker und Künstler (Fortsetzung). — Miscellen.

Nr. 43. Briefe über den zweckmäßigen Gebrauch der Gesundbrunnen und Mineralbäder (vom Redacteur I.). — Beiträge zur Geschichte des Heil- und Pfuscherwesens. — Ein Wort über die täglich wachsende Zahl der Aerzte. — Miscellen.

Nr. 44. Stimmen über die Kräfte des kalten Wassers. — Die Wunderkuren (von Dr. Justin). — Miscellen.

Nr. 45. Briefe über den zweckmäßigen Gebrauch der Gesundbrunnen und Mineralbäder II. — Aphorismen über Kindererziehung (von einem Arzte). — Die Heilkräfte des kalten Wasserstrahls (von Dr. Mauthner).

Nr. 46. Die Wunderkuren, von Dr. Justin (Beschluß). — Der Lehnstuhl für Gehörkranke. — Marienbad und seine Heilquellen (von Dr. Frankl).

Nr. 47. Wichtigkeit einer eigenen Diät für dramatische Künstler (vom Redacteur. — Vorläufige Bemerkungen über die Molkenkur-Anstalt (von Johann Reautz.) — Miscellen.

Nr. 48. Das Salinen-Dampfbad zu Ischel. — Beiträge zur Geschichte der Mäßigkeitsvereine. — Miscelle.

Nr. 49. Die Eisenbahnen und ihr Einfluß auf die Gesundheit des Menschengeschlechtes (vom Redacteur). — Brudermord als Folge der Schwärmerei. — Miscellen.

Nr. 50. Gemeinnützige Beobachtungen über verstellte Krankheiten einer gewissen Menschenclasse (von Dr. Franz Rittler). — Aphorismen über Kindererziehung (von einem Arzte). — Nekrolog. — Miscellen.

Nr. 51. Gemeinnützige Beobachtungen über verstellte Krankheiten einer gewissen Menschenclasse (von Dr. Franz Rittler). — Die Benützung der Gebehrden zur Verbesserung des Stotterns. — Miscellen.

Nr. 52. Beiträge zur Diätätik der Seele (von Dr. Ernst Freiherrn von Feuchtersleben). — Miscellen. — Nekrolog.

Neue Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. H. Beer.

[N° 27.] Montag den 3. April. [1837.]

Inhalt: Gallerie großer vaterländischer Aerzte. — Curiosa, von Dr. Ehrlich (Fortsetzung). Warnung vor dem sogenannten Daumenauslösen bei Anfällen der Fallsucht. — Miscellen.

Gallerie großer vaterländischer Aerzte.

I. Van Swieten.

Van Swieten entstammt einem Hause, das vor mehr als vierhundert Jahren sehr berühmt gewesen, sich in seiner ordentlichen Geschlechtsreihe bis auf unsere Zeiten erhalten und Verbindungen mit mehreren der vornehmsten Häuser der Niederlande hatte. Allein, hat wohl Swieten eines entlehnten Lobes von nöthen? Wir würden wohl heute den Adel und die Ehrenstellen seiner Ahnen kaum wissen, wenn er nicht durch sich selbst groß geworden wäre. In dieser Art des Verdienstes ist er der Erste, ist er der Einzige in seinem Hause gewesen. Das Unglück, seine geliebten Aeltern zu einer Zeit, da ihm ihr Beistand und ihre Leitung am nothwendigsten war, in das Grab versenken und sich unter der Aufsicht untüchtiger Vormünder zu sehen, die für die Pflegung seines Verstandes am wenigsten sorgten, gab dem jungen van Swieten ein neues Verdienst, weil er seine Talente selbst bearbeiten und ausbilden mußte. Er wurde in dem vierzehnten Jahre seines Alters nach Löwen gesendet, um sich in den Lehren der Weltweisheit zu unterrichten. Nach dem Verlaufe zweier Jahre wurde sein Name in die kleine Zahl der ersten Linie gesetzt. Würde es wohl seine Kräfte überstiegen haben, auch die Ehre des Ersten in dieser Linie zu erlangen? Und warum hat er diesen Posten in Löwen, diesen so hochgeschätzten, so vortheilhaften Rang nicht erlanget? Er befürchtete, die außerordentlichen Vorzüge, die günstigen Vortheile, die sichern Hoffnungen eines künftigen Glückes, welche mit diesem Range verbunden sind, möchten ihn in Löwen zurück-

halten und der Arzneikunst entreißen, welcher er entschlossen war, sich gänzlich zu weihen. Er vermied also die Ehre, der Erste zu seyn, und kehrte nach Leyden, seiner Vaterstadt, zurück.

Hier wurde er ein Schüler des großen Boerhave. Van Swieten schätzte sich glücklich, einen so vortrefflichen Lehrmeister zu haben, und Boerhave war erfreut, durch einen so hoffnungsvollen Jüngling die Wissenschaften zu bereichern.

Boerhave wird der vertraute Freund seines Schülers, sieht in ihm seinen Nachfolger, seinen Nebenbuhler, einen beliebten Lehrer, einen Mann, der es ihm an Ruhm gleichthun würde, ohne darum eifersüchtig zu werden, ohne die Geheimnisse seiner Kunst zu verbergen; und van Swieten bleibt ungeachtet seiner eigenen und neuen Kenntnisse, ungeachtet des Lehramtes, das er bereits versah, ein getreuer Schüler, arbeitet allezeit nach den Ideen seines Lehrers und bestrebt sich, voll der edelmüthigsten Dankbarkeit, bis an das Ende seines Lebens, den unsterblichen Namen Boerhave's auch in seinen Schriften zu verewigen.

Die Anfangsgründe der ärztlichen Wissenschaft in den Schriften des grauesten Alterthums aufsuchen und sie bis auf unsere Zeiten Schritt vor Schritt verfolgen, — aus bekannten Einsichten neue Wahrheiten herausziehen und sie durch genaue Erfahrungen festsetzen, — sich von der Gesellschaft der Menschen entfernen, — der Nahrung, dem Schlafe Alles entziehen, was nicht von einer unumgänglichen Nothwendigkeit gefordert wird — und dieses so lange zu thun, bis die Seele ganz ermüdet, eine finstere, traurige, melancholische Gestalt annimmt, bis der Körper unter der Last niedersinkt, die Kräfte verschwinden, der Schlaf fliehet, — dieß war der Fleiß, dieses das einzige Geschäft des van Swieten durch einen Zeitraum von mehreren Jahren.

Der kluge Boerhave mußte dieser Anstrengung Einhalt thun, um seinen Schüler nicht zum Opfer seiner gelehrten Leidenschaft zu machen. Allein van Swieten sah dadurch schon in seinem fünf und zwanzigsten Jahre seinen Fleiß mit der Doctorswürde gekrönt, und sich mit dem Namen eines Gelehrten beehret. Wenn er sich gleich nach erlangter Doctorswürde noch immer in Boerhave's Hörsaale einfindet und diesen großen Lehrmeister in die zwanzig Jahre lesen hört: so geschieht es nicht, ohne zugleich selbst als ein Lehrer die Schätze seiner Wissenschaft zu öffnen, und sie Jedermann mitzutheilen.

Fern davon, seine Wissenschaft an die Zuhörer nur um's Geld zu verkaufen; fern von jener Eitelkeit, sich durch ein abgeschmacktes Wortgepränge zu erheben und in der Verachtung anderer Gelehrten seine Größe zu suchen; lehrte van Swieten ohne Eigennutz, ohne Prahlerei gründlich und

offenherzig, und hatte das Vergnügen, zum Besten der Menschen viele geschickte Arzneigelehrte zu bilden. Daher sah er sich bei seinen Vorlesungen von den zahlreichsten Zuhörern umgeben; daher eilte man aus fremden Provinzen, aus Deutschland, Frankreich und besonders England herbei, sich unter seiner Anleitung zu unterrichten; daher endlich wurde er auf einmal von den tückischen Kunstgriffen des Neides angefallen. Man verhüllte diesen Neid mit dem Deckmantel der Religion und machte eine Verletzung der Gesetze des Staates daraus, daß ein katholischer Lehrer den Verstand in Dingen, die zur Religion nicht gehören, öffentlich aufklären sollte. Was war zu thun? Die Universität mußte dem Strome weichen und mit Verdruß sehen, daß man ihr eine ihrer schönsten Zierden raubte, daß man die Stadt Leyden von lernenden Fremdlingen entvölkerte, und die Ehre der Republik der blinden Wuth einer Leidenschaft aufopferte. Van Swieten zog sich also von seinem Lehramte bescheiden zurück, voll des Ruhmes seiner gründlichen Gelehrsamkeit und noch mit Lobsprüchen der Großmuth überhäufet, da er selbst, und er allein die Rache, welche seine aufgebrachten Zuhörer an seinen Feinden nehmen wollten, auf das Nachdrücklichste verhinderte. Er mußte also schweigen; aber dieses Stillschweigen hat ihm die Muße verschafft, um jenes vortreffliche Werk hervorzubringen, welches alle die Lobsprüche, die ihm das gelehrte Europa gegeben hat, bei der Nachwelt rechtfertigen wird. Es sind die unvergleichlichen Commentarien über die Lehrsätze Boerhave's von der Kenntniß und Heilung der Krankheiten. In diesem unsterblichen Werke ist nichts Uebertriebenes, nichts mit einem allzu entscheidenden Tone vorgetragen; eine liebenswürdige Bescheidenheit, sich vielmehr für einen Nachfolger als für einen Erfinder zu betrachten, herrscht da überall; unverholen legt er oft das offenherzige Geständniß dessen ab, was man noch nicht oder noch nicht sicher genug weiß; mit Einem Worte, van Swieten hat der Welt ein Werk gegeben, das seinem Verstande und seinem Herzen eine unsterbliche Ehre bringt und allezeit ein unumstößliches Zeugniß seyn wird, wie viel sein Fleiß zur Erweiterung der Heilwissenschaft beigetragen hat. An diesem Werke hat er bis in die letzten Jahre seines Alters gearbeitet, und nur wenige Tage vor seinem Tode den Schluß desselben zum Druck gegeben. Da die Umstände ihn auf einen wichtigern Schauplatz führten, der seine Arbeit durch häufige Geschäfte unterbrechen mußte, so hat er dennoch seinen Fleiß nicht verringert. Vergebens widersetzte er sich Anfangs, vergebens verbat er einen Ruf, an den kaiserlichen Hof nach Wien zu kommen. Er wollte einen so ansehnlichen, einen ihm so rühmlichen Platz, welcher für tausend Andere der höchste Gegenstand ihres Ehrgeizes würde gewesen seyn, seiner Neigung opfern, einfach, stille und ruhig zu leben.

*

Allein der Ruf, welcher die unvergänglichen Tugenden und Eigenschaften der großen Maria Theresia allenthalben in Europa verbreitete; das Verlangen dieser Monarchin, daß er ihrer geliebten Schwester Hülfe leisten möge; das wiederholte verbindliche Anerbieten, ihn am kaiserlichen Hofe aufzunehmen; — Alles dieses brachte ihn endlich dahin, daß er sein Vaterland verließ, um in unseren Mauern mehr als ein Vaterland zu finden.

Er sah sich in kurzer Zeit an den größten Hof von Europa gebunden, als ersten Leibarzt der Monarchin Deutschlands mit dem Vertrauen derselben beehrt, mit einem ansehnlichen Gehalte versehen, und in den Freiherrnstand erhoben. Da er die großen Absichten unserer Monarchin zum Besten der Wissenschaften bereits kannte, faßte er den Entschluß, den Lehrstuhl selbst zu besteigen und dieses beschwerliche Amt durch mehrere Jahre zu tragen.

(Der Beschluß folgt.)

Curiosa

aus dem Gebiete der theils verschollenen, theils noch bestehenden Quackfalberei, von Dr. Ehrlich.

(Fortsetzung.)

Flechten.

Dem äußeren Glanze, der Möglichkeit, den günstigsten Eindruck auf Andere zu machen, brachte die Menschheit, in ihrer Masse betrachtet, zu allen Zeiten freudig die bedeutendsten Opfer; können wir also staunen, wenn wir lesen, daß die Delicatesse der zartesten Mädchen selbst nach dem Abgeschmacktesten griff, um nur die Flechte auf der Hand zu vertreiben? Uebrigens verliert diese Anklage der Eitelkeit viel an ihrer Härte, wenn wir bedenken, daß der Begriff „Flechte" in früheren Zeiten um ein Bedeutendes umfassender war, als in der Gegenwart.

Es sei uns erlaubt, die vielfachen Mißbräuche, die dieß einzelne Uebel bekämpfen sollten, auf eine Person zu übertragen und mit dem Leser das rosenwangige Mägdlein zu belauschen, dessen Frohsinn das Unglück einer Flechte raubt.

Sie beginnt mit den schwarzen Meerrettige, den sie in Blätter geschnitten auf die Flechte legt, dreimal drei Stunden unberührt läßt, dann aber aufhängt in des Rauchfangs Schinkenraum; doch wie — wenn mit dem Abdörren des Rettiges nichts weniger als die gehoffte Entfernung ihrer Qual beginnt?!

Trost! Sie leiht mit gebeugtem Kopfe dem eifrigen Zulispeln der uralten Amme das Ohr, beschenkt sie erheitert, und hüpft fröhlich zur abgelegenen Speisekammer; dem saftigsten Fleische des letzt geschlachteten Rin-

des entreißt sie mit scharfem Messer ein Stück im Geviert, um mit der blutigen Seite desselben die Flechte zu bedecken. Den Blicken wehrt die bestmöglichste Vorrichtung den Zutritt, und neue Hoffnung erhebt die Gebeugte. Aber der Abend prüft ihren Muth; viel Worte verschwendet die Amme, oft reicht sie ihr die Tasse entgegen mit dem ganz sichern, ganz verläßlichen Heilmittel, doch erst die Erinnerungen an Spiel und Tanz, an Liebe und Hochzeit vermögen das widerstrebende Mädchen mit geschlossenen Augen, Eidechsen in Zucker und Mehl zu verschlingen.

Der erste Blick der Erwachten mustert ihr Unglück; Seufzer begleiten ihr Aufstehen. »Drei Tage Geduld!« flistert die Heilkünstlerin; doch — die Tage vergehen, die Flechte wird größer, das Mägdlein betrübter.

Die Amme spricht von Beherung, reibt lebendige Fliegen auf die kranke Haut, allein Alles vergebens!

Nun wandelt die Jungfrau trübe durch Flur und Gemach, bis der Spinnstube zufälliges Gespräch noch einmal ihre Hoffnung erweckt. Asteln (Kellereseln) klaubt sie herab von den feuchten Wänden des Kellers, sucht sie hervor aus den Ruinen zerfallener Fässer, und tödtet sie in wunschvoller Hast mit dem Wachs ihrer Finger. Umsonst! Traurigkeit, Schwäche und endlich ein sichtbares Abmagern machen die fernere Verheimlichung gänzlich unmöglich. »Paracelsus ist da,« sprechen die Leute »des Nachbars Kindern hat er geholfen durch Aufstreuen von Linsen und Geißkoth, lasset ihn bitten.« Flugs eilt der Knecht im Feierkleide um den hochgelehrten Mann, und bringt ihn den Harrenden; und er tritt ein, angethan halbritterlich und spricht: »Lebendige Spatzen hinder die Ohren Mannen und Frawen, alsso lebendig die Federn gerupfft, zeucht alles giftige hinweg und stirbet demnach verbrannt oder vergraben.«

Geschwulst.

Oberhalb der Geschwulst den betreffenden Theil mit einem Seidenfaden zu umbinden, und auf die geschwollene Stelle selbst Säckchen mit gedörrtem Salze zu legen, kann man in Anbetracht einzelner Fälle nicht geradezu thöricht nennen; wie sollen wir aber folgenden guten Rath heißen? »Nimb einen Laubfrosch und laß ihn in einem halben Seitel Baumöhl ertrinken; tropfenweise in steigendem Quantum zu nehmen.«

(Wird fortgesetzt.)

Warnung vor dem sogenannten Daumenauslösen bei Anfällen der Fallsucht (vulgo Hinfallenden Krankheit).

Wenn eine mit der Fallsucht behaftete Person auf öffentlicher Straße von dieser Krankheit ergriffen zu Boden stürzt, so rufen die zu Hülfe Eilenden, einhellig mit der Ansicht der Zuschauer dieses traurigen Schauspieles;

„Nur geschwinde die Daumen auslösen!" Und nun strengen gewöhnlich zwei der Stärksten alle Kräfte an, um die durch den Krampf einwärts gezogenen Daumen wieder auswärts zu biegen und sie frei zu machen. Wenn in solchen Augenblicken ein ganzes Collegium von Aerzten herbeikommen und die Leute ermahnen würde, von diesem schädlichen und unnützen Vorhaben abzustehen, so würde es mit dieser Abmahnung nicht bloß nichts ausrichten, sondern sogar in den meisten Fällen riskiren, ausgescholten zu werden. Aber je tiefer dieses schädliche Vorurtheil in der Volksmeinung eingewurzelt ist, desto nöthiger ist es, dasselbe auszurotten. Solchen, welche darin befangen sind, erklären wir daher, daß die gewaltsame Daumenauslösung bei epileptischen Anfällen ganz unnütz und deßhalb zweckwidrig ist, weil der Anfall dadurch gewaltsam unterdrückt wird und überdieß mit der Gefahr verbunden ist, den Kranken zum Krüppel zu machen. Bei der gewaltsamen Freimachung der Daumen kann nämlich leicht eine Daumenverrenkung oder ein Gelenkbruch erfolgen. Die Besorgniß, daß die einwärts gekrümmten Daumen während des Anfalls in dieser Lage verbleiben, ist meist grundlos; denn sobald der Anfall vorüber ist, so hört das krampfhafte Einziehen derselben gewöhnlich von selbst auf, und die Natur, welche immerwährend strebt, den regelrechten Zustand, von dem die Krankheit abgewichen ist, wieder herzustellen, macht die Daumen ohne Zuthun der Kunst wieder frei. Statt also diese gefährliche Operation vorzunehmen, seien die Beistandleistenden vielmehr so eilig als möglich bedacht, das Einzige, aber auch Wichtigste vorzunehmen, was bei epileptischen Anfällen geschehen kann, nämlich: das Haupt des Fallsüchtigen zu halten, um es vor dem Anprellen und Aufschlagen auf dem Steinpflaster oder auf dem Erdboden zu schützen, und es dadurch vor sonst unvermeidlichen Verletzungen zu bewahren. Dieses hat so lange zu geschehen, bis die Gewißheit eingetreten, daß der Anfall ganz vorüber ist. Ist dieser sehr heftig, so wird man am besten thun, den Kranken in eine chirurgische Officin zu transportiren, oder den Arzt herbeizurufen, denn in manchen Fällen ist die Anwendung eines Aderlaßes oder anderer Mittel dringend angezeigt. Sonst ist übrigens der Anfall ruhig abzuwarten und bloß darauf sorgfältig Bedacht zu nehmen, daß der Fallsüchtige während der Krampfstöße an keinem Theile des Körpers und insbesondere am Haupte sich nicht beschädige. Nicht zur Beseitigung der Krankheit, wohl aber zur schnelleren Erholung des Patienten ist das übliche Bespritzen des Gesichts mit kaltem Wasser, und das Bestreichen der Schläfe und Pulse mit Essig so wie das Zuriechengeben dieses Mittels dienlich und gerathen.

Hat der Kranke nach überstandenem Paroxismus sich erholt und ausgeruht, so wird es von Seite Derer, die ihm während desselben ihren Bei-

stand zu Theil werden ließen, wohl gethan seyn, den Kranken nicht eher zu verlassen, bis er in Sicherheit gebracht ist.

Im Interesse dieser Unglücklichen, die durch plötzliche Anfälle auf der Straße großer Gefahr ausgesetzt sind, ist zu wünschen, daß die Warnung vor dem allgemein verbreiteten Vorurtheil des Daumenauslösens allenthalben bekannt gemacht werde. Wir bitten daher die Redactionen von Volksblättern, ihre Spalten einer solchen Warnung zu eröffnen.

Uebrigens möge Jenen, welche den Wahn hegen, die Epilepsie sei ansteckend, und die Grausamkeit haben, vor plötzlich damit Befallenen zu fliehen, zur Beruhigung und zur Ermunterung der Hülfeleistung hiermit gesagt seyn, daß sie für sich nichts zu befürchten haben, wenn sie Hand anlegen, Erkrankten der Art beizustehen.

Math. Koch.

Miscellen.

Jahresbericht der Hufeland'schen Stiftung zur Unterstützung nothleidender Aerzte.

Auch im verflossenen Jahre hat sich der ärztliche Hülfsverein einer regen Theilnahme erfreut! Es kamen im Jahre 1836 ein: 4405 Rthr. 10 Sgr. 6 Pf., und zwar 797 Rthr. 11 Sgr. Zinsen, 3565 Rthr. 12 Sgr. jährliche und 42 Rthr. 17 Sgr. 6 Pf. außerordentliche Beiträge. Ausgegeben wurden: 2383 Rthr. 11 Sgr., und davon 2027 Rthr. zur Unterstützung von acht und vierzig hülfsbedürftigen Aerzten, von denen Eilf fortlaufende Pensionen beziehen, und 356 Rthr. 11 Sgr. zur Bestreitung der Verwaltungskosten verwendet. Das Capitalvermögen ward durch 2000 Rthr. angekaufte Staatsschuldscheine vermehrt, so daß der Cassenbestand am Schlusse des Jahres 1836: 21,550 Rthr. in Staatspapieren, 105 Rthr. im Golde und 387 Rthr. 8 Sgr. 2 Pf. in Cour. betrug.

Einen unersetzlichen Verlust erlitt der Verein im abgelaufenen Jahre durch den Tod des gefeierten Staatsraths Hufeland, seines Stifters. Keinem Dürftigen Hülfe und Beistand versagend, lagen ihm doch besonders seine nothleidenden Kunstgenossen am Herzen, und unermüdlich wirkend für seine Stiftung, bemühte er sich noch in seinen letzten, durch körperliche Schmerzen getrübten Lebenstagen, derselben eine längst, und von allen Seiten gewünschte Ausdehnung zu geben, indem er damit eine Unterstützungsanstalt für dürftige Witwen inländischer Aerzte verband und dazu ein Capital von 3000 Rthr. als Fonds bestimmte. Dieses neue Institut ist von Sr. Maj. dem Könige von Preußen allergnädigst bestätigt worden, der Plan den Mitgliedern der Hufeland'schen Stiftung bereits mitgetheilt, und es läßt sich erwarten, daß der letzte fromme Wille des edlen Hufe-

land in dem bewährten Sinne der Aerzte zum Wohlthun Förderung und Gedeihen finden werde.

In Bezug auf Mumien und Einbalsamiren erzählt Dieffenbach in seinen „Bemerkungen aus und über Paris," daß sich seit einigen Jahren in genannter Stadt eine Gesellschaft von Aerzten gebildet habe, die zu dem Zwecke zusammengetreten, die beinahe verloren gegangene Kunst des Einbalsamirens nicht nur, wie sie bei den Alten gewesen, wieder aufzufinden, sondern wo möglich noch zu vervollkommnen, ein Bestreben, das den glücklichen Erfolg habe, daß die von diesen Aerzten gelieferten Kunstproducte den bessern alten Mumien, obwohl mit großem Kostenaufwande, ziemlich gleich kommen. Mit besonderer Anerkennung gedenkt aber Dieffenbach eines jungen Pariser Arztes, des Dr. Bonifacius, der eine neue Art der Mumienbereitung entdeckt hat, durch welche er nicht nur alle Umrisse des Körpers, sondern sogar die natürliche Hautfarbe zu erhalten weiß. Dieffenbach hatte Gelegenheit, eine solche Mumie zu sehen. Es war ein alter Mann, der, einem Lebenden täuschend ähnlich, mit einem gelbgeblümten Schlafrocke, einem Hemde, Unterhosen und Strümpfen in einem Lehnstuhle saß. Die Umrisse des Gesichtes waren vollkommen erhalten, die eingesetzten Glasaugen ganz vortrefflich, der ganze übrige Körper dem eines alten, sehr magern Mannes ähnlich, Rumpf und Schultern ließen nichts zu wünschen übrig. Auch war weder von einem übeln Geruche, noch von einem Wohlgeruche nach Spezereien etwas zu bemerken. Die ganze Art dieser Mumienbereitung ist noch ein Geheimniß, welches er nur gegen eine vom Staate zu zahlende Prämie von 50,000 Franks veröffentlichen will. —12—.

Dr. Harrison zeigt in seinen „Mittheilungen aus dem Taufbuche eines Arztes," wie sehr der Arzt recht eigentlich berufen ist, die Seelenzustände der Menschheit zu erforschen. Harrison hatte hierzu in einer langen und glänzenden Praxis vielfache Gelegenheit, und ihm ist es gelungen, mit malerischer Innigkeit die Verirrungen des Lebens so zu schildern, wie sie selten ein Schriftsteller erreicht hat. Ergreifende und rührende Scenen wechseln mit Bildern der Verworfenheit und des Elends ab, und verdienen wegen ihrer Wahrheit, Schönheit und moralischer Gewalt, beherzigt zu werden. —x—.

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Ruprechtsplatz Nro. 462, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann.

Gedruckt bei J. P. Sollinger.

Neue Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. H. Beer.

[N° 28.] Donnerstag, den 6. April. [1837.]

Inhalt: Beiträge zur Diätetik der Seele, von Dr. Ernst Freiherrn v. Feuchtersleben (Fortsetzung). — Fr. Hofstetter's Ohrkugeln als diätetisches Vorbauungsmittel bei leichter Geneigtheit zu Ohrenkrankheiten. — Miscelle. — Nekrologe. — Beilage: Gallerie großer vaterländischer Aerzte (Beschluß). — Miscellen.

Beiträge zur Diätetik der Seele.

Von Dr. Ernst Freiherrn v. Feuchtersleben.

(Siehe Nr. 1 und 7 unseres Blattes.)

III.

Wenn schon eine Rangordnung im Reiche des Geistes Statt finden soll, so mag die Phantasie die niedrigste, der Wille die mittlere, die Vernunft die höchste Stufe einnehmen *). Dieß ist wenigstens die Ordnung, in wel-

*) Die Psychologen der neuern Aera pflegen denen der ältern den Vorwurf zu machen: daß sie durch Aufstellung mehrerer, und zwar höherer und niederer Seelenvermögen, einer Vernunft, eines Verstandes, eines Willens, einer Einbildungs- und Erinnerungskraft u. a. m., die lebendige Einheit des menschlichen Geistes zersplittern und tödten. Sobald die erwähnten sogenannten Vermögen als besondere, nach eigenen Gesetzen wirkende Wesen gedacht werden, haben die Tadler Recht: denn der Geist des Menschen ist eine einzige, ganze, untheilbare Kraft; und Alles, was man an ihm unterscheiden kann, sind nur die Formen seiner Thätigkeit, in welchen er sich äußert. Aber diese Formen lassen sich auch wirklich sehr deutlich und zu großer praktischer Förderniß von einander unterscheiden; und da das Unterscheiden von jeher der Welt weniger Schaden gebracht hat, als das Zusammenwerfen, so wollen wir unsererseits jener ältern Schule lieber danken, daß sie uns gelehrt hat, den Menschen zu analysiren, statt ihn als ein Wunder anzugaffen, — und wollen dem Winke gemäß, den sie uns gibt, indem wir die geistige Kraft des Menschen betrachten und bewundern, uns an die Verschiedenheit ihres Wirkens halten. Wir mögen uns in so viele Radien auseinander legen, als nur vom Centrum unseres innersten Wesens zur Peripherie der Unendlichkeit denkbar sind: drei Richtungen werden es doch am Ende seyn, auf welche sich alle andern so ziemlich zurückführen lassen, die des denkenden Vermögens, die des empfindenden, in welchem Phantasie und Gefühl zusammenfließen, und die des wollenden; dieß zusammen ist der innere Mensch, sein ganzes Wesen, seine ganze Tendenz, das, was der immer philosophische Sprachgebrauch „sein ganzes Denken,

cher sich, während unseres Lebens, jene Thätigkeiten entwickeln. Der Knabe phantasirt, der Jüngling begehrt, es denkt der Mann; und wenn es wahr ist, daß die Natur bei ihrem Wirken vom Kleinern zum Größern fortschreitet, so ist jener Stufenrang bewiesen. Sie fängt mit ihren Entwicklungen bei der Phantasie an; und so wollen auch wir bei ihr anfangen. Ist doch die Phantasie die Brücke von der Körperwelt in die der Geister! Ein wunderbares, wandelvolles, räthselhaftes Wesen, von welchem man nicht weiß, ob man es dem Leib oder der Seele zueignen soll; ob es uns, oder wir dasselbe beherrschen? So viel ist gewiß, daß es sich eben um dieser Stellung willen ganz besonders dazu eignet, die Wirkungen der Seele auf den Körper zu vermitteln, und daß es uns gerade als solches Mittelglied hier besonders wichtig seyn muß. Und in der That, wenn wir auf die Vorgänge in unserm Innern genau Acht geben, so werden wir wahrnehmen, daß weder der Gedanke, noch das Begehren unmittelbar in uns körperlich werden, — sondern daß sie immer erst durch die Berührung der Phantasie zur Erscheinung gelangen: eine Bemerkung, die für den Psychologen und Arzt bedeutend genug ist. „Ueberhaupt ist die Phantasie" — nach dem Worte eines weitausgreifenden Denkers — „noch die unerforschteste, und vielleicht die unerforschlichste der menschlichen Seelenkräfte; denn da sie mit dem ganzen Bau des Körpers, insonderheit mit dem Gehirn und den Nerven zusammenhängt, wie so viele wunderbare Krankheiten zeigen, so scheint sie nicht nur das Band und die Grundlage aller feineren Seelenkräfte, sondern auch der Knoten des Zusammenhanges zwischen Geist und Körper zu seyn, gleichsam die sprossende Blüthe der ganzen sinnlichen Organisation zum weitern Gebrauch der denkenden Kräfte." — Haben wir nicht in der Phantasie der Eltern (wenn nicht den einzigen, doch einen sehr einflußreichen) Grundkeim zur Lebensform des künftigen Menschen zu suchen? und wenn nun insofern der ganze Mensch ein Sohn der Phantasie zu nennen wäre, — ist da nicht die Phantasie etwas sehr Ursprüngliches in uns? Man kann sagen, sie ist in uns, ehe wir noch wir selbst sind, und wenn wir es kaum mehr sind, — in allen jenen merkwürdigen Zuständen, in welchen die freie Besonnenheit unter die Gewalt einer dunkeln Willkür geräth, in der Kindheit, im Schlummer, im Wahnsinn, in jener poetischen Periode, die ein Gemisch von allen Dreien ist, walten ihre Zauber am mächtigsten.

Wenn ich vorhin sagte, in ihr fließe Empfinden und Einbilden zusammen, so war das nicht gesagt, um eine genauere Distinction zu ersparen,

---

Dichten und Trachten" nennt. Wie nun die Seele auf diese dreifache Weise gegen die hereinbrechenden Leiden der Leiblichkeit thätig ist, wollen wir gesondert in Betrachtung ziehen.

sondern weil in der That Gefühl und Phantasie nur der leidende oder thätige Zustand eines und desselben Vermögens sind; denn wir empfinden auch, indem wir phantasiren; wir empfinden dann, was wir uns einbilden, — so wie sich die Phantasie, welche in diesem Falle thätig war, leidend mit den Eindrücken beschäftigt, welche ihr die Außenwelt aufdrängt, — als Empfindung. Wer geübt ist, über sich selbst nachzudenken, wird bald merken, daß hier mehr als ein Wortspiel zu Grunde liegt. Wir werden leiden, wenn wir die empfindende Fläche unseres Wesens der Welt entgegenhalten, — wir werden uns von Leiden befreien, wenn wir eine thätige Phantasie ihr entgegenstellen. So kommt auch hier, wie in allen Dingen, Leid und Freude den Menschen aus Einer Quelle. Und wenn Jedem von uns die furchtbare, wie die herrlich heilsame Gewalt der Phantasie in kranken Zuständen aus Erzählungen und Beispielen hinlänglich bekannt ist, — muß nicht, was Krankheiten heilen kann, auch im Stande seyn, sie abzuwehren, — was sie tödtlich machen kann, sie herbeizuführen? Wie tief und gefahrvoll leiden jene Unglücklichen, die sich der fixen Einbildung irgend eines ihnen drohenden oder schon gegenwärtig gewähnten Uebels überlassen? Früher oder später führen sie es wirklich herbei. Man kennt jenen Schüler Boerhave's, der den entsetzlichsten Cursus der Medicin durchmachte, indem alle krankhaften Zustände, welche der beredte Lehrer mit lebensvollen Farben malte, nach und nach an ihm wirklich zum Vorschein kamen; nachdem er so im Wintercurse die Fieber und Entzündungen, und im Sommer die Nevrosen durchgemacht, hielt er es für gerathen, ein Studium aufzugeben, welches ihn an den Rand des Grabes docirt hatte. Ein Kellner las im Septemb. 1824 in einer Zeitung die Schilderung des durch den Biß eines wüthenden Hundes erfolgten Todes eines gewissen James Drew, wurde nach der Lektüre von der Wasserscheu befallen, und im Guy-Hospital noch dem Tode entrissen (Britannia, April 1825). Unglückliche, die sich im Innern vom Vorwurfe einer ausschweifend verlebten Jugend gequält fühlen und die körperlichen Folgen davon fürchten, drücken das Bild der ihnen drohenden Uebel so tief und wiederholt in ihre Seele, bis jener Zustand entsteht, welchen Weikard als tabes imaginaria charakterisirt, und welcher ein trauriges Gemisch von Besorgnissen und durch Besorgnisse wirklich erzeugten Leiden ist. Jeder praktische Arzt hat, zumal in unsern überbildungssiechen Tagen, oft genug Gelegenheit, analoge Erscheinungen an sich und Andern zu bemerken. Während des Studiums der Augenheilkunde schweben manchem Jünger unserer Kunst mouches volantes vor den Augen, und schwächen diese wirklich, während das Schreckbild des schwarzen Staars der Phantasie droht. Wie häufig während der furchtbaren Epidemie, welche in den letzten Jahren zur europäischen Angelegenheit ge-

worden ist, hörte man, nachdem das gesellige Gespräch sich eine Zeitlang um jene Achse gedreht hatte, Diesen und Jenen über beängstigende Empfindungen im Unterleibe klagen, bis er wirklich Symptome des gefürchteten Uebels äußerte! — Ich greife absichtlich nach Beispielen in die nächste Nähe; aus Büchern könnte man sie in's Erstaunliche vermehren. Und diese Phantasie, welche im Stande ist, den Sterblichen in solch tiefen Jammer zu stürzen, sollte nicht Kraft genug haben, ihn zu beglücken? Wenn ich erkranke, weil ich mir einbilde, zu erkranken, — sollte ich mich nicht gesund erhalten können, dadurch, daß ich mir fest einbilde, es zu seyn?

Wenden wir uns zu der erfreulichen Betrachtung jener Fälle, welche diese Fragen bejahen. Ich wiederhole hier nicht, was von Wundern des Zutrauens, der Hoffnungsbilder, der Träume, der Sympathien, der Musik, in Krankheiten erlebt worden ist; es stehe nur als ein Wink hier, daß das, was auf schon zerrüttete Organe heilend wirkt, noch wirksamer gesunde bewahren werde. Alle jene Mittel zur Heilung gehören in's Gebiet der Phantasie, und eine fortrückende Zeit wird unsere Enkel belehren, daß noch gar manche Heilmethoden in dieß Gebiet gehören, deren Grund wir heute noch ganz wo anders suchen. Dadurch wird ähnlichen Mitteln gar nichts genommen; wenn mich die Einbildung gesund gemacht hat, ist nun meine Gesundheit nur eine Einbildung? Ein englischer Arzt wollte bei einem seit Langem an Zungenlähmung leidenden Mann, dem bisher nichts half, ein von ihm erfundenes Instrument versuchen, von welchem er sich viel versprach. Um sich zuerst von der Temperatur der kranken Zunge zu unterrichten, bringt er ein kleines Taschen-Thermometer unter dieselbe. Der Kranke, im festen Glauben, dieß sei das neuerfundene Heilinstrument, versichert entzückt nach wenigen Minuten, daß er seine Zunge bewegen könne (Sobernheim, Gesundheitsl. 1835). — Konnte er sie etwa weniger bewegen, weil ihn eine Einbildung geheilt hatte? — Es ist hier nicht der Ort, zu untersuchen, wie viel von den Erscheinungen des animalischen Magnetismus hierher gehört. Die Beobachtung der körperlichen Wirkungen einer absichtlich gestimmten Phantasie ist wenigstens eine der ältesten, welche Menschen gemacht haben. „Was würden Sie sagen" — schreibt Fontanier, ein in Asien reisender Gelehrter, aus Teheran vom August dieses Jahrs 1824, an Jaubert in Paris, — „wenn ich Ihnen melden müßte, daß die Theorie (Erfahrung?) dessen, was wir den thierischen Magnetismus nennen, den Einwohnern des Orients viel früher bekannt gewesen, als man in Europa daran dachte? Daß es Leute in Asien gibt, welche die Praxis jener Theorie zu ihrem eigentlichen Gewerbe machen und von den Mollah's verfolgt werden?" — Nun sind die Söhne des Ostens weit mehr in der Welt der Phantasie daheim und erzogen, als wir, und die

Mysterien dieses Wunderreiches mußten, als ihre ersten Erfahrungen, ihnen bekannter werden, als uns. Alle die Einwirkungen, welche wir täglich kräftigere und reichere Naturen auf unbestimmtere und zarte ausüben sehen, scheinen in diesen Bezirk zu gehören und durch Operationen der Phantasie bewerkstelligt zu werden. Auch die Vernunft eines höhern Menschen wirkt erst in die unsere, wenn die Phantasie ihr den Weg gebahnt hat. Bedeutende Menschen wirken nicht dadurch, daß man sie sogleich versteht, (exempla odiosa!) sondern durch den Nimbus, der sie umglänzt und die Phantasie der übrigen in ihre Atmosphäre zieht. Ueber dieß Capitel wären Bücher zu schreiben; ich aber kehre von meiner Abschweifung zurück, und will nur andeuten, daß dort, wo die eigene Phantasie zu lahm geboren ist, um in meine seelen-diätetischen Pläne einzugehen, sie sich an eine mächtigere schließen und aus ihr den Odem und die Milch geistiger Gesundheit in sich schlürfen mag. „Seelenhektisch ist Jeder" — sagt der noch nie genug gewürdigte Hippel — „dessen Einbildungskraft auf schwachen Füßen geht. Die Phantasie ist die Lunge der Seele." — In der That, wenn es erlaubt ist, Gleichnißreden fortzuspinnen, erscheint die Phantasie als die vegetative Sphäre des innern Menschen, dessen irritable das fühlende, dessen höchste, das geistige Nervensystem bedeutende, das denkende Vermögen darstellt. Die Phantasie ist weiblicher Natur; das weibliche Leben ist im Ganzen ausdauernder als das männliche, und jene hohe, physische Kraft, welche — nach der Erfahrung des Menschenforschers — der Zartheit und Reinheit verliehen ist, möchte ihr Ergebniß seyn. Und sehen wir nicht, wie sich so häufig zarte, wie aus Mondschein und Aether gewebte Lianen-Naturen, zum Staunen ihrer selbst und der Ihren, erhalten und schützen, bloß von der duftigen Kost leichter, feenhafter Träume genährt? Ist nicht die Hoffnung nächst dem Schlaf, dem Bringer der echten Träume, — selbst in den Augen Kants, des nüchternsten der Vernunft-Evangelisten — die Beschützerin und der Genius des menschlichen Lebens? und was ist die Hoffnung meist anders, als eine Tochter der Phantasie? eine Schwester des holden Traumes? Gewiß, Hufeland hat Recht, wenn er eine lieblich gerichtete Einbildungskraft unter den wichtigsten Verlängerungsmitteln des Lebens mit aufzählt. Kallobiotik ist nur ein Theil der Makrobiotik, und die Schönheit des Daseyns liegt in den Händen der Phantasie. Wenn eine in neuesten Tagen berühmt gewordene Frau von sich rühmt: „bei altersmäßiger Reife alle Springfedern wahrer Kindheit und Jugend im Gemüthe bewahrt zu haben" — wem hatte sie das zu danken, als jener mit den Schwingen ewiger Jugend beflügelten Phantasie, welche ihre Leser an ihr so gerne bewundern? Lange würde die traurige Katastrophe über Naturelle, wie das eines Novalis, eines Heinr. v. Kleist, nicht hereingebrochen seyn,

wenn nicht dieselbe Phantasie, welche thätig war, sie abzuwehren, durch die verderbliche Richtung, die sie annahm, vielmehr selbst die Lähmung aller frohen Kräfte herbeigeführt hätte. Und hier bin ich nun, wo ich anlangen wollte. Eben weil die Einbildungskraft nur die leidende Seite des Empfindungsvermögens, weil sie weiblicher Natur ist, so soll sie auch nie, wenn sie gedeihlich werden will, ihres passiven Standpunktes vergessen. Sie ist ein sanftes, vestalisches Feuer, welches, wenn es jungfräulich gehütet wird, leuchtet und belebt, — wenn man es aber entfesselt, verzehrend um sich greift.

Unter den Bestrebungen, die das geistige Leben des Menschen auf unserm Planeten bilden, ist es die Kunst, welche der Sphäre zugehört, in der wir uns eben bewegen. Wie im Traume ein freundliches Vegetiren den ermüdenden Kampf des Geistes mit der Körperwelt ablöst, und indem es Leib und Seele näher verschwistert, das Daseyn durch Ersatz wiedergebiert, so erschafft uns die Kunst im Wachen Träume, welche das Leben unterhalten, das dem Zwiespalt der Wirklichkeit erliegen will. Halb an den Leib, halb an die Seele spricht die Musik, die bildende und die redende Kunst; und sie werden zum Palladium der Gesundheit und des frohen Zustandes werden, wenn sie, den obigen Erörterungen gemäß, von dem männlichen Geiste beherrscht und geleitet, zum Frieden und zur Versöhnung hinwirken. Dann wird ihr holder Aether uns durchs ganze Leben erquicken, und noch im Tode werden uns, wie es von Jakob Böhm erzählt wird, Harmonien umringen und mit niegehörter Herrlichkeit in die größere und ewige Harmonie der Sphären hinübergeleiten.

Aber hier würde man versucht, eine ästhetische Vorlesung zu halten und zu fragen, ob der jetzige Zustand der Kunst diesem schönen, freundlichen Zwecke entspreche? ob die Werke der Maler, wie der Anblick des vatikanischen Apoll, uns mit innerer Gesundheit erfüllen? ob die der Dichter uns zu erheitern, zu bilden, zu beleben, gesund zu erhalten, geschrieben und geeignet sind? Diese Fragen gehören weit mehr, als man etwa glauben möchte, in das Gebiet einer Diätetik der Seele.

(Wird fortgesetzt.)

Fr. Hofstetter's Ohrkugeln als diätetisches Vorbauungsmittel bei leichter Geneigtheit zu Ohrenkrankheiten.

Die Redaction der Gesundheits-Zeitung erhielt folgendes Schreiben:

Schätzbarster Herr Redacteur!

„Die Beobachtung, welche ich während mehrjähriger Behandlung von Gehörkranken gemacht hatte, daß selten Personen am Gehör erkrankten, wel-

che von der Natur den Vortheil voraus hatten, mit den sogenannten Bockshaaren (Hircushaaren) am äußern Vorsprung des Ohres reichlich versehen zu seyn, und daß die meisten solcher von Natur begünstigten Individuen bis in ihr höchstes Alter sich einer ungeschwächten Gehörfähigkeit erfreuten, — bestimmte mich, hierin die Natur nachzuahmen, und brachte mich auf den Gedanken, Haarkugeln aus Menschenhaaren zu verfertigen, um bei solchen Personen, die mit genanntem Vorzug nicht begabt sind, die Bockshaare künstlich zu ergänzen."

„Ich bin daher so frei, Ihnen Einiges über den diätetischen Gebrauch dieser Haarkugeln mitzutheilen, mit der Bitte, folgende Bemerkungen in Ihr geschätztes Blatt aufzunehmen.

„Bei Anwendung der Haarkugeln, wovon ich Ihnen einige zur Kenntnißnahme beilege, ergaben sich mir folgende günstige Resultate:"

1. Daß dieselben, in das äußere Ohr eingebracht, als ein unschuldiges, einfaches und vorzügliches Vorbauungsmittel gegen Gehörkrankheiten sich bewährten, besonders bei schwächlichen, zarten Personen, die sich bei ihren Berufsgeschäften durch längere Zeit in kalter und rauher Witterung, oder im Luftzuge, oft gar mit entblößtem Haupte aufzuhalten genöthigt sind, wie dieß bei feierlichen Functionen oder Jagden, Reisen u. s. w. sich zu ereignen pflegt; dasselbe ist auch bei Jenen der Fall, die sich öfters einem schnellem Wechsel der Temperatur, z. B. bei Gelegenheit des Besuches von Theatern, Soirées, Concerten, Bällen u. s. w. aussetzen.

2. Als Schutzmittel vor Recidiven haben sich diese Kugeln bei jenen Individuen bewährt, welche in Folge eben überstandener Gehörkrankheiten eine erhöhte Anlage zu Leiden des Gehörs haben und überdieß zu Flüssen geneigt sind.

3. In Fällen, wo sparsame Ausscheidung des Ohrenschmalzes und daherrührende Trockenheit im äußern Gehörgang leichte Veranlassung zur Schwerhörigkeit wird, hat mich die Erfahrung gelehrt, daß die Ohrkugeln die Ausscheidung des Ohrenschmalzes befördern und daher als Schutzmittel empfehlenswerth sind.

4. Nichts ist geeigneter, den schädlichen und gefährlichen Mißbrauch zu beseitigen, der bei jedem Ohrenleiden beinahe Statt zu finden pflegt, nämlich die Ohren sogleich mit Baumwolle voll zu stopfen — als die Anwendung der Haarkugeln; jedoch brauchen diese nur äußerlich am Ohr angelegt zu werden, indem sie schon, so angewendet, das innere Ohr vor jedem nachtheiligen Eindruck von Außen hinlänglich schützen. Jeder mit Behandlung von Ohrenkrankheiten sich befassender Arzt wird zugeben, daß durch den Mißbrauch des Vollstopfens der Ohren mit Baumwolle nicht nur die Schwerhörigkeit befördert, sondern sogar die Gehörfähigkeit geschwächt werden kann."

„Indem ich nur noch hinzufüge, daß ich mich über die Heilkräfte dieser Ohrkugeln in einem eigenen Aufsatz in einem hier erscheinenden medizinischen Journal nächstens näher aussprechen werde, habe ich die Ehre ꝛc."

Wien den 19. März 1837.

Fr. Hofstetter,
Magister der Chirurgie und Geburtshilfe, und Hausarzt der k. k. Theresianischen Ritter-Akademie.

Miscelle.

Petersburg: Vom 1. Juli 1835 bis dahin 1836 wurden im ganzen russischen Reiche 495,381 Kinder geimpft. In allen Krankenhäusern, mit Einschluß der Quarantaine-Lazarethe, wurden in derselben Zeit 260,916 Kranke behandelt, von denen 223,473 genasen und 18,888 starben, ein Verhältniß der Gestorbenen zu den Genesenen, wie 1 zu 12. — In jedem der verschiedenen Gouvernements des Reiches sollen allmälig mehrere Heilanstalten unter dem Namen „Bezirks-Heilanstalten" errichtet und in diesen vorzüglich Kranke, die an langwierigen Uebeln leiden und einer anhaltenden Pflege und ärztlichen Behandlung bedürfen, aufgenommen werden.

Nekrologe.

Zu London starb am 11. October 1836 Sir William Knigthon im 60sten Lebensjahre an Brust- und Herzbeutelwassersucht. Nur wenigen Aerzten möchte es gelingen, bei im Ganzen nicht ausgezeichneten Talenten und Kenntnissen, sich von einer so niedern Stufe zu einer so glanzvollen Laufbahn empor zu arbeiten. K. kam 1796 als Lehrling zu einem Apotheker in Tavistock, ließ sich dann als solcher daselbst nieder, zog später nach London, wo er bis 1810 vorzüglich als Geburtshelfer prakticirte; er folgte hernach dem Herzoge von Wellington nach Spanien, und ward auf dessen Empfehlung nach der Rückkehr Leibarzt des damaligen Prinz-Regenten; 1813 bekam er den Titel „Baronet," später das Großkreuz des Guelfenordens. Er zog sich darauf von der Praxis gänzlich zurück, indem ihm der verstorbene König eine Wohnung im Schlosse zuwies, und ihn zu seinem Geheim-Secretär machte. —x—.

Der Baron Desgenettes, vormaliger Ober-Armeearzt der Kaisers der Franzosen und Professor an der Ecole de Medecine zu Paris, ist gestorben. — Der um die Einführung der Blatternimpfung auf dem festen Lande Europa's und vorzüglich um die Verbreitung derselben in der Lombardei hochverdiente Arzt, Dr. Luigi Sacco, ist am 25. December 1836 zu Mailand gestorben.

(Hierzu eine außerordentliche Beilage.)

Außerordentliche Beilage
zur
Gesundheits-Zeitung.

[N° 4.] Donnerstag, den 6. April. [1837.]

Gallerie großer vaterländischer Aerzte.

I. Van Swieten.

(Beschluß.)

Wenn die kaiserlichen Erblande mit so vielen geschickten und gelehrten Aerzten bevölkert wurden, so ist dieß ein Werk des Freiherrn van Swieten; daher hat die einsichtsvolle Monarchin ihn mit ihrem ganzen Vertrauen beehrt und ihn in allen Anliegenheiten der Wissenschaften zu Rathe gezogen. Bisher mußten die jungen Arzneigelehrten ihren Unterricht allein auf den theoretischen Theil der Wissenschaften einschränken; die Ausübung selbst blieb ihnen ganz unbekannt, und wurde erst damals angefangen, da sie bereits als Aerzte über die Art und Größe der Krankheiten entscheiden, und sie heilen sollten. Durch unsern Freiherrn wurde ein eben so geschickter als berühmter Mann berufen, ein neuer Lehrstuhl an dem Bette der Kranken eröffnet, täglich daselbst ein Unterricht ertheilt, welcher wegen der Mannigfaltigkeit der Krankheiten den Lehrlingen eine Kenntniß und Leichtigkeit verschaffte, die sie nach mehreren Jahren der Ausübung und mit vielem Schaden der Kranken nicht würden erreicht haben. Bisher hat die Wundarznei mehr nach mechanischen Kunstgriffen als nach Grundsätzen verfahren, die Zergliederungskunst wurde nur nach der Oberfläche berührt und aus einem alten und blinden Vorurtheile für schimpflich gehalten. Durch unsern Freiherrn wurde dieses Vorurtheil verscheucht, die Wundarzneikunst nach gewissen Grundsätzen und Regeln gelehrt; ein geraumer anatomischer Saal zubereitet, mit den zahlreichsten und besten Instrumenten bewaffnet, und beständig mit hinlänglichen Körpern versehen. Durch unsern Freiherrn wurde ein weitläufiger und seltener Garten angelegt, in dem sich die verschiedensten Gewächse, nicht allein unserer Länder, sondern auch der entlegensten Welttheile versammeln und einer lernbegierigen Jugend die verborgenen Schätze ihrer Heilungskräfte zeigen.

Bis zu van Swietens Zeit haben entferntere Provinzen und geringere Städte nur allzugerechte Ursache gehabt, über die Unwissenheit und

Nachlässigkeit ihrer Aerzte, Wundärzte und Hebammen zu klagen. Durch seine Anstalten wurden diese Klagen gehoben, dem Uebel gewehret, Jedermann, der zu diesen Aemtern befördert seyn wollte, der strengsten Prüfung unterworfen, genaue Nachrichten von Zeit zu Zeit eingeholet und die Vernachlässigung seiner Pflichten mit der gewissen Strafe der Entsetzung beleget.

Von dieser Zeit an ist der Freiherr van Swieten bis an das Ende seines Lebens der Mittelpunkt geworden, von welchem aus alle Geschäfte der Universität in Bewegung sind gesetzt worden. Von dieser Zeit an hat sich auch die Wiener Universität in ihrer glänzendsten Größe gezeigt, und ist das Muster aller Universitäten der kaiserlichen Erbstaaten geworden. Ueberzeugt von dem mächtigen Einflusse, welchen die Schriften der Gelehrten auf die Wissenschaften haben, wendete van Swieten eine besondere Sorgfalt auf den herrlichen kaiserlichen Büchersaal, welcher seiner Aufsicht anvertrauet war. Dieser steht nun das ganze Jahr hindurch mehrere Stunden des Tages Jedermann offen. Jeder Gelehrte konnte sich van Swieten's Schutz und Beistand versprechen, und hier mußten Abneigungen und vorgefaßte Meinung, die er haben möchte, seinem Eifer weichen, den er trug, den Wissenschaften durch die Beförderung eines Gelehrten zu dienen. Sogar der verlassene lernbegierige Jüngling entging seinen Blicken nicht. Wie Vielen hat er den Unterhalt verschafft, um ihnen für die Lehrjahre die nothwendigste Muße zu verschaffen! Fremde Verdienste ohne Eifersucht erkennen, sie der Monarchin vortragen, sie mit Vergnügen befördern, Jedem seiner Kunstgenossen seinen Rath und seine Einsichten mittheilen, das Geheimnißvolle in den Wissenschaften vermeiden: waren Züge in van Swieten's Charakter. Er vermied mit größter Genauigkeit Alles, was eine fremde Ehre beleidigen konnte.

Der Freiherr van Swieten hatte ein feuriges und heftiges Naturell; er war von Natur zum Ernste und zur Standhaftigkeit gestimmt; eine angeborene Neigung heftete ihn an die Ordnung, er handelte niemals ohne reife Ueberlegung und Ueberzeugung, und daher veränderte er nicht leicht, was er beschlossen hatte. Eben so entfernt von Stolz als von einer niedrigen Eifersucht hat er niemals fremde Gelehrsamkeit mißkannt, um die seinige zu erheben. Seine Bescheidenheit ging auch in Ansehung der Werke seiner Liebe so weit, daß er sie würde gehemmt haben, wenn der vertraute Diener seiner Freigebigkeit sie mit dem geringsten Worte entdeckt hätte. Er haßte die Unwahrheit bis zum äußersten Grade; man vermochte bei ihm Alles durch die Wahrheit. Er, welcher gegen alle Fehler und Unordnungen so hart und unerbittlich war, war auf einmal gebrochen, erweicht, zu vergeben geneigt, sobald man sein Vergehen auf-

richtig, ohne Umschweife, ohne Entschuldigung eingestand; aber er war auch fähig, die genueste Freundschaft zu trennen, das festeste Vertrauen auf ewig, und in dem Augenblick Demjenigen zu entziehen, der es gewaget, ihn mit der geringsten Unwahrheit zu täuschen. Welchen Muth, welche Standhaftigkeit bezeigte er nicht, die Wahrheit selbst vor dem Throne, ohne Schminke, ohne Milderung vorzutragen und sie unter allen Widersprüchen zu vertheidigen, wenn es nöthig war! — Unser Freiherr wußte eben so klug für die Wahrheit zu schweigen, als sie bekannt zu machen; und weder Schmeicheleien noch Drohungen waren jemals fähig, ihm Geheimnisse zu entlocken oder von ihm eine andere Sprache, als die freimüthige Sprache der Wahrheit zu hören, indem er sagte: daß er Geheimnisse zwar wisse, aber niemals entdecken würde *).

Nichts übertraf seinen Eifer, den er für die Gesundheit des kaiserlichen Hofes bezeigte. Wie tief war seine Seele von der Gefahr seiner Fürstin, seiner Wohlthäterin, seiner Beschützerin betroffen! So groß aber sein Schmerz auch war, so behielt er die Gegenwart des Geistes, um seinen ganzen Eifer wirken zu lassen.

Unterdessen mußte unter so häufigen Arbeiten, die ihm sein Eifer geboten hatte, sein Körper sinken. Es äußerten sich die Merkmale einer tödtlichen Krankheit, die ihm endlich das Leben kosten sollte. Was war sein Tod? Nichts als eine vereinigte Ausübung aller der Tugenden, die er vorhin einzeln gezeigt hat. Maria Theresia selbst, welche ihn die letzten acht Tage vor seinem Tode öfter besuchte, hat sich nicht enthalten können, ihn zu bewundern, und die Thränen ihres bittern Schmerzes mit den Thränen der Bewunderung und Erbauung zu vermischen.

Miscellen.

Die Verkrüppelungen sind im Ganzen im nördlichen Frankreich viel seltener, als im mittlern Deutschland; in Paris zeigen sich indeß auch von diesen Unglücklichen eine große Anzahl. Zwei Anstalten haben daselbst Dr. Pravaz und Dr. Bouvier eingerichtet. Es soll merkwürdig seyn, mit wie erfinderischem Geiste in des Letztern Anstalt Vorrichtungen getroffen sind, wodurch die allerverschiedensten Muskelbewegungen gemacht und zu heitern Spielen benutzt werden können. Auch die Mädchen sollen mit Lust an den verschiedenen Uebungen Theil nehmen und dabei große Gewandtheit und Kraft entwickeln. In einem besondern Zimmer hat Bouvier die Resultate seiner Behandlung durch Gypsabgüsse verkörpert, die von je-

*) Diese Antwort gab er einem auswärtigen Gesandten, der, um ein Geheimniß zu erfahren, in ihn drang.

dem Zöglinge, sowohl bei dem Eintritte in, als bei der Entlassung aus der Anstalt genommen werden, und meist für die Vorzüglichkeit seines Verfahrens zeugen.

Se. Majestät der König von Griechenland hatten beabsichtigt, dem Staatsrathe Dr. Hufeland das Großkreuz des Ordens des Erlösers zu verleihen. Da nun durch den erfolgten Tod desselben diese Absicht nicht erreicht werden konnte, so haben die Erben des Verstorbenen das über jene Ordensverleihung sprechende Diplom erhalten.

Honig von Trebisonde (Trapezunt).

In einem Briefe von Keith Abbot an den Secretär der zoolog. Gesellschaft zu London ist die Rede von jenem berühmten Honige, dessen Genuß, nach Xenophon's Erzählung, die ganze griechische Armee in einen Zustand von Verrücktheit oder vielmehr Trunkenheit versetzte, ohne jedoch andere böse Folgen zu haben. Es heißt in dem Briefe: „Man glaubt, daß die Bienen ihren Honig aus den Blumen der Azalea pontica ziehen, die in dieser Gegend in großem Ueberflusse vorhanden sind und den herrlichsten Geruch verbreiten. Die Wirkung, welche auf den Genuß des Honigs folgt, ist genau so, wie sie Xenophon *) beschreibt und die der Einsender an sich selbst erfahren hat. Genießt man nur wenig, so erfolgt heftiges Kopfweh und Erbrechen, und der Unglückliche gleicht vollkommen einem betrunkenen Menschen; war die genossene Menge aber größer, so erfolgt Besinnungslosigkeit und mehrstündiges Unvermögen, sich zu bewegen.

—x—.

*) Eigentlich fand Xenophon diesen Honig auf einer von Trapezunt noch mehr als zwei Tagemärsche entfernten Anhöhe eines Gebirges, das jetzt von den Türken Koat-Dag genannt wird. Die Stelle im Xenophon, auf die hier angespielt wird, heißt so: „Auf der Höhe angelangt, rückten die Griechen in die vielen, mit allen Bedürfnissen reichlich versehenen Dörfer ein. Sie fanden daselbst nichts Auffallendes; nur wunderten sie sich über die Menge der Bienenstöcke, und alle Soldaten, welche von den Honigwaben aßen, verloren die Besinnung, erbrachen sich, bekamen den Durchfall, und Keiner konnte mehr aufrecht stehen. Diejenigen, welche nur wenig davon genossen haben, glichen Betrunkenen; die viel genoßen, Rasenden, oder Solchen, die am Sterben sind. Es lagen so Viele da, als hätte man eine Niederlage erhalten, und die Muthlosigkeit war groß. Doch war am folgenden Tage Keiner gestorben, sondern beinahe um dieselbe Stunde kamen sie wieder zu sich. Am dritten und vierten Tage erstanden sie wie aus einer Bezauberung." — (Xenophon's Anabasis B. 4. c. 8.) D. Red.

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Ruprechtsplatz Nro. 462, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. Gedruckt bei J. P. Sollinger.

Neue Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. H. Beer.

[N° 29.] Montag, den 10. April. [1837.]

Inhalt: Einige Bemerkungen über die physischen und moralischen Einflüsse, welche auf die Gesundheit der nordischen Russen einwirken, von Dr. Fischer. — Die Ursachen frühreifer oder zu spät eintretender körperlicher Entwicklung der Jugend, von Sincerus. — Warnendes Bulletin. — Miscellen. — Nekrologe.

Einige Bemerkungen über die physischen und moralischen Einflüsse, welche auf die Gesundheit der nordischen Russen einwirken.

(Von Doctor Fischer *).

Das Klima finden wir in den russischen, nördlichen Breitengraden der beiden Hauptstädte, Moskau und Petersburg, und höher hinauf, nach dem Pole zu, ungleich rauher und feindseliger, als in unserem durchaus gemäßigteren, glücklicheren Deutschlande; aber auch zugleich ein mehr tumultuarisches Verfahren, sich dagegen zu schützen und die Sorge für Existenz, Behaglichkeit und Gesundheit möglichst zu vereinigen. Die künstliche Zimmerwärme im langen und harten Winter, ist nicht allein bei Tage, sondern auch des Nachts in den dünneren, hölzernen Häusern viel stärker. Der gemeine Mann hat zwar keine übermäßig warme Bettbekleidung, wie selbst der mittlere Stand bei uns, aber dagegen befindet er sich in einer fortwährend heißen und dunstigen Atmosphäre, in der Nähe eines kolossalen geheizten Lehmofens, bei welchem er mit den Seinigen sich zum Schlafen, oft nur in derselben dicken Bekleidung, die er am Tage außer dem Hause trug, niederlegt.

Im Winter wird daher eine möglichst dicke, feinere oder gröbere Pelzbekleidung nothwendig, und im Sommer bei der geringsten kühlen Luftveränderung der ängstliche Gebrauch eines dicken Tuchmantels.

*) S. Hufeland's Journal Bd. 83, St. 6.

Rechnet man hierzu, die oft zu große Ueberfüllung mit nahrhafter und selbst schwerer Kost, wie auch den, kurz vor der Mittagsmahlzeit gebräuchlichen Imbiß von pikanten Speisen, z. B. Salzfischen, Käse u. dgl. mit einem die Eßlust steigernden, starken geistigen Getränke; ferner den unmäßigen Genuß des Thees und des Brantweines; den häufigen Gebrauch oder vielmehr Mißbrauch der warmen und besonders der Schwitzbäder, so kommt dadurch eine Summe von überfüllenden, ausdehnenden und überreizenden, zuletzt erschlaffenden Ursachen zusammen, die auf die Länge ungünstig auf den Körper wirken.

Wenn es also auf der einen Seite allerdings Muth und Kraft des Volkes beweist, sich an solche starke Eindrücke und Contraste zu gewöhnen, so bleibt doch bei diesen gewaltsamen Extremen und bei diesen Nebenumständen der physische Mensch nothwendig hinter dem moralischen zurück; auf die große und widernatürliche Ausdehnung und abwechselnde Anspannung muß nothwendig Erschlaffung folgen. Bleich, und mit erschlafften, hängenden Gesichts- und Hautfalten, selbst bei mehr orientalischem oder slavischem, starkem Knochen- und Muskelbau, erscheint häufig unter den Russen besonders das männliche Geschlecht, als begreiflich am meisten solchen extremen Einflüssen unterworfen, und die frischeren roth-bausbäckigen Gesichter auf weißem Teint, sieht man in Petersburg und nähern Umgegend im Ganzen selten, und mehr noch unter den geringern Weibern, zumal den Mädchen. Herr Leibarzt Rauch bemerkte, daß namentlich in Petersburg die Krankheiten der untern Stände von denen der andern ganz verschieden seien. Auf die naturgemäße Lage und Gesundheit der letztern wirkt Vieles störend ein, obgleich sie im Allgemeinen keinen eigentlichen Mangel leiden und für ihren Unterhalt und ihre Lebensbedürfnisse auf mancherlei Weise so gesorgt wird, daß wir andern Europäer von diesen sogenannten Barbaren auch hierin etwas lernen könnten. Im Sommer ist dieß in der Hauptstadt noch mehr zu bemerken, als im Winter, da in jener Jahreszeit sehr viele Arbeiter vom Lande hereinkommen, die bei den verschiedenen Hantierungen, den Bauten, den Gewerben, dem Handel u. s. w. thätig sind, häufig in Erdlöchern schlafen oder auch bivouakiren, und nur mit schlechter Kost, getrockneten Fischen, mit Branntwein und dergleichen sich nähren. Leben nun auch die höhern Stände besser und leiden sie, wie schon gesagt, eben keinen eigentlichen Mangel, so steht doch eine gewisse Verweichlichung und Ueberreizung durch die eingeathmete Zimmerwärme während des langen Winters, andern, wenn auch normalen äußern Einflüssen mächtig entgegen. Selbst die Damen der höhern Stände, die doch genugsame Bettbekleidung und künstliche Bettwärmung haben können, schlafen in geheizten Zimmern, und bedauerten mit einem Schrei des Entsetzens das

Schicksal ihrer deutschen Geschlechtsverwandten, als sie hörten, daß sie häufig mitunter bei einer Kälte von 15 bis 20 Graden im kalten Zimmer, oder doch höchstens nur mit Abends gewärmtem Bette schliefen.

Ein neuer Schriftsteller, welcher in einem vielgelesenen Blatte (das Ausland 1835, Nr. 34) in einem Aufsatze, „der Winter in Rußland," die dichten Zimmer und die Heizungsapparate ausführlich beschrieben hat, bemerkt, sehr überzeugend: „Bei der großen Hitze der Zimmer und dem warmen Anzuge darin, müssen die Russen sich, wenn sie herauskommen, erkälten, Schnupfen, Husten, Flußfieber, Rosen, Augen- und Hals- (auch Lungen-) Entzündungen bekommen. Die Ausländer werden schwerer davon ergriffen, als die Inländer, fühlen aber die ersten drei Jahre ihres Aufenthalts die Kälte nicht so, wie diese, weil sie noch kräftiger sind. Sie schlafen in sehr geheizten Zimmern, die Fremden lieber in einem, durch eine Breterwand von der Heizung abgesonderten Gemache." — In Petersburg ist es nicht so kalt, wie in Moskau, was doch über 4° südlicher liegt, sicher aber durch seine östlichere, höhere und freiere (und vom Meere entferntere) Lage, so starkem Frost ausgesetzt wird, daß noch Mitte Mai die Erde tief gefroren ist. —

Der Russe, und man möchte behaupten, der höhere Nordländer überhaupt, darf sicher nach Verhältniß nicht so rasch und eingreifend, wie der Engländer, der Franzose (und nach Umständen selbst der südliche Europäer) oder wie der Holländer und Deutsche ärztlich behandelt werden! —

Das öffentliche Schicksal neuer Heilmethoden ist in Rußland dasselbe, wie in allen Ländern. Man hört oft bei uns sagen und fragen, ob es wahr sei, daß dieselben in Rußland und namentlich in Petersburg vielen Privatanhang finden? — Ich antworte darauf: das kann seyn; beweist aber nur, daß der Hang zum Neuen und Auffallenden dort so ausgebreitet ist, daß, wer von neuen Eigenschaften der Naturkräfte und ihrer Anwendung auf die dringenden Bedürfnisse der Menschheit (wie doch die Gesundheit ist) nur einigermaßen laut, zuversichtlich und angreifend redet, sicher, wie aller Orten, sich eines gewissen Zulaufes zu erfreuen haben wird. Natürlich, daß sich dann der Beifall und das fernere Anpreisen, nach einer immer eintretenden Summe von günstigen Fällen oder Verhältnissen von selbst finden und fortpflanzen muß; besonders findet dieß in Petersburg Statt, wo z. B. der Glaube an den Magnet und an eine geheime Kraft der Natur so verbreitet ist! — Denn, wenn auch in mancher Ergründung und Anwendung der Natur, Rußland weit genug vorgerückt ist, und selbst hie und da mit uns cultivirten Westländern rivalisiren, oder uns auch übertreffen mag, so liegt doch noch im Ganzen und im Volke, die Masse des unbefangenen und allgemeinen Denkens und Wissens, eben über die Natur, die Welt und die

Menschheit, noch sehr im Schlummer, oder gebieret, halb erwacht, wie aller Orten, die möglichst phantastischen Gestalten; wie viel mehr ist dieß in der vielbewegten großen Hauptstadt, wo das einseitigste und vielseitigste Denken und Mittheilen zugleich an der Tagesordnung ist, und die mannigfaltigsten Verhältnisse, Ansichten und Zwecke sich kreuzen! —

Die Ursachen frühreifer oder zu spät eintretender körperlicher Entwicklung der Jugend.

(Von Sincerus.)

Im Leben eines jeden Menschen treten zu gewissen Zeiten von der Natur bestimmte Entwicklungsperioden ein, die sich durch auffallende körperliche und geistige Veränderungen zu erkennen geben. Diese Lebensmomente sind für Aeltern und Erzieher, denen die Zukunft ihrer Kinder oder Zöglinge am Herzen liegt, von höchster Wichtigkeit. Die Gefahren, welche in diesen Wendepunkten menschlicher Entwicklung der Jugend drohen, sind groß, und ihr Eintritt muß mit dem scharfen Auge älterlicher Liebe bewacht werden. Ist die Leitung dieser Naturbestrebungen schon schwierig, wenn sie zur rechten Zeit eintreten und sich naturgemäß ankündigen — um wie viel größer ist die Aufgabe des Erziehers in den Fällen, wo die jugendliche Reife früher oder später, als sie sollte, das unbewachte Herz überrascht. Nicht immer liegt es in der Macht des Erziehers, das zu frühe oder zu späte Eintreten bestimmter Entwicklungsperioden zu verhüten. Eigenthümlichkeiten des Körpers und des Geistes, vorzüglich der Phantasie, Klima, Umgebung, Landessitten, Nahrungsmittel, Zeitgeist und viele andere Umstände, die oft schwer abzuwenden sind, können hier leider alle liebreichen Bestrebungen sorgsamer Aeltern und Erzieher vereiteln. Aber eben so wahr ist es, daß die zu frühe oder zu späte körperliche und geistige Entwicklung das Werk des Leichtsinnes, des schlechten Beispiels, einer regellosen Lebensart und der Unwissenheit ist. Letztere Ursache findet öfter Statt, als man gewöhnlich glaubt. Viele Aeltern haben keinen Begriff von den Gefahren, in denen ihre Kinder während einer solchen, gleichsam neuen Geburt schweben — sie verstehen die Sprache und Kennzeichen der Natur zu einer solchen Entwicklungszeit entweder nur halb oder gar nicht — ja einige glauben, ein gänzliches Nichtachten auf den Eintritt solcher Lebensmomente sei zarter, klüger, und der Sittlichkeit der werdenden Jugend angemessener. Diese Unwissenheit zu bekämpfen, ist eine eben so wichtige Angelegenheit der Menschheit, als die Zeit der eben aus der Knospe hervorbrechenden Blüthe es für den Landmann ist.

Unter den Umständen, welche in Bezug auf das Vor- oder Rückschreiten der Entwicklung eine wichtige Rolle spielen, betrachten wir zunächst die

geographische Länge und das Klima eines Ortes, das Stadt- und Landleben, Temperament, Lebensart. In Bezug auf geographische Breite hat Marc d' Epine *) genaue Untersuchungen angestellt, deren Resultat dahin geht, daß in Städten von verschiedener geographischer Breite die Entwicklungsperiode des Mädchens verschieden ist, und zwar so, daß diese früher eintritt, je nachdem die Städte sich dem Aequator nähern, und zwar nach folgender Tabelle:

Städte.	Eintritt der Entwicklungsperiode im Durchschnitt in Jahren.
Manchester	15,191
Toulon, Marseille	14,015
Paris	14,965

Aus dieser Tabelle ist aber auch ersichtlich, daß hier die geographische Breite nicht alleinigen Einfluß hat, weil sonst der Zahlenunterschied zwischen Paris und Manchester gleich seyn müßte dem Unterschied zwischen Paris und Marseille; denn in beiden Fällen variirt die Breite um 5 Grade. Allein, was dieses Annähern am Aequator nicht bewirkt, geht aus der Verschiedenheit des Klima hervor. Denn die mittlere jährliche Temperatur genannter Städte verhält sich folgendermaßen:

Städte.	Mittlere Temperatur in Fahrenh.
Manchester	51,50°
Marseille	59,50°
Paris	48,49°

Aus diesen zwei Tabellen geht hervor, daß die erhöhte mittlere Temperatur von zwei Graden Fahrenheit die Entwicklungsperiode im Durchschnitte um drei Monate beschleunigt, und eine Differenz von 8 Grad Fahr. jenen Zeitpunkt um ein Jahr früher eintreten macht. Die Verschiedenheit der geographischen Breite hat daher nur insofern hier Einfluß, als ihr im Allgemeinen auch ein verschiedenes Klima entspricht. Aber auch das Klima spielt hier nicht die einzige einflußreiche Rolle; denn sonst könnte man sich nicht erklären, wie es kommt, daß (nach Osiander's Berechnungen) in Göttingen, welches nur um 2 bis 3 Grad kälter ist, als Manchester, dennoch um ein ganzes Jahr die Entwicklungsperiode später eintritt. Wir werden in Verfolg dieses Aufsatzes sehen, daß nebst dem Klima hier noch andere wichtige Momente mit in Rechnung zu bringen sind, unter denen vorzüglich der Umstand sich geltend macht, ob man in einer großen Stadt geboren und daselbst gewohnt hat. Die Erfahrung lehrt, daß Landleute und die Bewohner kleiner Städte später in die Jahre der Reife treten. Schon

*) Archives générales de Medecine, Tom. IX. Série II.

dieser Umstand reicht hin, um den Unterschied zwischen Göttingen und Manchester zu erklären, indem die bei letzterer Stadt in Rechnung gebrachten Personen der Manufakturbevölkerung einer großen Fabriksstadt angehören, während Göttingen die kleine Bevölkerung von 10,000 Seelen hat, und die daselbst gemachten Beobachtungen meistens auf Landleute sich beziehen. Daher hat sich zwischen Paris, Manchester und Marseille, die alle drei große Städte sind, der Einfluß des Klima's reiner herausgestellt. Aber auch aus mehreren sehr genau angestellten Versuchen geht klar hervor, daß das südliche Klima den Eintritt der Entwicklungsperiode beschleunigt. — Auch das Stadtleben übt hier einen Einfluß, der nicht genug von Seiten des Arztes, des Moralisten und des Staatsmannes beherzigt werden kann. Erfahrene Aerzte zählen einstimmig eine regellose Lebensart, häufige Nachtwachen, frühzeitige Entwicklung der Einbildungskraft zu den Ursachen der Frühreife, und es ist nicht zu läugnen, daß diese Ursachen in den Städten viel öfter und mächtiger ihre Kraft üben, als auf dem Lande. Marc d' Epine fand in neuester Zeit diesen Umstand durch genaue statistische Untersuchungen bestätigt. Aber es kommt hier nicht bloß auf den Geburtsort, sondern vielmehr auf den Ort an, wo die Kinderjahre verlebt wurden. — Auch Temperament und Körperbeschaffenheit muß hier mit in Rechnung gebracht werden. In dieser Beziehung sind die äußern Kennzeichen des Temperaments von Wichtigkeit. Wir rechnen hierher: 1. die Farbe der Haare, der Augen, Farbe und Feinheit der Haut, besonders das, was man „teint" nennt, fettes oder mageres Aussehen, endlich die Sommersprossen. Bei einigen Personen ist jedoch die Ausmittlung ihres Temperaments mit großen Schwierigkeiten verbunden, und nur ein tiefes Studium ihres moralischen Charakters, so wie der Krankheiten, denen dieselben ausgesetzt sind, verbreitet hierüber einiges Licht. Alle diese einzelne Umstände hat der genannte französische Schriftsteller in Rechnung zu bringen gesucht, um ihren Einfluß auf die Zeit der Entwicklungsperiode zu ermitteln. Er fand, daß Mädchen mit hellkastanienfarbenen und schwarzen Haaren früher als jene mit dunkelkastanienbraunen in genannte Periode eintreten. — Die braune, schwarze und graue Farbe der Augen schienen mit beschleunigter — während helle und grünliche mit verspäteter Entwicklung übereinstimmen. Die Verbindung schwarzer oder brauner Haare mit grünen, grauen und blauen Augen fiel mit der frühzeitigsten Reife, — kastanienbraunes Haar mit grünen Augen mit der spätesten Entwicklung zusammen. Bei starken, körperlich wohl gebauten Personen fand auch im Vergleich mit schwächlichen ein früherer Eintritt der Entwicklungsperiode Statt. — Als Resultat aller dieser Untersuchungen ergab sich, daß schwarze Haare, graue Augen, feine weiße Haut,

kräftiger Bau eine frühzeitige Entwicklung erwarten lassen — während kastanienbraunes Haar, schwarze Augen, eine rauhe, wenig gefärbte Haut, schwacher und delikater Körperbau, Bedingungen zu einer spätern Reife sind. Als Resumé seiner Untersuchungen gibt Marc d' Epine folgendes an: In der gemäßigten Zone beginnt die Entwicklungsperiode gegen das vierzehnte Jahr; sie kann aber ausnahmsweise schon im zehnten oder erst im vier und zwanzigsten Jahr Statt finden. Einfluß auf den frühern oder spätern Eintritt haben die geographische Breite, und je mehr diese sich dem Aequator nähert, desto früher die Entwicklungszeit. Jedoch spielt hier zunächst das Klima eine Rolle, und je milder dieses ist, desto früher der Eintritt der Reife. Das Stadtleben hat einen, die Reife beschleunigenden Einfluß. In Bezug auf Temperament sind als die Reife beschleunigende Momente zu rechnen: schwarzes Haar, graue Augen, feine und weiße Haut, starker Körperbau.

Andere wichtige Umstände, die auch von bedeutendem Einflusse auf frühzeitige oder zu späte Entwicklung sind, z. B. Armuth oder Wohlstand, sitzende oder thätige Lebensart, hat Marc d' Epine aus dem Grunde nicht berechnen können, weil ihm die Angaben hierzu fehlten. Wir werden auf diesen wichtigen Gegenstand nächstens zurückkommen, indem wir unsern Lesern hier nur die Ansicht eines französischen Arztes, der diesen Punkt dem strengsten Calcul unterwarf, mitzutheilen die Absicht hatten.

Warnendes Bulletin.

Kupferne Kaminröhren erleiden bei Steinkohlenheizung bald eine Zersetzung, wodurch sich im Innern derselben eine Kruste von Schwefelkupfer ansetzt. Dieses verwandelt sich durch die, in den Zwischenzeiten des Heizens eindringende Luft in Kupfervitriol, ein Salz, welches leicht durch den Luftzug nach Außen geführt wird, sich auf den benachbarten Dächern ansetzt, und als im Wasser leicht auflöslich, alsdann durch den Regen in die Zisternen und Wasserbehälter herabgeführt wird, so daß diese, je nach ihrer Größe mehr oder minder dadurch verunreinigt werden (Annales d' Hygiène publ. Octob. 1836).

Miscellen.

In den Bemerkungen über Petersburg und russische Praxis spricht Dr. Fischer von der Unterhaltung, die er in dem lehrreichen Umgange mit den gebildetsten Aerzten Petersburg's genossen und fügt dann hinzu: „Ein trauriges Resultat der Unterhaltung war die Ueberzeugung, daß auch der Russe noch besonders tief im Aberglauben und in einfältiger

Vernachlässigung seiner Gesundheit, trotz der immer wohlwollender auftretenden Bestrebung seiner Regierung, sich befinde; und daß er, in zu blindem Vertrauen auf seine zahllosen Hausmittel, meist so lange wie möglich, auch selbst, wenn er noch so bedürftig ist, vom Besuch der glänzenden und zweckmäßigen Krankenanstalten sich zurückhält." —m—.

Preisfragen.

Die königl. Gesellschaft zu Marseille hat für das Jahr 1837 folgende Preisfrage gestellt:

1. „Hat das Erscheinen und Durchziehen der Cholera durch Frankreich die Ansichten der Aerzte, hinsichtlich der Art ihrer Verbreitung, hinlänglich geläutert, daß man, gestützt auf ihre jetzige Ansicht, sogleich die Sanitätsgesetze in Betreff dieses Punktes ändern kann." — 2. Die medicinische Gesellschaft zu Lyon hat Medaillen von 300 Franken an Werth für die besten Abhandlungen über die Frage ausgesetzt: „Welchen Krankheiten sind die Seidenarbeiter zu Lyon besonders ausgesetzt? Welche Verbesserungen sind seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts für die Gesundheitspflege dieser Arbeiter eingeführt? Welche Verbesserungen wären noch möglich und wie lassen sie sich ausführen?"

Die französische Regierung hat eine Commission ernannt, um die Verbesserungen anzugeben, welche der jetzige Zustand der Gesetzgebung hinsichtlich des Unterrichtes und der Ausübung der Medicin in Frankreich zulassen und erfordern könnte. —x—.

Nekrologe.

Einer der gelehrtesten Botaniker unserer Zeit, Herr C. H. Persoon, vom Cap der guten Hoffnung gebürtig, ist neuerlich zu Paris in einem sehr hohen Alter gestorben. Er genoß eine Pension von der Regierung seines Mutterlandes, an das er seine herrliche Kräutersammlung, die Frucht fünfzigjähriger Arbeit, das vorzüglich an kryptogamischen Gewächsen reich ist und sich gegenwärtig in Leyden befindet, verkauft hat. —12—.

Am 21. Jänner dieses Jahrs starb zu Innsbruck, Herr Fr. Carl Karpe, Dr. der Medicin, Mitglied der medicinischen Facultät zu Wien und Professor der theoretischen Medicin an der Universität zu Innsbruck, im 54sten Jahre am Schlagfluß. Er war ein eifriger und geachteter Lehrer, und besaß besonders viel Literatur- und Sprachkenntniß. (Salzb. Zeit.)

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Ruprechtsplatz Nro. 462, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonnirt man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugeschickt wird.

Gedruckt bei J. P. Sollinger.

Neue Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. H. Beer.

[N° 30.] Donnerstag, den 13. April. [1837.]

Inhalt: Das große kaiserl. Erziehungshaus in St. Petersburg. — Die große Sterblichkeit der Kinder, von Dr. Wilh. Rau. — Miscellen.

Das große kaiserliche Erziehungshaus (Findlingshaus) in St. Petersburg.

Die Kinder in dieser Anstalt werden bis auf einzelne, welche das Gouvernement als Waisen oder hilfsbedürftig zur Verpflegung und Erziehung in die Anstalt sendet, ohne Weiteres, und selbst ohne Bezeichnung ihrer Herkunft, an einer gewissen Empfangsstelle entgegen genommen und vorerst einer Amme des Hauses, deren jährlich über 4000 fungiren, übergeben. Diese Ammen, auch wenn ihrer bis mitunter über ein Paar Hundert überflüssig sind, erhalten alle gleichen Lohn, und die, welche eigene Kinder im Hause haben, dürfen diese bis zu der Zeit selbst säugen, wo sie den Dorfammen zur weitern Pflege auf dem Lande abgegeben werden müssen. Ist einmal Mangel an Ammen, wie z. B. in der Ernte, während welcher der Lohn verdoppelt wird, und kann eine vorzüglich befundene Amme so lange zwei Kinder säugen, so erhält sie ebenfalls doppelten Lohn, — lauter Beweise einer großartigen Munificenz zur Erreichung eines zarten humanen Zweckes! — Nach einiger Zeit werden sowohl die eingebrachten Findlinge, als auch die in der zum Hause gehörenden Gebäranstalt geborenen Kinder, nachdem sie zuvor in dem Vaccinationsinstitut geimpft sind, nach genauer Prüfung ihrer physischen Beschaffenheit durch den Oberarzt, wohlverwahrt in festen, jeder Witterung trotzenden Equipagen mit ihren Ammen bis zu deren Wohnungen in die Dörfer geführt. Einige nur werden ihren Müttern, auf die Bitte derselben, zur Erziehung bis zum achten Lebensjahre wieder zurückgegeben; jedoch wird auch für diese die bestimmte Zahlung geleistet. In den Dörfern befinden sie sich im Bereiche des zweiten großen Theiles der Anstalt,

der sogenannten Dorf-Expedition, die sich bis über 100 Werst von der Residenz im Umkreise erstreckt, und in zehn Theile getheilt ist. Jeder Kreis ist einem Arzte und dessen Gehilfen anvertraut, die nicht allein mit der ärztlichen Pflege der kranken Kinder ihres Bezirks in eigens dazu erbauten Lazarethen, sondern auch mit der Beaufsichtigung der Gesunden in den Dörfern selbst speciell beauftragt, und dafür verantwortlich sind. Sie haben auch die Verpflichtung, den Bäuerinnen, die sie fähig halten, Findlinge bei sich zu erziehen, Atteste darüber zu ertheilen, denn nur solchen werden später aus dem Petersburger Hause die Kinder wieder auf's Land übergeben. — Aus den Dörfern treten die Zöglinge, gegen acht Jahre alt, in die dritte und letzte Abtheilung der Anstalt, in das Gattschina'sche Erziehungshaus, welches über ihr künftiges Loos entscheidet. In zweckmäßigen zur Vorbereitung eingerichteten Classen, mit der ersten Politur gleichsam begabt und in ihren Fähigkeiten geprüft, kommen sie nach Maßgabe derselben entweder in die höheren, zu einer gelehrten Bildung vorbereitenden Classen, oder in die verschiedenen Werkstätten, um zu Handwerkern, Fabrikanten, Dienstboten u. s. w. (die weiblichen Zöglinge noch besonders zu höherer oder minderer Bestimmung, z. B. zu deutschen oder französischen, oder russischen Gouvernanten) gebildet zu werden. (Man bemerke, daß vom Militär, wenigstens vom Zwange dazu, gar nicht einmal die Rede ist.) Auch in physischer Rücksicht wirkt der Aufenthalt in Gattschina sehr wohlthätig auf sie; die gesunde Kost und reine Luft schützen sie vor Krankheiten und verleihen ihnen ein blühendes Aussehen, daher auch die Sterblichkeit dort gewöhnlich ungemein gering ist. Im Durchschnitte verhält sie sich in den letzten 10 Jahren wie $2^2/_5$ zu 100.

Später treten die Zöglinge wieder in das St. Petersburger Erziehungshaus ein, wo sie nun in den höchsten Classen desselben den Schulunterricht bis zum akademischen beendigen, und überhaupt die vollkommenste Erziehung genießen, die ihnen, trotz ihrer Geburt, sichere Ansprüche auf Güter und Ehren verschafft; theils verweilen sie noch einige Zeit, nachdem sie confirmirt worden, in den hiesigen Werkstätten, oder werden sogleich bei den Handwerkern der Hauptstadt als Lehrlinge und Gesellen, oder wenn sie besondere Neigung und Anlage dazu treibt, als Militärs, und die weiblichen bei andern Erziehungsanstalten, oder sonst als Gehilfinnen, Aufwärterinnen, Wäscherinnen, Nähterinnen u. s. w. untergebracht, wo die Kaiserin dann die Oberaufsicht auch über diese öffentliche weibliche Erziehungsanstalt übernommen hat. Ueberhaupt darf kein Zögling, auch wenn er volljährig ist, aus dem Hause entlassen werden, ehe für seine sichere Subsistenz gesorgt worden, und selbst nach seinem Austritte aus dem Hause bleibt er immer noch in vieler Hinsicht unter der Aufsicht und Protec-

tion desselben. (Die Krüppel und unheilbar chronischen Kranken befinden sich in einer besondern, zum Hause gehörigen Infirmerie.) Das zur Entlassung aus dem Hause festgesetzte Alter ist für das männliche Geschlecht 21, und für das weibliche 18 Jahre, wobei aber aus dem angegebenen Grunde der etwa nicht zu beschaffenden paßlichen Versorgung immer viele Aeltere zurück bleiben.

Da nun die Zahl der nach den jährlichen Registern des Instituts befindlichen, einheimischen und auswärtigen Alumnen 12 bis 14,000 beträgt, so kann man sich von dem Umfange derselben, der sich auch in den Gebäuden in Petersburg ausspricht, die mehrere große Höfe, Gärten u. s. w. einschließen, und worin man, wie in einer kleinen Stadt, Mühe hat, sich zurecht zu finden, einen Begriff machen. Schon beim freundlichen Durchführen durch die Anstalt wird man von der Zweckmäßigkeit derselben erfreut und an Kant's Definition vom thierischen Organismus erinnert, »daß nämlich Alles in demselben wechselseitig Zweck und Mittel sei.« Die größeren und geschickteren Zöglinge unterrichten die kleinern, namentlich in der Musik, in Handarbeiten u. dgl. — Naturalien- und technologische Sammlungen fehlen auch nicht für beide Geschlechter; beide lernen tanzen, was schon aus dem anständigen Gange, selbst der, paarweise wie in Reih und Glied zu ihren häuslichen Bestimmungen gehenden weiblichen Zöglinge erhellt, so wie aus den zwanglosen, zutraulichen und doch geregelten Begrüßungen und Verbeugungen, die sie den Vorstehern oder Fremden im lebhaften Vorbeigehen machen.

Auch in dieser Anstalt herrscht nicht allein die größte Ordnung und Reinlichkeit, die sich aller Orten und auch in der jeden Abend, nachdem die Zöglinge zu Bette sind, Statt findenden trockenen und feuchten Reinigung der Zimmer, Gänge, Treppen u. s. w., so wie auch in jedem Sommer durch die successive, durchweg vorgenommene Erneuerung der Winterwohnungen beurkundet, wo dann zugleich Gebrechliche und Kranke, denen die Landluft gut thun soll, nach einem, dem Institute gleichfalls gehörigen Krankenhause an der Neva, etwa zwölf Werste von der Stadt, mit großem Nutzen gebracht werden; um so mehr, da noch immer an Verbesserungen und Erweiterungen gearbeitet, und namentlich jetzt noch, auf dem Kaiser geschehene Vorstellung, ein größeres Krankenhaus für die Knaben dort gebaut wird.

Von den Säuglingen, welche an den Zimmerwänden herumgebettet, in ihren Wiegen bedeckt mit einem bedachten Kopfende und einem gelben Tuche darüber, jedoch ohne gewiegt oder zugefüttert zu werden, einer guten Luft, Reinlichkeit und guter Ammenmilch genießen, ist der dritte Theil gewöhnlich im sorgsam abgewarteten Säuglingslazareth, weil die kranken und eini-

germaßen schwächlichen im Hause zurückbehalten, die vollkommen gesunden aber nur auf's Land gesandt werden. Das Verhältniß der Ungeheilten ist gewöhnlich wie 1 zu $6^1/_5$, also ein sehr leidliches, wenn man bedenkt, daß alle frühzeitig gebornen oder sonst sterbend in das Haus gebrachten Kinder (wohl $^1/_6$ der ganzen Zahl) gewissenhaft mitgerechnet werden, und daß die Vorurtheile und Gewohnheiten der Mütter der niedern Stände der Residenz in der ersten physischen Erziehung der Kinder, zu deren Ausrottung das Haus wohl allmälig etwas, aber doch sehr schwer und langsam beiträgt, hierbei ebenfalls in Betracht zu ziehen sind. Dergleichen sind zum Beispiele das eiligste Verbinden der Nabelschnur; das sehr beliebte Zusammendrücken des Kopfes der Neugebornen, um ihm eine angenehme Form zu geben; das Tragen derselben in die heißen Dampfbäder, sobald wie möglich nach der Geburt; der allgemeine Gebrauch der sogenannten Zülpchen, die oft mit den schädlichsten festen und flüssigen säuernden Dingen gefüllt werden, und die wenigstens den Pfleglingen auf den Dörfern verderblich gereicht werden; und selbst die Fütterung der Kinder sogleich nach ihrer Geburt, die es sogar zur Ehrensache macht, Zwieback, Pfefferkuchen u. dgl. dem Kinde in den Mund zu stopfen u. s. w.

Die große Sterblichkeit der Kinder.

„Worin ist die unnatürliche Sterblichkeit der Kinder in ihrem ersten Lebensjahre begründet, und wodurch kann dieselbe verhütet werden? Eine von der kaiserl. russischen freien ökonomischen Gesellschaft zu St. Petersburg gekrönten Preisschrift von Dr. Wilh. Rau, Professor der Heilkunde an der Universität zu Bern ꝛc.“ (Bern 1836, gr. 8. IV. S. 148.)

Die nächste Veranlassung zu dieser Schrift gab der von der kaiserl. russischen ökonomischen Gesellschaft zu St. Petersburg im Jahre 1833 ausgesetzte Preis von 2000 Rubeln und einer Medaille von 50 Ducaten an Werth für eine befriedigende Beantwortung obiger Fragen. Wir beschränken uns darauf, den Inhalt vorliegender Schrift in gedrängter Kürze anzugeben, was hinreichen wird, das Interesse für dieselbe anzuregen.

Erster Abschnitt.

Veranlassungen der unnatürlichen Sterblichkeit der Kinder im ersten Lebensjahre.

1. Fehlerhaftes Verhalten der Mutter während der Schwangerschaft. Der Verfasser rechnet besonders hierher: Einschnüren des Unterleibes und der Brust; verkehrte Diät (besonders zu nahrhafte oder zu karge Diät); fehlerhafte Bewegung und Ruhe, besonders in ihren Extremen; Gemüths-Affecte, vorzüglich niederschlagende; Mißbrauch von Aderlassen; Purgir-, Brech-, urintreibende Mittel u. s. w.

2. Angeerbte oder angeborne Körperschwäche und Krankheits-Anlagen. Haupturſachen: Zu frühzeitiges Heirathen bei beiden Geſchlechtern (nach Attenhofer eine Hauptquelle der großen Mortalität in Rußland); ſitzende Lebensart mit Studiren verbunden; niederdrückende Gemüthsaffecte; Nahrungsſorgen, erbliche Krankheiten, Scropheln u. dgl.

3. Verkehrte phyſiſche Erziehung. Hierher gehören: Fehler bei der Ernährung, fehlerhafte Beſchaffenheit der Milch; zu fette, zu wäſſerige, zu ſparſame, zu reichliche, eigenthümlich veränderte, oft ohne ſinnlich wahrnehmbare Abweichung, Fehler beim Stillen ſelbſt, das zu häufige Anlegen des Kindes, das Einſchlafenlaſſen des Kindes an der Bruſt, das gleichzeitige Füttern, das zu frühzeitige und zu ſchnelle Entwöhnen. Hierher gehören: a) Fehler bei der Ernährung durch Säugammen und bei dem künſtlichen Auffüttern der Kinder. In einem Anhang verwirft der Verfaſſer mit Recht die Ernährungsweiſe der Kinder an den Eutern von Thieren, beſonders von Ziegen (nach Zwierlein), deren Milch viel zu fett iſt. — Fehler der Bekleidung, Wickeln der Kinder, unzweckmäßige Kopfbedeckungen. Der Verfaſſer rechnet hierher zu feſt angelegte, drückende Hauben, Fallhüte, Pelzmützen. — b) Fehler hinſichtlich der Betten. Erſtickung, Erdrücken der Kinder, wenn dieſe die Schlafſtätte der Mutter theilen. Schulz gibt die Zahl der jährlich in Schweden erdrückten Kinder auf 650 an! Der Verfaſſer tadelt daher gewaltſames Wiegen und empfiehlt die in einer Achſe ſich bewegenden, nach Art der Hängematten eingerichteten oder die ſogenannten Schwungwiegen, wie z. B. die ruſſiſche (aber ſorgfältig befeſtigte) Wiege. c) Ungeſunde Beſchaffenheit der Kinderſtuben, fehlerhafte Hautcultur, verkehrte Behandlung des Nervenſyſtems. Der Verfaſſer tadelt vor Allem die ſtärkſte Einwirkung der Sinnesreize (namentlich auch der Gefühlsnerven durch Kitzeln, Streicheln, durch Ammen und Wärterinnen), das plötzliche Erwecken der Kinder aus dem Schlafe und das unaufhörliche Beſchäftigen derſelben, welches Friedländer vorzüglich in den franzöſiſchen Kinderſtuben rügt. —

4. Unterlaſſene oder verkehrte Kunſthilfe bei drohenden oder wirklich vorhandenen Krankheiten der Kinder. Der Verfaſſer rechnet hierher den Aberglauben, Quackſalberei, unterlaſſene Kunſthilfe beim Scheintod der Kinder, in Anſehung der Nabelſchnur und der Vaccination. Ferner verkehrte Kunſthilfe durch Mißbrauch der Purgirmittel, der ſchlafmachenden Mittel, wohin der Verfaſſer auch übertriebenes Wiegen und vorzüglich noch das von manchen Wärterinnen zum Einſchläfern benützte Streicheln der Schläfengegend (nach Meißner) rechnet. Endlich Mißhandlung des Nabels, Drücken des bei der Geburt verſchobenen Kopfes, u. dgl. mehr.

Zweiter Abschnitt.

Verhütung der unnatürlichen Sterblichkeit der Kinder im ersten Lebensjahre.

1. Lebensordnung der Schwangern. Lebensart, Bekleidung, Bewohnung und Ruhe, Vermeidung erschütternder Gemüthsaffecte. (Das sogenannte Versehen soll dem Volke als ein Wahn geschildert werden, indem die feste Zuversicht der Unmöglichkeit desselben das beste Gegenmittel abgibt.)

2. Lebensordnung der Gebärenden und Wöchnerinnen. Kurze Bemerkungen über diesen Gegenstand.

3. Vorschriften zu einer gesundheitsgemäßen Kindererziehung. a) Behandlung der Kinder unmittelbar nach der Geburt. b) Ernährung der Kinder. Stillen. Regeln bei dem Stillen; Ammenwesen, künstliche Abfütterung, besondere Regeln bei derselben. Anhang. Regeln bei dem Entwöhnen der Kinder. Bekleidung der Kinder. — Kinderstuben. Der Verfasser tadelt besonders die russische Nationalsitte, daß sich in den Wohnungen des Bauern die Schlafstätten auf einem erhöhten, rings um die Wand laufenden Bretergestelle befinden. — c) Hautcultur, Baden und Waschen. Der Verfasser empfiehlt besonders vorsichtige Waschungen mit kaltem Wasser in einer spätern Zeit, d. h. etwa von der acht bis neunten Woche an. Fleißiger Wechsel der Wäsche und Kleidung. — d) Genuß der frischen Luft. In zwei Noten berührt der Verfasser noch die Nachtheile des Abschneidens der Kopfhaare bei ganz jungen Kindern, zumal im Winter. Schlafen und Wachen. — e) Bewegung und Ruhe. Der Verfasser hält gelindes, nicht erschütterndes, noch zu lang fortgesetztes Wiegen für eine den Neugebornen angemessene passive Bewegung. Mit dem größten Recht verwirft der Verfasser die verschiedenen künstlichen Vorrichtungen zum Laufenlernen, und gibt den höchst zweckmäßigen Rath, die Kinder öfters am Tage auf einem am Fußboden ausgebreiteten Teppiche sich nach Belieben bewegen zu lassen; bei warmer Witterung auf einem trockenen Rasen oder auf einem von der Sonne beschienenen Sandhügel. — Behandlung der Sinne und des Nervensystems.

4. Behandlung zahnender Kinder.

5. Behandlung kranker Kinder.

6. Zweckmäßige Benützung der Vorbauungsmittel. Durch Abstumpfung der Empfänglichkeit, sodann durch Vermeidung der Gelegenheit, von gewissen Krankheiten, z. B. den hitzigen Hautausschlägen angesteckt zu werden. — Wenn nicht nur unter den Todtgebornen verhältnißmäßig viel mehr Knaben als Mädchen sind, sondern, wenn auch im ersten Lebensjahr, und selbst noch darüber hinaus, der Knaben überall mehr sterben, als der Mädchen, so dürfte dieses schwerlich einen andern Grund

haben, als die höhere Anstrengung, womit unter übrigens gleichen Umständen der in der Regel größere Körper des männlichen Kindes geboren werden muß; es dürfte hiernach selbst nicht unbegründet seyn, anzunehmen, daß die Folgen der Gewalt, die das Kind bei der Geburt erleidet, so lang kenntlich bleiben, als diese überwiegende Sterblichkeit der Knaben fortdauert. Die Erfahrungen, welche bisher in Bezug auf die vorstehenden Verhältnisse gemacht wurden, erheben dieses sattsam *).

Miscellen.

Dr. Tressel in Treuen betrachtet es als eine zwischen einer säugenden Mutter und ihrem Kinde Statt findende sympatherische Beziehung, daß, wenn Beide von einander entfernt waren, die Mutter in dem Moment, wo das Kind zu Hause unruhig ward und die Brust verlangte, in der einen oder in beiden Brüsten eine schmerzhafte Empfindung empfand. Nicht Milchansammlung soll die Ursache davon gewesen, sondern der psychische Einfluß in Anschlag gebracht werden.

In einer Sitzung der medicinischen Gesellschaft zu Rio de Janeiro stellte ihr Präsident Dr. Meirelles die Frage:

Ob nicht die Corsette, welche die Mädchen vom zarten Alter antragen, als eine Ursache der in den letzten Jahren beim weiblichen Geschlechte häufiger gewordenen Schwindsucht zu betrachten seien? Herr Alvares war nicht der Meinung, daß die Corsette und Schnürleiber zu beschuldigen seien, da die Schwindsucht beim männlichen Geschlechte eben so häufig vorkomme. Er meinte, diese Krankheit sei namentlich seit 1808 häufiger geworden, seit der Hof von Portugal nach Brasilien herübergekommen, wodurch die physische und moralische Lebensweise der Einwohner sich in jeder Hinsicht bedeutend verschlimmert. Wesentlichen Einfluß habe das wilde Tanzen, wie es jetzt üblich; dazu kamen die weit ausgeschnittenen Kleider, die zu häufigen Katarrhen und daraus entstehenden Brustaffectionen, und hauptsächlich der Mißbrauch erhitzender Speisen und Getränke, und namentlich die geistigen. Dr. Meirelles wollte indeß den Nachtheil der Corsette und Schnürleiber nicht aufgeben, und meinte, die Brust könne sich deßwegen bei zarten Kindern nicht gehörig entwickeln und ausdehnen, wodurch nothwendig die Lungen leiden müssen. Dr. Valladas bemerkte sehr richtig, daß, um die vom Herrn Präsidenten gestellte Frage zu lösen, die Zahl der Schwindsüchtigen unter den verschiedenen als nachtheilig erach-

*) Ein Näheres über diesen Gegenstand s. Henke's Zeitschrift für Staatsarzneikunde 1837, I.

teten Einflüssen und Lebensverhältnissen erst ermittelt werden müsse; und dann würden sich die Haupturſachen der Schwindsucht am deutlichsten herausstellen. (Der Gegenstand dieser Verhandlung ist auch für uns Europäer von hohem Interesse; denn es ist keine Frage, daß besonders in den größeren Städten die Lungenschwindsucht auf eine beunruhigende Weise zunimmt. Wenn aber eine so unverhältnißmäßige große Anzahl von Menschen in der Blüthe der Jahre hingerafft wird, so wird sie zu einer Krankheit des Menschengeschlechts überhaupt, und die sie begleitenden Einflüsse verdienen die reiflichste Erwägung. Wir glauben indeß nicht zu irren, wenn wir den Grund des so frühen Hinscheidens vieler menschlichen Individuen hauptsächlich im physischen und geistigen Geschwindleben der neuesten Zeit suchen. Alles wird wie mit Treibhauscultur erzwungen, und das Resultat kann kein anderes seyn, als vorschnelle Reife, und eben so vorschnelles Hinwelken des menschlichen Lebens.)

Leuret über die Armen in Paris.

Auf 770,286 Einwohner in Paris zählt man 62,539 Arme, also ungefähr $^1/_{12}$. Zu diesen gehören nicht alle, welche hilfsbedürftig sind, sondern die, welche von der Administration Almosen empfangen.

Das Ausgab-Budget für die Pariser Armen beträgt jährlich 10 bis 12 Million Franks; 1834 betrug die Einnahme 11,320,490 Franks, 11 Cent.; die Ausgabe 10,509,633 Franks, 34 Cent. Für Unterstützung in den Wohnungen (Secours à Domicils) wurden 1834 verwendet 1,863,713 Franks 34 Cent. also für Jeden 21 Franks im Durchschnitte. Naturalhilfe, bestehend in Brot, Fleisch und andern Eßwaaren, Holz, Kleidung, Arzneien kosteten 10 Franks ungefähr für Jeden. Geldunterstützung für Alte, Blinde, vaccinirte Kinder, Mütter, die ihre Kinder selbst nährten u. s. w. etwas über 5 Franks. Das Uebrige wurde für die Unterhaltung oder Einrichtung der milden Anstalten, Schulen, Miethe, Bureaukosten und Gehalte ausgegeben. Mit 45 Sous kann ein Einzelner nothdürftig leben. Fast alle Wäscherinnen sind arm, sie leiden häufig an Fußgeschwüren. Trunkenheit ist hier (wie überall) die Hauptquelle der Verarmung. Was die Armuth noch vermehrt, ist die Nothwendigkeit, Alles im Detail zu kaufen. Es gibt 252 Armen-Aerzte in Paris, somit kommt auf 269 Arme Ein Arzt durchschnittlich. Die Vertheilung ist aber sehr ungleich.

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Ruprechtsplatz Nro. 462, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonnirt man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugeschickt wird.

Gedruckt bei J. P. Sollinger.

Neue Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. H. Beer.

[N° 31.] Montag, den 17. April. [1837.]

Inhalt: Beiträge zur Geschichte des Heil- und Pfuscherwesens. — Ueber häufige Verunglückung der Kinder, von Dr. Adelmann. — Miscellen.

Beiträge zur Geschichte des Heil- und Pfuscherwesens.

I.

Wir haben einen ämtlichen Bericht vor uns liegen, den die für das Medicinalwesen eingesetzte Jury (Jury medical) des Departement de la Mayenne an ihren Präfecten über das Heil- und Pfuscherwesen in diesem Departement abgestattet hat. Die darin eben so traurigen als wichtigen Wahrheiten sind so aufrichtig, klar und ohne alle sich selbsttäuschende Schminke dargestellt, daß wir es im Interesse unserer Leser für gerathen hielten, denselben auszugsweise mitzutheilen *).

„So angenehm es der Jury wird," heißt es darin, „zu berichten, daß sie viele Apotheken in einem sehr guten Zustande gefunden, eben so sehr bedauert sie, auf den verwahrlosten Zustand anderer Apotheken ernstlich aufmerksam machen zu müssen. Diese Nachlässigkeit beweist, daß dieser wesentliche Zweig des Heilwesens einer genauen Untersuchung zu einer unvorgesehenen Zeit jährlich bedarf, und zwar nicht nur bei den Apothekern

*) Die Redaction der Gazette medicale (4. März 1837), welche diesen Bericht vollständig mittheilt, macht hierzu folgende Bemerkung: „Es wäre zu wünschen, daß alle medicinischen Jurys in Erfüllung ihrer Pflichten dieselbe Sorgfalt und einen gleichen Eifer entwickeln möchten. Die Medicinalgesetze würden, trotz ihrer Unvollständigkeit, wenigstens besser angewendet werden und jene Umstaltung vorbereiten, die man durch eine neue Gesetzgebung bewirken will. Denn das Gesetz ist nur die Weihe und Ausführung dessen, was durch Bedürfniß und Sitte schon längst factisch bestanden hat; eine Bemerkung, welche die Erfahrung in Gegenständen der medicinischen Gesetzgebung täglich bestätigt." —

und Droguisten, sondern auch bei allen Personen, welche heimlich Arzneien verkaufen. Die Jury erwartet von dieser Maßregel günstige Erfolge zum Behuf der Unterdrückung des Pfuscherwesens und der Hintanhaltung der Charlatane, die täglich mit neuer List leichtgläubige Narren betriegen.

Im Allgemeinen üben die Aerzte ihre Kunst auf eine ehrenhafte Weise aus; indessen wurden einige angeklagt, daß sie sich manchmal Diätfehlern (écarts de régime) hingaben, die ihnen ihre volle Besinnung rauben und ihren Credit bei dem Publikum erschüttern; Andere sollen sich unredlicher Mittel bedienen, um sich in den Augen der Menge wichtig zu machen und sich deren Gunst zu erschleichen. Die Jury wünscht, daß diese Beschuldigungen falsch wären, daß kein Arzt sich so weit vergessen möge, um zu solchen Kunstgriffen und Kriegslisten seine Zuflucht zu nehmen, und sie gibt sich der süßen Ueberzeugung hin, daß Männer, die der ehrenvolle Titel eines Heilkünstlers ziert, einsehen müssen, wie Redlichkeit in Ausübung der Kunst, dieser erst die reinste Weihe ertheilt. —

Einige Apotheker haben sich bei der Jury darüber beklagt, daß die Aerzte ihren Kranken selbst die Arzneien reichen — während die Aerzte bittere Beschwerde führen, daß der Apotheker das Volk ohne ärztliche Vorschrift mit Arzneien versieht (de droguer le peuple); daß er sogar mit rohen Charlatanen auf dem Lande einverstanden, denselben ihre geheimnißvollen Mittel bereitet. Wie traurig ist diese wechselseitige Anklage, die nur zu klar den Beweis liefert, daß beide Theile an die Pflichten und die Würde ihres Standes vergessen. —

Viele Schwachköpfe, die eine strenge Prüfung scheuen, suchen auf Umwegen eine gesetzliche Erlaubniß zur Ausübung einer nur oberflächlich erlernten Kunst zu erschleichen; einige, die bei ihrer Prüfung als unfähig erklärt wurden, haben sich bei den Ortsbehörden doch die Ausübung zu erwirken gesucht, oder haben sich in kleinen Ortschaften niedergelassen, wo sie leicht den Verfolgungen der Gesetze entgehen. Solche Menschen beuten, trotz ihrer Unwissenheit, so lange die Gegend aus, wo sie ihren Betrug üben, bis ihre schlechte Aufführung die Züchtigung der Behörde laut auffordert. Allein sobald sie das Ungewitter der Gesetze heranziehen sehen, entschlüpfen sie heimlich ihrem alten Wohnorte, um in andern Gegenden ihre Pfuscherbuden neuerdings aufzuschlagen." — Nachdem die Berichterstatter über das Verkaufen der Medicamente von Seite der barmherzigen Schwestern Beschwerde führen, wenn sie nicht die gehörigen Kenntnisse hierzu besitzen, fahren sie folgendermaßen fort: „Zuweilen kündigen sich Personen unter dem Namen von Augenärzten und andern Titeln an, die das Volk glauben machen sollen, daß sie langwierige Leiden heilen und für alle Krankheiten geheime Mittel wissen. Diese halbärztlichen Nomaden führen

trügerische Zeugnisse bei sich, die sie sich wechselseitig bei ihren Trinkgelagen lachend vorzeigen. Sie rühmen sich ungestraft unter den Augen der Behörde mit ihrem ausgezeichneten Wissen und mit Titeln, die ihnen gar nicht gebühren. Sobald sie in Dörfern und Städten ankommen, füllen sie die Mauern mit pomphaften Ankündigungen und lassen ihre Namen und die Titel, womit sie sich fälschlich ausschmücken, in den Zeitungen ausposaunen. Die Unverschämtheit Einiger geht so weit, daß sie sich an die Verkünder des göttlichen Wortes mit der Bitte wenden, von der Kanzel der Wahrheit ihre trügerischen Ankündigungen herabzulesen. Nicht minder fein wissen sie sich bei den hohen Staatsbeamten einzuschmeicheln, bei denselben eine persönliche Empfehlung zu erschleichen, die sie dann bei dem Publikum und den untern Behörden auf die schlaueste Weise geltend zu machen wissen.

Wie viele Redliche, die solche List nicht ahnen, werden nicht nur um Geld, sondern auch um ihre Gesundheit betrogen! Besonders wissen Charlatane auf dem Lande das blinde Vertrauen auszubeuten, welches der schlichte, nichts Arges ahnende Landmann in Alles, was wunderbar klingt, zu setzen pflegt. Da hat jede Gegend ihren Wasserbeschauer, der die abgeschmacktesten Mittel für Krankheiten anpreiset, die er mit den wunderlichsten Namen tauft. Solche, durch Schlaffheit der Gesetze kühngewordene Uromanten wenden die eingreifendsten Arzneien an, lassen reichlich zur Ader und geben sogar in den Fällen die heftigsten Mittel, wo Menschlichkeit und Gesetze deren Verabreichung streng untersagen. Wie viele Menschenkeime sind das Opfer dieser schlauen Rathgeber und Verräther aller ärztlichen Ehre! Ihre Handlungsweise ist gegen alle Sittlichkeit und Gesetz, denn sie verkaufen das Menschengeschlecht in ihren dunkeln Schlupfwinkeln für bares Geld. Die Jury kann nicht umhin, auf jene rohen Halbärzte hinzuweisen, die man leider in jeder Gemeinde antrifft, die kein anderes Geschäft haben, als Thierkrankheiten zu behandeln, und vorgebliche Beinbrüche einzurichten. Da quälen und martern sie die Unglücklichen, welche die Ruhe allein geheilt hätte; sie verwandeln leichte Verletzungen durch ihre zudringliche ungeschickte Hilfleistung in schwere und unheilbare, die den Verletzten für immer verstümmeln. Die Folgen solcher unwissenden Pfuscherei sieht man am häufigsten bei den jährlichen Untersuchungen der jungen Leute, wenn es sich um deren Brauchbarkeit zur militärischen Vertheidigung des Staates handelt. Es scheint beinahe, als hätten sich jene elenden Gelenkeinrichter mit denen in ein absichtliches Einverständniß gesetzt, die sich dem Kriegsdienste entziehen wollen.

Eine andere Gattung der Charlatane bietet sich als sichere Retter in unheilbaren Krankheiten an. Kühn und gewissenlos wenden sie heroische

Mittel an, ohne deren Wirkung zu kennen und zu berechnen. Mit dem anlockenden Schleier des Geheimnisses verhüllen sie seit Jahrhunderten gekannte Mittel; durch ihre ungeschickte Anwendung artet oft eine leichte Wunde in hartnäckige Geschwüre aus, die, wenn sie auch glücklicherweise heilen, doch häßliche Narben hinterlassen. Nur dann erst hören solche Pfuscher auf, die Leichtgläubigen mit ihren Geheimmitteln zu bestürmen, wenn sich ihre Opfer nicht mehr zu ihren gefährlichen Versuchen herleihen wollen.

Viele Marktschreier verkaufen öffentlich alle Gattungen Heilmittel. Diese irrenden Ritter sind zu jener Zeit aus ihren finstern Schlupfwinkeln hervorgekrochen, als es sich um die Abschaffung aller ärztlichen Jury's handelte. Man sieht sie überall auf den Messen und Märkten in kostbaren Kleidern, in einem ausländischen Anzuge, in einem prächtigen Wagen sitzen, bei dem Tone geräuschvoller Instrumente das Volk um sich herbeilocken, in erheucheltem Jargon die Wunderkräfte ihrer kleinen Fläschchen, Gläser u. s. w. laut rühmen und als Universalmittel verkaufen. Einige dieser Possenreißer stellen sich, als verkauften sie bloß Eau de Cologne, um unter diesem Vorwande von der Ortsbehörde die Erlaubniß der öffentlichen Feilbietung ihrer Waare zu erhalten, dadurch mit dem einfältigen und arglosen Landvolke in vielfache Berührung zu kommen, das sie dann bei Seite führen, um ihm in finstern Hütten die Geheimmittel anzupreisen und zu verkaufen. Jeder Tag im Jahre ist Zeuge neuer Betriegereien dieser Art.

Die Jury will durchaus nichts der Handelsfreiheit anhaben. Aber sie sieht es als ihre Pflicht an, der hohen Behörde, die über das Wohl der Gesellschaft zu wachen hat, alle Mißbräuche, welche der öffentlichen Gesundheit Gefahr drohen, gewissenhaft anzuzeigen und den Betrug zu entlarven, den nichtswürdige Landstreicher und Müssiggänger unter dem Scheine des Waarenverkaufes geheimnißvoll ausüben. Redliche Industrie nimmt keinen so lärmenden Ton und kein so trügerisches Geschwätz an. —

Ueber häufige Verunglückung der Kinder.

(Von Dr. Adelmann.)

Die Verunstaltung des menschlichen Körpers ist größtentheils auch aus den Unglücksfällen abzuleiten, welchen derselbe ausgesetzt ist. Wir wollen hier nur diejenigen betrachten, welche das kindliche Alter leider so häufig zu treffen pflegen.

Schon frühzeitig erbaute man Findlings- und Waisenhäuser, um die, durch eine unmenschliche Mutter oder durch unglückliche Todesfälle verlassenen Kleinen vor Hungertod zu schützen und zu guten Bürgern zu erziehen; jede Regierung trachtet gute Schulen herzustellen, in denen die Jugend in Wissenschaften und guten Sitten unterrichtet werden soll, und

mehrere Aerzte haben mit Eifer und Wärme über dergleichen Anstalten ihre Ideen und Vorschläge der Oeffentlichkeit übergeben. Bei den meisten finden wir aber leider zwischen der Beaufsichtigung des Säuglings und des Schulkindes eine große Lücke, vermissen nämlich alle Grundsätze über die Sorge, welche einem Kinde gewidmet werden müßte, das nicht mehr am Busen seiner Mutter sich nährt, aber auch noch nicht genug erwachsen ist, um unter die Obhut des Lehrers gestellt werden zu können. Denn betrachten wir genau die Lebensweise, besonders der niedern Stände, so finden wir in dieser Hinsicht zwischen Stadt- und Landbewohnern wenig Unterschied. Die Landbewohner verlassen früh Morgens ihre Hütten, um ihre oft entfernt liegenden Felder zu bebauen, und kehren Mittags auf kurze Zeit nach Hause, um ihr Mittagsbrot einzunehmen; darauf entfernen sie sich wieder, um bei einbrechender Nacht erst heimzukehren. Andere verlassen ihr Obdach, um in der nächsten Stadt als Zimmerleute, Maurer u. s. w. ihren Lebensunterhalt zu verdienen und Abends bei ihrer Zurückkunft den Hunger ihrer sie sehnsuchtsvoll erwartenden Kinder stillen zu können. In größern Städten pflegt die niedere Volksclasse aus Fabriksarbeitern zu bestehen, und Einzelne verdienen ihr Brot als Bediente, Stiefelputzer, Mäkler, Holzhauer u. s. w., sind daher auch fast den ganzen Tag über von ihrer Wohnung und ihren Kindern entfernt. — Und nicht allein die Väter können sich unter diesen Umständen der Beaufsichtigung und Erziehung ihrer Kinder nicht widmen, sondern auch die Mütter, denen ursprünglich die innere Verwaltung des Hauses und die Kinderzucht obliegt, sind gezwungen, männliche anstrengende Arbeiten zu verrichten und den ihnen von der Natur angewiesenen Wirkungskreis zu verlassen. Unter diesen Umständen werden nun die Kinder entweder ohne jede Aufsicht oder unter der Obhut eines nicht viel größern Kindes zurückgelassen, oder es tragen sie die Landleute mit auf das Land, — eine Alternative, welche gleich unselig in ihren Folgen ist. Bleiben sie sich selbst zu Hause überlassen, so finden die unbesonnenen Kinder hinlängliche Gelegenheit, sich selbst am Leben, und oft ihren Mitmenschen am Gute zu schaden, was unzählige Beispiele beweisen. Ein Kind erstickt in der Wiege, das andere verhungert, das dritte verbrennt, wobei oft das halbe Dorf mit eingeäschert wird, ein anderes ertrinkt in der Mistjauche, andere Kinder werden von Schweinen verstümmelt oder gefressen, andere stürzen sich todt, und so folgt ein schrecklicher Unglücksfall dem andern. — Werden die Kinder mit auf das Feld genommen, so stürzen sie vom Wagen und werden von den Rädern zertrümmert, vom Viehe verstümmelt oder zu Tode getreten, sind allen Schädlichkeiten der Temperatur ausgesetzt, ertrinken in Bächen, verirren sich in Wäldern und sterben

eines furchtbaren Hungertodes, vergiften sich durch den Genuß schädlicher Pflanzen, oder werden zu ihrem größten Nachtheile zu schweren Arbeiten angehalten.

Sind wir somit wirklich durch Thatsachen über die Unglücksfälle belehrt, welche aus Mangel an Aufsicht die angehende Generation betreffen, so liegt der Trieb gewiß in eines jeden edeln Menschen Brust, alle Maßregeln zu ergreifen, welche dieselben zu beseitigen im Stande sind. — Allen diesen Unglücksfällen wird am besten durch die Errichtung öffentlicher Kinderstuben abgeholfen.

In sehr betriebsamen und volkreichen Städten existiren solche Kinderstuben schon längere Zeit; in England, der Schweiz und neuerdings in Italien, auch in Belgien fängt man jetzt an, sie nach einem großartigen Plane unter dem Titel: Ecoles gardiennes einzurichten; in Deutschland befinden sich die ausgedehntesten Institute dieser Art, in Berlin, Wien und München, und andern großen Städten, wo seit einiger Zeit das Publikum einen großen Antheil daran zu nehmen anfängt und wo man die Nützlichkeit derselben zur Oeffentlichkeit zu bringen sucht. Die große und schnelle Ausbreitung scheinen die Kinderstuben auch dem Umstande zu verdanken, daß nicht allein Frauen der höchsten und höhern Stände lebhaften Antheil daran nehmen, sondern auch viele Geistliche die Nützlichkeit derselben auf der Kanzel veröffentlichen. In Paris besteht ein eigenes Journal für diesen Zweig der Erziehung, betitelt: L' ami de l' enfance, Journal des Salles d' asile, publié sous la direction de M. Cochin, Membre du Conseil général du Departement de la Seine, et de Batelle, Chef de bureau à l' Administration générale des Hospices civils de Paris. — 'A la librairie classique et elementaire de L. Hachette. Rue Pierre-Sarrazin.

In Paris selbst, wo die Nützlichkeit und Nothwendigkeit der Kinderstuben gewiß am meisten gefühlt werden mußte, entstand das erste Institut dieser Art im Jahre 1826 mit einem Kostenaufwande von 6901 Franken, die größtentheils aus Subscriptionen gesammelt wurden; im Jahre 1828 befanden sich schon zwei, 1829 drei, 1830 sechs, 1831 sieben, 1832 acht, 1833 zehn, 1834 fünfzehn, und im Jahre 1835 hoffte man sie bis zu zwanzig zu vermehren.

Die Ausgaben im Jahre 1834 beliefen sich auf 42,945 Franks, 88 Cent., ohne die Miethekosten zuzurechnen, die noch außerdem 17,783 Franks, 67 Cent. betrugen, aber von der Administration des Hospitales bezahlt werden. Da nun in demselben Jahre 2800 aufgenommen wurden, so kommen auf jeden Kopf jährlich 21 Franks, 70 Cent., monatlich 1 Frank, 81 Cent., täglich 6 Cent. — Gewiß eine kleine Ausgabe für einen großen Vortheil! Aehnliche Schulen befinden sich jetzt in Arras, Straßburg, Lyon,

Morlaix, Brest (mit 2950 Franks jährlichen Ausgaben), Nimes, Nantes und in dem Dorfe Ecourt-Saint-Quentin (Pas de Calais). — In England ist vielleicht die bedeutendste Kinderschule in Bristol, Glasgow; in Amerika in Boston.

Aus dieser kurzen Uebersicht ergibt sich, welchen Aufschwung die Errichtung der Kinderstuben in Frankreich, besonders aber in Paris genommen hat, wo auch alle Umstände zusammenfallen, die einer solchen Anstalt förderlich seyn können, — die Bereitwilligkeit der Aeltern, ihre Kinder diesen Schulen zur Wartung zu überlassen, die Bereitwilligkeit vieler edlen Frauen, sich dem Geschäfte der Administration einer Kleinkinderschule zu unterziehen, — die Freigebigkeit der Subscribenten in ihren Geldspendungen und der Eifer, mit welchen die Wohlthätigkeitsbureaus sich der Sache annehmen und sogar bedeutende Geldunterstützungen bewilligen.

Es sind schon mehrere große Städte Deutschlands mit gutem Beispiele vorangegangen und es ist nicht zu zweifeln, daß auch in minder großen die Errichtung von Kleinkinderschulen Antheil erhalten wird, wenn nur wenige Menschenfreunde sich an die Spitze des Unternehmens stellen wollen. In Dörfern hingegen, wo die Nothwendigkeit einer Beaufsichtigung der Kinder noch fühlbarer ist, fehlen beinahe alle genannten Förderungsmittel; aber dennoch darf man an der Errichtung von Kinderstuben in Dörfern nicht verzweifeln, weil viele dieselbe als ein allgemeines Bedürfniß sehnlichst wünschen und ihr wohlthätiger Einfluß auch bald von den Verblendetsten erkannt werden wird. Dann ist auch ihre Einrichtung so wie ihre Unterhaltung so einfach, daß sie durch ganz unbedeutende Beiträge der sie benützenden Aeltern fortbestehen können *).

Miscellen.

Statistik der Pariser Heilungsanstalten.

Nach dem von der Administration der Pariser Heilanstalten bekannt gemachten Berichte belief sich während des Jahres 1834 das bei den sämmtlichen Pariser Heilanstalten (13 Hospitäler, 8 Hospize und 7 Arzneivertheilungsanstalten) angestellte Personal auf 2422 Individuen; darunter 75 Aerzte, 36 Wundärzte, 15 Pharmaceuten und 138 angestellte Eleven, 349 Schwestern und Novizen, 206 Aufseher und 1236 Diener, 30 Geistliche mit 1 Küster und 1 Cantor ꝛc.

In den Hospizen wurden 12,729 Individuen behandelt, in den Hospitälern 66,521; in den Wohnungen der Armen 75,250. Außerdem wurde für 16,417 Findelkinder und 1037 Waisenkinder gesorgt. Bei diesen Kin-

*) Ueber die Einrichtung solcher Anstalten s. Henke's Zeitschrift für Staatsarzneikunde 1837, Bd. 1. p. 161 — 184.

dern betrug die Sterblichkeit 25 Procent. Von den 66,521 in den Hospitälern Behandelten wurden 56,862 geheilt, oder auf eigenes Verlangen entlassen, 4534 blieben am Ende des Jahres in Behandlung; 5305 sind gestorben, also kaum $^1/_{12}$ oder $^1/_8$ Procent.

Die mittlere Dauer der Aufenthaltstage im Hospitale war 25. (In den 10 vorhergehenden Jahren war die mittlere Dauer der Aufenthaltstage 40 gewesen). Die mittleren Kosten betragen für jeden Kranken im Hospitale täglich 1 Frank, 63 Cent.

Die Einnahmen des Jahres beliefen sich auf 11,320,490 Franks, die Ausgaben 10,509,638 Franks, 24 Cent.

Säuferwahnsinn bei einem Biertrinker.

Dr. Voigt in Leipzig theilt den Fall eines jungen Menschen mit, der schon als Lehrling zu dem Branntweintrinken verführt worden und später als Commis in Trunksucht verfallen. In Folge dieser bekam er ein solches Zittern der Füße, daß er nicht zu gehen vermochte. Nach einer mehrwöchentlichen Behandlung enthielt er sich zwar des Branntweintrinkens, allein er trank nun Bordeaux-Weine. Da indessen diese Ausgabe für seine Casse zu groß war, so trank er Rum, und ging dann später zu dem Biertrinken über. So lange er mäßig trank, blieb sein Befinden erträglich; als er aber darin extravagirte, stellte sich ein solches Zittern der Hände ein, daß er nicht eher schreiben konnte, bis er getrunken hatte, weßhalb er schon des Morgens 8 Uhr begann; er kam täglich betrunken nach Hause und verfiel endlich in den bekannten Säuferwahnsinn. Machte man ihm in freien Augenblicken ernste Vorstellungen, so erkannte er die Wahrheit derselben, entgegnete aber, er müsse trinken, weil er sonst nicht arbeiten könne, und wolle daher lieber sterben, als aufhören zu trinken. Trotz aller ärztlichen Hilfe ward er ein Opfer dieser Leidenschaft.

Hühnefeld in Greifswalde sucht die Schädlichkeit und Tödtlichkeit des Kohlendunstes in einer flüchtigen Benzoesäure, die er Kohlendunstsäure nennt. Wird dieselbe nur wenige Minuten in die Nase eingezogen, so entsteht sehr bald Schwindel, das Gefühl von Druck- und Zusammenpressen der Stirn, des innern Ohres und des innern Augenwinkels, die Augen werden starr und es tritt ein, dem Berauschtseyn ähnlicher Zustand, aber kein wirklicher Kopfschmerz ein.

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Ruprechtsplatz Nro. 462, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonnirt man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugeschickt wird.

Gedruckt bei J. P. Sollinger.

Neue Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. H. Beer.

[N° 32.] Donnerstag, den 20. April. [1837.]

Inhalt: Ueber Lebensversicherungsanstalten. — Ansicht eines amerikanischen Arztes, A. Brigham, über den Einfluß geistiger Bildung auf die Gesundheit des Menschengeschlechtes. — Warnendes Bulletin. — Miscellen.

Ueber Lebensversicherungsanstalten.

II.

In einem der früheren Blätter *) haben wir unsere Leser auf den Umstand aufmerksam gemacht, daß jede Lebensversicherungsanstalt desto mehr Einlage zu fordern berechtigt ist, je mehr lebensverkürzende Umstände schon zur Zeit der Aufnahme bei dem Eintretenden vorhanden sind, und daß die genannten Gesellschaften die Auszahlung der bedingten Summe verweigern, wenn der Versicherte sein Leben durch Umstände verkürzt hat, die da hätten vermieden werden können. Man hat bisher, wie schon früher bemerkt worden, den Selbstmord, den durch Verbrechen herbeigeführten Tod auf dem Schafot, und das Duell als drei Todesarten bezeichnet, bei welchen die Versicherungssumme von der Bank gar nicht bezahlt wurde. Es frägt sich nun: Wie verhält es sich mit jenen lebensverkürzenden Umständen, deren Vermeidung nicht in unserer Macht ist? Wir glauben, daß die Gesellschaft gar keinen Grund haben könne, die versprochene Summe zu verweigern, wenn solche Ursachen das Leben verkürzten, welche nicht willkürlich vermieden werden können. Denn, sobald sie bei der Aufnahme die Gesundheitsumstände des Eintretenden genau geprüft und ihn doch unter verhältnißmäßigem Eintrittsgeld aufgenommen hat, so ging sie auf alle, ohne Schuld des neuen Mitgliedes möglichen Todesfälle die Zahlungsbedingung ein. Die Versicherungsgesellschaften gehen von folgendem Ge-

*) S. Nr. 21 des ersten Bandes.

sichtspunkte aus. Sie sagen: „Die mittlere (Durchschnitts-) Lebensdauer, die wir als Grund unserer Berechnungen annehmen, findet nur bei gesunden Menschen Statt. Es ist also natürlich, daß wir nur gesunde Menschen zur Versicherung annehmen; Menschen, bei denen das äußere Ansehen und die Verrichtungen der Organe Gesundheit andeuten, und deren Lebensweise eine solche ist, daß die Fortdauer ihrer Gesundheit wahrscheinlich ist. Deßwegen erwarten wir darüber die Zeugnisse solcher Personen, bei denen wir die gründliche Beurtheilung der Gesundheits- und Krankheitszustände und die Gewissenhaftigkeit voraussetzen, daß sie ihr Urtheil nach unbestochener Ueberzeugung aussprechen werden. Daher verlangen wir, daß die uns beitretenden Personen sich persönlich von unsern Agenten und Aerzten untersuchen lassen, weil wir nur Gesunde aufnehmen wollen und können." —

Wir fragen aber: Gibt es völlig gesunde Menschen? Hat nicht jeder Mensch mehr oder weniger eine Anlage zu dieser oder jener Krankheit? Betrachtet man das gewöhnliche Lebensalter der Menschen im Durchschnitt, so ergibt sich schon daraus, daß es wenig völlig Gesunde gibt, und daß die Assecuranzgesellschaft aufhören würde, zu bestehen, wenn sie nur Personen mit vollkommener Gesundheit den Beitritt gestatten wollte. Die Gesellschaft kann daher einerseits nicht das Unmögliche verlangen, daher nur auf eine relative (beziehungsweise) Gesundheit Anspruch machen; andererseits ist es gerecht und billig, daß, wenn es sich von den Bedingungen der Versicherung gesunder Personen handelt, unter diesen Bedingungen keine Personen aufgenommen werden, welche krank sind. Wir sagen „unter diesen Bedingungen," weil eine Aufnahme auch von kränklichen Personen unter gewissen Bedingungen möglich seyn sollte. Betrachtet man nämlich die ganze Sache als einen Contract zwischen der Gesellschaft und dem Aufzunehmenden, so ergibt sich, daß bei aller Vorsicht, welche die Gesellschaft beobachtet, es ihr selbst bei der Aufnahme von Gesunden doch nur möglich ist, eine Gesundheit, so weit sie menschlichen Kenntnissen erkennbar ist, in Rechnung zu bringen. Denn trotz aller Vorsicht ist es immer möglich, daß die Gesundheit des Eintretenden nur eine scheinbare war; daß also zur Zeit der Aufnahme eine, freilich nicht erkannte, Krankheit schon vorhanden war. Hieraus folgt, daß die Gesellschaft sich in ihren Berechnungen bei Aufnahme der Gesunden auf die Kenntnisse ihrer Aerzte nur insofern verlassen kann, als diese die Lebensdauer derselben nach einer großen Zahl von Erfahrungen im Durchschnitt berechnet haben. Warum sollte man nicht auch die durchschnittliche Lebensdauer bei Kranken nach vielen ärztlichen Erfahrungen festsetzen und auf deren Grundlage die Einlage der Beitretenden berechnen können? Freilich ist alsdann die Wahrscheinlichkeit des baldigen

Todes größer; allein diese Wahrscheinlichkeit kann ja eben, so wie die Gesundheit überhaupt, dem Urtheil der Aerzte zur Prüfung vorgelegt und die Einlage verhältnißmäßig darnach berechnet werden. Ungewißheit und Täuschung ist in beiden Fällen möglich. Denn ich kann mich heute, ohne krank zu scheinen, versichern, und morgen kann schon eine chronische Krankheit bei mir anfangen, in deren Folge mein Leben das mittlere Ziel nicht erreicht. Andererseits gibt es aber auch eine Menge Fälle, wo Kranke, denen man nur ein sehr kurzes Leben zugetraut hätte, ein sehr hohes Alter erreichen. Wenn man also die Krankheiten nur dann als Ausschließungsgrund betrachtete, wenn man sie vor der Aufnahme wahrnahm, so könnte man ohne eigentliche Gefährde für die Versicherungsbank noch weiter gehen und sagen: Nicht alle Krankheiten schließen von der Aufnahme aus, und alle jene schließen insbesondere nicht aus, über welche sich eine Wahrscheinlichkeitsrechnung und Vermuthung aufstellen läßt, in welchem Grade sie das Leben verkürzen. — Freilich hat die Kunst noch wenig Hülfsmittel zu dieser Art von Lebenverkürzungsberechnungen; allein in Beziehung auf einige Krankheiten ist wirklich schon eine so große Anzahl von Beobachtungen vorhanden, daß sich wohl schon Berechnungen hierauf stützen lassen *). Auch werden die Aerzte diesem Gegenstande mehr Aufmerksamkeit widmen, sobald die Assecuranzgesellschaft auf die Erörterung einer durchschnittlichen Lebensdauer ein größeres Gewicht legen wird. Als Grundsatz bei diesen Lebenverkürzungsberechnungen schlägt Froriep vor, die einer bestimmten Krankheit unterworfenen Personen, die man aufnehmen will, für um so viel älter zu erklären, als man (nach einer großen Anzahl Beobachtungen) mit Wahrscheinlichkeit annimmt, daß die Krankheit deren Lebenstage verkürzen werde. Diese Kranken müßten daher eine Prämie zahlen, welche dem angenommenen vorgerückten Alter angemessen ist. Indessen müßten hier noch andere Umstände, z. B. Alter, Geschlecht, Temperament u. s. w. mit in Rechnung gebracht werden. Wir können uns hier auf alle die Umstände, die der Arzt bei Ausstellung eines Gesundheitszeugnisses zu berücksichtigen hat, nicht näher einlassen. Nur einige Punkte sind uns hier auch in diätetischer Beziehung wichtig. Hierher gehören: 1. Lebensart und Gewohnheiten Auf diese wird der

*) Als Froriep in der letzten Versammlung der deutschen Naturforscher und Aerzte in der medicinischen Abtheilung diesen Gegenstand zur Sprache brachte, hat der zum Präsidenten der Section erwählte kaiserl. königl. Hofrath und dermalige prov. Präses der medicinischen Facultät in Wien, Herr Baron von Türkheim, versprochen, in den Heil- und Wohlthätigkeitsanstalten in Oesterreich, besonders den Armen- und Versorgungsanstalten für Unheilbare, Nachforschungen und Zusammenstellungen über die Lebensdauer kranker Personen nach den verschiedenen Krankheiten zu veranlassen.

Arzt die genaueste Rücksicht nehmen, da sie von größtem Einflusse auf die Lebensdauer sind. Mäßigkeit, Sorgenfreiheit und eine durch die häuslichen Verhältnisse bedingte, gleichmäßige Gemüthsstimmung werden als lebensverlängernd angesehen und im Zeugnisse in Anschlag gebracht werden können, so wie die entgegengesetzten Verhältnisse, als lebensverkürzende Momente, nicht übersehen werden dürfen. Vorzüglich aber ist als lebensverkürzend herauszuheben der Gewohnheitsgebrauch geistiger Getränke *). Die Aerzte können um so weniger Nachsicht mit dem Mißbrauch von Wein, Bier, Branntwein u. s. w. haben, da der Fehler ein freiwilliger ist.

2. Auf Gewerbe und Beschäftigung werden die Gesundheitszeugnisse die gewissenhafteste Rücksicht nehmen. Leider aber ist der Einfluß dieser zwei Momente auf die Lebensdauer noch nicht klar erörtert. Nachdem Parent du Chatelet in Paris, und Thakrah in Glasgow in neuester Zeit bei einer großen Anzahl Gewerbe Nachfrage gehalten, hat Dr. Lombard in Genf zuerst auf das Studium der Bürgertodtenlisten seiner Stadt eine Berechnung zu gründen versucht, und die mittlere Lebensdauer von 5488 über 16 Jahre alten Männern 55 Jahre gefunden. Dieses Alter nahm er als mittleren Termin an, um zu vergleichen, welche Professionen der Lebensverlängerung günstig seien, oder nicht. Nachdem auf seiner Liste 42 Classen von Gewerben zusammengestellt waren, so erreichten die obersten Classen im Durchschnitt 70 Lebensjahre, die untersten aber nur 45.

3. Der Wohnort muß auch hier in Anschlag gebracht werden. Es gibt örtliche Verhältnisse, die eine furchtbare Sterblichkeit bedingen. Ja man weiß von einigen Orten, daß die Zahl der Verstorbenen die der Gebornen so auffallend übersteigt, daß der Ort in wenigen Jahren ausgestorben seyn müßte, wenn nicht besondere Verhältnisse ihm immer neue Wanderer zuführten.

Ansicht des amerikanischen Arztes A. Brigham über den Einfluß geistiger Bildung auf die Gesundheit des Menschengeschlechtes **).

Gelehrte, sagt Herr Brunaud in seiner Hygiene des gens des lettres, haben in allen Ländern meist ein hohes Alter erreicht. Die Classe von Gelehrten, welche über 70 Jahre alt wurden, schließt die ausgezeichnetsten von ihnen in sich, die jemals gelebt haben.

*) Man sehe: Grundzüge zur Dipsostatik, oder politisch-arithmetische, auf ärztliche Beobachtung gegründete Darstellung der Nachtheile, welche durch den Mißbrauch der geistigen Getränke in Hinsicht auf Bevölkerung und Lebensdauer sich ergeben, von Dr. Fr. W. Lippich (Laibach 1834, 8.).

**) Aus dem Englischen.

Die allgemeine Zunahme an Kenntnissen und Civilisation hat den Gesundheitszustand sehr verbessert und das menschliche Leben verlängert. Die Entdeckung der Kuhpocken durch Jenner, die Erfindung der Sicherheitslampe durch Sir H. Davy, und andere wissenschaftliche Entdeckungen retten gewiß alljährig viele tausend Menschenleben. Eben so hat die Ausbreitung der Kenntnisse in neuern Zeiten die Menschen zur Erbauung von Hospitälern und milden Stiftungen für Kranke, Alte und Kinder geleitet, und auch auf diese Weise ist das Menschenleben verlängert und erhalten worden. Die Fortschritte in der Bildung verscheuchten auch den vielfachen Aberglauben, welcher früher auf mannigfache Weise eine zahllose Menge menschlicher Wesen umbrachte.

Geistige Bildung hat auch insofern zur Erhaltung von Menschenleben beigetragen, als sie der Vernunft die Oberherrschaft über die Sinnlichkeit verlieh. Daher finden wir, daß die Bewohner der civilisirtesten Länder am längsten leben. Wilde sind gewöhnlich schwächer, als civilisirte Nationen.

In allen Ländern hat die Sterblichkeit in Verhältniß zu den Fortschritten der Civilisation sich vermindert, und ist jetzt am größten in denjenigen Regionen, deren Einwohner sich am meisten dem Zustande der Wildheit nähern.

Während der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts war das Verhältniß der Gestorbenen zu den Geborenen in London wie 3 zu 2, aber seit 1800 ist die Zahl der Gestorbenen weniger, als die der Gebornen, nämlich wie 12 zu 15. Andere Länder und Städte Europa's haben gleicherweise ein günstigeres Verhältniß der Gestorbenen.

Viel von dieser Abnahme der Sterblichkeit muß ohne Zweifel dem vermehrten Wohlstande zugeschrieben werden, der alle Classen mit den Lebensbedürfnissen reichlicher versorgt, als es früher der Fall war; allein eben so viel Gewicht kann man nach meinem Dafürhalten auch auf die vergrößerte Ausbreitung der Kenntnisse und dem Ablegen lasterhafter Gewohnheiten legen — auf das Uebergewicht, welches die Erziehung dem vernünftigen über den sinnlichen Menschen gegeben.

Denn ungeachtet der noch immer vorherrschenden Sinnlichkeit in civilisirten Ländern zeigt die Geschichte dennoch, daß sie früher viel größer war und mit der fortschreitenden Civilisation abgenommen hat. Zum Beweise des Gesagten untersuche man historisch das vorherrschende Uebergewicht eines leider zu stark eingerissenen sinnlichen und lasterhaften Triebes, dessen Begünstigung zur Verkürzung des Lebens beiträgt, ich meine das Laster der Trunkenheit. Die Geschichte wird lehren, daß dieses Laster nach Verhältniß der Erleuchtung und Bildung der Nationen und Menschen immer mehr verabscheut wurde. Wilde sind im Allgemeinen der Trunkenheit

ergeben; sie betrachten den Rausch als die größte Wonne, und geben Alles hin, um sich Rum zu verschaffen.

Zur Zeit des Wiederauflebens der Wissenschaften, nach Jahrhunderten der Finsterniß, war Unmäßigkeit im Trinken ohne alle Gränzen; erst als die Menschen aufgeklärter wurden, ergriffen sie Maßregeln, diesem Uebel abzuhelfen. Im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderte wurden Mäßigkeitsvereine von den geistreichsten und angesehensten Männern gebildet, um der Unmäßigkeit im Trinken Einhalt zu thun. Einer derselben hieß die Gesellschaft des heiligen Christophs, andere wurden Mäßigkeitsgesellschaften genannt, die Mitglieder einer dritten gaben sich den Namen „vom goldenen Bande." Diese Vereine brachten viel Gutes hervor; sie vermehrten die Industrie, trugen zur Verfeinerung der Sitten und der Einrichtung einer gehörigen Ordnung wesentlich bei.

Dieser Einfluß, den der Geschmack an geistigen Bestrebungen ausübt, muß gepflegt werden, wenn er uns ausdauernd von der Sinnlichkeit befreien soll. Gesteigerte Intelligenz und zunehmende Vorliebe für geistige Genüsse machen den Menschen für Mäßigkeit empfänglicher, und lassen ihn geistige Getränke desto eher verabscheuen. Die Mäßigkeitsvereine bewirkten gewiß viel Gutes, sie waren aber selbst schon eine Wirkung der allgemeinen Verbreitung von Kenntnissen und der Liebe zu denselben. Dreißig Jahre früher, und unter einem weniger geistreichen Volke, würden sie sich nicht gehalten haben.

Frau von Staël sagt: „Ein Volk ist dann auf dem rechten Wege, diejenige Vollkommenheit zu erreichen, deren es fähig ist, wenn seine Belustigungen nicht nur harmlos, sondern auch nützlich werden; und wir wissen, daß die Art des Zeitvertreibes, welche junge Personen suchen, oft über ihre künftige Bestimmung entscheidet. Laßt es daher unsere größte Sorge seyn, ihre Vergnügungen so einzurichten, daß sie zur geistigen Veredlung beitragen. Wir sollten die Jugend durch geistreiche Bücher, angenehme und belehrende Unterhaltungen, gute eingerichtete Lyceen und literärische Vereine den Netzen der Sinnlichkeit gleichsam entlocken, und veranlassen, daß sie den Gewinn an Kenntnissen der Befriedigung ihrer Lüste vorziehen. Und so glaube ich, daß die zur rechten Zeit des Lebens begonnene Ausbildung des Geistes zu einer festen Gesundheit beiträgt, indem sie nicht allein eines der bedeutendsten Organe des Körpers in Thätigkeit setzt, sondern auch Vernunft und Gewissen zur Herrschaft gelangen läßt. Bisher wurde das Betragen der Menschen in allen Ländern mehr von ihren Begierden und Leidenschaften geleitet, als von der Ueberzeugung dessen, was Recht ist. Nur Geistesbildung wird den Menschen die Kraft geben, dem Einflusse ihrer sinnlichen Neigungen Widerstand zu leisten." —

Dieses Streben nach geistiger Ausbildung darf uns nicht verleiten, die Kinder zu frühzeitig anzustrengen. Ein neuerer Schriftsteller von großem Talente, Harriet Martneau, der sich über Walter Scott's Genie ausspricht, drückt sich über seine erste Erziehung also aus:

„Hier liegt ein Knabe in den Feldern, wenn er bei seiner lateinischen Grammatik sitzen sollte; er liefet Novellen, während er ins Collegium zu gehen hat; fängt Lachse, anstatt eine Rede auszuarbeiten. Und doch trat dieß Wesen aus seiner wilden Schule hervor, begabt mit sehr selten vereinigten Fähigkeiten zum Genuße seines Daseyns, zur Erlangung vollendeter Berühmtheit und zum Segen für die Gesellschaft. Tief gelehrt, obgleich weder Sprachen noch die Philosophie der Schulen einen Theil seines Wissens ausmachten; robust wie ein Ackersmann; im Gehen geübt gleich einem Hausirer; betriebsam wie ein Handwerker; unerschrocken wie der tapferste Held seiner unsterblichen Werke. Hier ist Stoff genug zum Forschen, nicht, ob das Lernen und die Schulzucht überhaupt gut sei? sondern ob die Kenntnisse, welche man in der Regel für wesentlich hält, ob die Schulzucht, welche gewöhnlich für unerläßlich gilt, in der That Eins und Dasselbe sind?"

Der Geschmack für Lectüre ist einer der wünschenswerthesten, den wir ausbilden können, und wir möchten mit Montesquieu glauben, daß „Lesen ein nie trügendes Mittel gegen alle Uebel des Lebens ist;" oder mit unserm berühmten Jefferson, daß „allein um der Bücher willen es sich verlohne, zu leben." So sollte denn Keiner von uns die Ausbildung dieses Geschmacks verabsäumen und auch Andere antreiben, ein Gleiches zu thun.

Warnendes Bulletin.

Dr. Fingerhuth erzählt zwei Fälle, die den möglichen Uebergang von Hautausschlägen der Thiere auf Menschen nachweisen, und daher die größte Vorsicht bei dem Umgange mit Thieren gebrauchen lehren.

1. Eine Frau von mittlern Jahren wurde von einem krätzartigen Ausschlage befallen. Die Art und Weise aber, wie die Frau dazu gekommen, war Anfangs nicht auszumitteln. Da erfuhr F.... endlich, daß die Patientin schon längere Zeit eine Katze zur Bettgenossin hatte. Sogleich schöpfte er den Verdacht, daß die verdächtige Hautkrankheit wohl gar von diesem Thiere auf die Frau übergetragen seyn könne, und bei näherer Untersuchung der Katze ergab sich wirklich, daß dieselbe mit einem ähnlichen, diesem Thiere eigenen Ausschlage behaftet war.

2. Ein junger Mann bekam plötzlich einen flechtenartigen Ausschlag, von welchem gleichzeitig noch mehrere Mitglieder seiner Familie ergriffen wurden.

Nach näherem Erforschen der Ursache ergab sich, daß sich im Wohnorte des Kranken unter dem täglich zur Weide gehenden Rindvieh ein ähnlicher Hautausschlag gezeigt habe. Ein Schmid hatte Waschungen gegen dieses Hautleiden angerathen, mit der Weisung, nach Anwendung derselben die Thiere einige Stunden hindurch zu beaufsichtigen. Vier bis sechs Tage darauf wurden alle Mitglieder, welche sich mit diesen Waschungen befaßt hatten, von dem genannten Hautübel befallen.

Miscellen.

Der mediciniſche Almanach für das Jahr 1837, herausgegeben von Dr. Sachs, wird vom Dr. Neumann mit einem poetiſchen, ſehr beherzigenswerthen Neujahrswunſche eröffnet, in deſſen Schlußzeilen gewiß jeder Leſer, er ſei Arzt oder nicht, gern einſtimmen wird. Sie heißen:

„Das Nied're werde nie von Euch begehrt!
Dieß Nied're ziehet ins Gemeine
Hinab die göttliche, die reine,
Erhab'ne Kunſt; mit Schmach bedeckt
Sei, wer durch Eigennutz, durch Härte ſich befleckt!
Durch Lüge, durch Verleumdung ſich erheben? —
Verächtlich iſt, wer es verſucht.
Der böſen Ausſaat böſe Frucht
Soll dieſes neue Jahr ihm geben,
Vereiteln ſoll's der ſchlechten Aerzte Streben.
Die Guten nur, die Guten ſollen leben! —

Das Gehirn des berühmten Dr. Spurzheim, des treuen Anhängers und Verbreiters der Gall'ſchen Schädellehre, befindet ſich jetzt in dem Beſitze von Dr. William Grigg, der des Verſtorbenen treueſter Freund war und demſelben auch die Augen zudrückte. Das Gehirn iſt höchſt auffallend durch ſeine Größe.

Die durch Madame Marie Eliſabeth Bernard de Civrieux geſtiftete Preisfrage für das Jahr 1838, iſt folgende:

„Den Einfluß der phyſiſchen und moraliſchen Erziehung auf die Erzeugung der Ueberreizung des Nervenſyſtems und der daraus entſtehenden Krankheiten zu beſtimmen.“ Der Preis iſt 1500 Franks.

Das Bureau der Geſundheits-Zeitung iſt: Stadt, Ruprechtsplatz Nro. 462, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonnirt man auf jeder k. k. Poſtſtation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugeſchickt wird.

Gedruckt bei J. P. Sollinger.

Neue Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. H. Beer.

[N° 33.] Montag, den 24. April. [1837.]

Inhalt: Sitten und Bräuche. Ein Beitrag zur Geschichte der Zeit. (Aus dem Französ. frei bearbeitet von S....) — Häufige Vergiftungen zu Rom unter dem Papste Alexander VII. mit Aqua tofana. (Von Dr. Fr. Siemerling.) — Warnendes Bulletin. — Miscellen.

Sitten und Bräuche.

Ein Beitrag zur Geschichte der Zeit.

(Aus dem Französ. frei bearbeitet von S....)

„Rusticus expectat, dum defluit amnis."
Horat.

Derselbe Verfasser, von dem wir neulich in zwei Artikeln die „Klagen eines französischen Arztes" in freier Uebersetzung mitgetheilt, spricht sich in einem dritten Artikel über Sitten und Gebräuche der Aerzte seines Landes aus, den wir als einen Beitrag zur Geschichte der Zeit unsern Lesern in einer freien Bearbeitung mittheilen.

In den Sitten und Bräuchen der französischen Aerzte (heißt es daselbst) ist seit der Revolution eine völlige Umwälzung vorgegangen. Man muß gestehen, daß die Sitten unserer Vorfahren viel strenger waren. Ernst im Anstande, eine gewisse Würde im Betragen, eine gemessene Sprache, waren ihnen zur Gewohnheit geworden, und pflanzten sich als heiliges Vermächtniß vom Vater auf den Sohn fort. Es ist wahr, daß dieses gemessene Betragen bei Vielen steif wurde und mehr als einen Pedanten machte; mußte man aber deßwegen in das entgegengesetzte Extrem verfallen? — Vergleicht man das ernste Betragen der Aerzte von Ehemals mit dem gewandten zierlichen Wesen, dem sans façon unserer jungen Aesculape, so findet man, daß bei diesem Wechsel mehr verloren als gewonnen worden. Die Aeltesten der Facultät standen vor Zeiten in hoher Achtung; jüngere Aerzte

hörten auf ihre Worte, zogen sie bei jeder Gelegenheit zu Rathe und diese Rücksicht für das Alter zeigte sich in einem noch schöneren Lichte, wenn einer der älteren Aerzte erkrankte. Zwanzig Jahre vor der Revolution übte ein Mitglied der Facultät, mit Namen Baron, seine Kunst aus, obschon er blind war; er hatte zwei blinde Pferde und einen einäugigen Kutscher; auf acht Augen also nur ein gesundes, aber das Eine genügte. Dieser Arzt wurde von seinen Collegen geehrt und wie früher consultirt. Man beobachtet noch jetzt gewisse Rücksichten gegen einen unglücklichen Collegen; aber diese sind mehr persönlich, und erscheinen nicht als Pflichten für den Gesammtkörper.

Den Geist der Einheit, der früher herrschte, hat die frostige Maxime verdrängt: „Chacun pour soi et Dieu pour tous." Unsere Generation glaubt nicht an große Menschen und große Thaten, sie hat zu viel erduldet, zu viel gethan, sie ist zu schnell alt geworden. Es fehlt die Muße, um irgend einen Grundsatz festzustellen; die gemeinen Interessen des Tages verzehren die Zeit, man verbringt keinen Augenblick für jene ruhige Prüfung, für jenes tiefe Forschen, das uns allein zur Enthüllung wissenschaftlicher Räthsel führen kann.

Je mehr man die Stellung der Aerzte von Ehemals und Jetzt vergleicht, um so schärfer tritt der Gegensatz in ihren Ansichten, Sitten und Bräuchen hervor. Das reiche Costum kam jenen wohl zu Statten. Ich begreife, daß man mit der Zeit fortschreiten soll; daß der Philosoph sich von seinem Schneider kleiden lassen müsse; aber wäre es nicht wünschenswerth, daß es der launischen Mode endlich einmal gefiele, auch für die Aerzte ein Costume zu erfinden, das ihrem hohen Berufe angemessen ist? Weiß man nicht, welch' großen Einfluß oft Kleinigkeiten auf menschliche Verhältnisse ausüben? Ein edles würdevolles Costume flößt Achtung ein, erregt Aufmerksamkeit und gewinnt oft das Zutrauen. Mad. Neker wollte den berühmten Corvisart durchaus nicht zum Arzte ihres Spitals ernennen, weil er nicht würdevoll gekleidet war, und vielleicht hatte sie Recht, wenigstens für ihre Zeit; und wenn Mademoiselle Arnold zu einer ihrer Freundinnen sagte: „Um des Himmels willen, bringe die Frisur des Herrn Barthez nicht in Unordnung, Du nimmst ihm die Hälfte seines Einflusses," so sprach sie damit eine tiefere Wahrheit aus, als Mancher glaubt. Andere Zeiten, andere Sitten, also auch andere Moden; aber der Unterschied ist zuweilen so überraschend, so außerordentlich, daß man kaum glauben sollte, es seien Leute desselben Standes, die so ganz verschieden gekleidet sind. Dort ein Doctor im Sammetkleide, goldene Schnal-

len zieren seine Schuhe, er trägt ein kostbares Rohr mit goldenem Knopfe, ein Solitair glänzt an seinem Finger, Manchetten und Jabot von den feinsten Spitzen zieren ihn; eine mächtige Perrücke deckt sein würdiges Haupt; kurz, Du bemerkst an ihm jene vollendete Toilette, die einen Arzt aus den alten Tagen bezeichnet. Hier einen Andern mit kurzgeschnittenen Haaren, großen Backenbärten, die wie Rahmen das Gesicht umschließen, im schwarzen, knapp anschließenden Kleide mit schwarzer, glänzender Cravate. Ein Dritter hat die brennende Cigarre im Munde, er trägt ein Militärkleid und den Degen an der Seite, die Bärenmütze oder den Czako auf dem Kopfe. Man sieht, wie sehr sich auch die äußere Erscheinung des Arztes, vielleicht nicht ganz zu seinem Vortheile, umgestaltet hat. — —

Die feinste Weltkenntniß war dem Arzte von Ehemals unumgängliches Bedürfniß, wenn er sich in den hohen Kreisen behaupten wollte, in die ihm sein geachteter Stand Eintritt und ehrenvolle Aufnahme verschaffte. Diese von den älteren Aerzten zur Wissenschaft erhobene Weltkenntniß ist es, die den heutigen Aerzten zumeist mangelt. Aber wir dürfen es nicht diesen zur Last legen. Es ist der vollkommenste Wechsel der Nationalsitten, der einen so mächtigen Einfluß auf die Bildung der Aerzte übte. Ein Arzt, der sich am Hofe oder in den höheren Kreisen einen Namen machen wollte, mußte eine hinreichende Dosis von Geist und savoir vivre zur Verfügung haben; es war ihm jene Blüthe des bon ton unentbehrlich, die unsere Nation charakterisirt; jene Urbanität, der man so selten in unseren Tagen begegnet, wo man sich nur an die positiven Bedürfnisse des Lebens in der trockensten Bedeutung des Wortes anklammert. Wer erinnert sich nicht mit Vergnügen an die Anmuth in Wort, Geberde und Haltung eines Hallé, Portal, Demours, und so vieler anderen Aerzte? Man durfte sich bei den Großen nicht befangen, nicht vorlaut — nicht kriechend und nicht zutraulich zeigen; es war ein Verein von Kleinigkeiten, die man doch alle scharf erkennen und erfassen mußte.

Es war eine auserlesene Freiheit im Betragen, eine Eleganz der Formen und der Sprache ohne alle Uebertreibung. Es war bei den Frauen jenes liebenswürdige Benehmen, jene Galanterie de bon ton, die nie die zarten Gesetze der Sittlichkeit verletzt. Wehe dem Unbeholfenen, der sich nicht schnell den feinen Tact der Anständigkeit und der Sitte anzueignen wußte; er wurde bald entfernt. —

Als Senac Leibarzt des Königs wurde, ließ er sich beim Herzog von Orleans durch Fizes vertreten; aber dieser mißfiel und wurde weggeschickt. Senac sagte bei dieser Gelegenheit: „Ich habe ihm vor-

geschrieben, ernst an's Krankenbett zu treten, den Puls zu fühlen, sich die Zunge zeigen zu lassen, Alles genau zu besehen, wenig zu sprechen, sich in seine Perrücke einzuhüllen und einen Augenblick mit geschlossenen Augen zu verweilen, sein Gutachten auszusprechen und sich ohne Verbeugung zu entfernen; an Statt alles Dessen hat mein Doctor geplaudert wie eine Elster, hat von Politik und Literatur gesprochen und über's andere Wort votre altesse serenissime gesagt; jetzt hat er, was er verdient und was Jeder erfahren sollte, der nicht auf den Rath eines Aelteren hört. Selbst Barthez mit seinem ausgezeichneten Wissen konnte sich nicht lange halten; er wurde verspottet und ausgelacht, während Tronchin, Vicq d' Azyr und andere minder berühmte Männer sich fest behaupteten. Bonvart war trotz seines scheinbar barschen Wesens sehr gesucht. Seine hohe Gestalt, seine breite Stirn, die eine Narbe zierte und von der Diderot im Scherze äußerte, er habe sie empfangen, als er etwas ungeschickt die Todessichel lenkte — seine treffenden Aeußerungen, sein würdevolles Benehmen, all' Dieses erhielt ihn auf dem hohen Posten, wohin ihn der glückliche Zufall berufen. — —

Im Ganzen beobachteten die Aerzte zu jener Zeit mehr Ernst und Würde bei ihren Besuchen und Consultationen. Die Scenirung (man erlaube mir diesen Ausdruck) war sorgfältiger und alle Welt, Aerzte und Kranke befanden sich wohl dabei. War der Fall nicht sehr dringend, so ließ ein Arzt der großen Welt immer auf sich warten, dann kam er in seinem Wagen, und der Kutscher war wohl darauf bedacht, den Wagen zweimal im Hofe zu wenden und die muthigen Rosse stolziren zu lassen. Endlich stieg der Doctor aus, ohne sich sehr zu übereilen; am Fuße der Treppe erwartet ihn ein Diener des Hauses, er steigt mit gemessenen Schritten die Treppe hinan, als wäre er von Besuchen ermüdet. Im Vorsaal empfängt ihn der Hausherr, den er mit einer Verbeugung begrüßt, die dessen Range genau angemessen ist. — Man führt ihn in das Krankenzimmer, er sammelt sich in einem Fauteuil, nimmt aus einer goldenen Dose eine Prise, die er in kleinen Portionen mit der Miene tiefster Aufmerksamkeit einzieht. Seine Worte und Fragen sind genau, kurz, oft sententiös, im belehrenden Tone. Nachdem er den Kranken gehört und untersucht hat, schreibt er sein Recept immer in lateinischer Sprache und mit geheimnißvollen, nur Eingeweihten verständlichen Zeichen; dann spricht er einige Hoffnungsworte, grüßt den Kranken und die Umstehenden und verläßt das Krankenzimmer, vom Hausherrn bis zur Treppe, von den Dienern bis an seinen Wagen geleitet. Die Visite ist beendigt. Das nenne ich doch Poesie der ärztlichen Praxis. Man wäre übrigens im Irrthume, wenn man glaubte, daß

unsere Vorfahren eine Rolle zu spielen glaubten, wenn sie so handelten und sprachen. Nein! es war Natur, Gewohnheit, Ueberlieferung und die Ueberzeugung, daß man als Arzt selbst in den scheinbar geringfügigsten Dingen immer mit Ernst und Würde auftreten müsse.

(Der Beschluß folgt in einem der nächsten Blätter.)

Häufige Vergiftungen zu Rom unter dem Papste Alexander VII. mit Aqua tofana.

(Von Dr. Fr. Siemerling *).

Nachdem unter der Regierung dieses berühmten Papstes im Frühling 1656 eine verheerende Pest geherrscht, ereigneten sich bald darauf täglich, fast nur Männer betreffende Todesfälle, die bald noch verheerender als die vorangegangene Pest zu werden drohten, und deren Veranlassung man sich durchaus nicht zu deuten wußte. Bald aber kam man immer mehr zur Ueberzeugung, daß der Tod dieser Unglücklichen vorzugsweise von weiblicher Hand bereitet wurde, um begangene Untreue und die schändlichsten Ausschweifungen mit ewigem Schleier zu decken. Um diesen verbrecherischen Umtrieben zu steuern, bekleidete endlich der Papst den Gouverneur von Rom mit unbeschränkter Vollmacht zur Erforschung der Giftmischerinnen, und als bald die jungen Ehemänner zweier Schwestern, gegen welche Letztere die Polizei längst Verdacht hegte, binnen acht Tagen starben, glaubte diese, die eigentliche Giftmischerin oder Giftverfertigerin in der Person einer als Wahrsagerin in Rom ansäßigen Sicilianerin, Namens Spara, deren alte Magd im Hause jener beiden Schwestern aus- und einging, entdeckt zu haben. Der Gouverneur ließ sofort ein eben so kluges, als schönes Mädchen die Rolle einer vornehmen Dame spielen, zu welchem Zwecke derselben ein Palais, Equipage, Bedienung ꝛc. gehalten wurden, die nach einigen Besuchen bei der Spara, angeblich, um ihr zu einem verlornen Ringe wieder zu helfen, das Vertrauen der Letzteren so zu gewinnen wußte, daß sie ihr bei Vergiftung ihres angeblichen Mannes Hilfe zu leisten versprach. Die Spara schickte, wie verabredet, das Gift mit ihrer Dienerin in das Palais der Dame, um dessen Wirksamkeit erst an einem Hunde zu erproben, und als dieser augenblicklich verschied, wurde die Ueberbringerin sofort festgehalten, und sogleich auch die Spara und mehrere andere verdächtige Frauen niedern Standes gefänglich eingezogen. Die Androhung der Folter bewog die Spara zu einem offenen Geständnisse, ja sie gab sogar die Zusammensetzung und Bereitung des Giftes an, worauf

*) Siehe Wildberg's Jahrbücher der Staatsarzneikunde 1837, Bd. 3, Heft Nr. 1.

sie nebst vier ihrer schuldigen Helfershelferinnen öffentlich und unter schauerlichen Ceremonien mit dem Strange hingerichtet wurde. Uebrigens ließ man es bei der Bestrafung dieser fünf Verbrecherinnen bewenden und schlug absichtlich alle weiteren Untersuchungen darnieder, offenbar, weil man befürchtete, sonst viele Familien compromittiren zu müssen; dagegen erließ man geschärfte Verbote gegen Ankauf oder Bereitung von Scheidewasser oder ähnlichen Essenzen. Trotz dem erlitten schon wieder zwei Monate nach diesem blutigen Schauspiele zwei Witwen den Tod durch den Strang, des gleichen Verbrechens wegen, bei dessen Verübung jetzt die möglichste Vorsicht angewendet würde.

Die Spara hatte die Bereitung dieses Trankes von der Erfinderin desselben, der berüchtigten Sicilianerin Tofania oder Tofana selbst erlernt, welche Anfangs in Palermo, später aber in Neapel wohnte, und nach Einigen in Palermo, nach Einigen aber in Neapel erdrosselt worden seyn, während dieselbe nach Andern noch im Jahre 1650 in einem Gefängnisse geschmachtet haben soll. Nach Kayßler soll dieselbe noch 1730 im Kerker gelebt haben, was aber um so weniger glaublich ist, weil sie schon vor 1650 ihr teuflisches Handwerk getrieben hat. Sie hatte übrigens mehrere ihrer Freundinnen, gleich der Spara, in ihr Geheimniß eingeweiht, die auch nicht unterlassen hatten, diese schwarze Kunst in den ansehnlichsten Städten Italiens, namentlich Neapel und Venedig, mit einem ihrer Meisterin würdigen Ruhme und Erfolge zu betreiben.

Warnendes Bulletin.

Der königl. bair. Medicinalrath, Dr. Küttlinger, hat in einer eigenen Schrift den merkwürdigen Fall eines gewissen Georg Werlein, der seinen eigenen Sohn ermordete, mitgetheilt. Dieser Mann war Arbeiter in einer Tabaksfabrik, 40 Jahre alt, von Kindheit auf immer gesund, verrieth jedoch bei einem schlichten, anspruchlosen Charakter, wenig geistige Anlagen. Er liebte nie den Streit, sprach wenig und war mit Allem zufrieden; ohne daß sich eine religiöse Richtung in seinem Leben als vorherrschend kund gab, war doch das Gemüthsleben in ihm rege und vorwaltend. Er behandelte seine Mutter mit aller Zärtlichkeit und mit seiner Frau, die im Wochenbette starb, lebte er in friedfertiger Ehe durch 13 Jahre. Ihr Tod schmerzte ihn sehr, brachte ihn aber nicht aus der Fassung. Er war ein äußerst liebevoller Vater, liebte die Häuslichkeit, verrichtete die Wirthschaftsgeschäfte selbst, wartete die Kinder, wusch und kochte, und war selten im Wirthshause zu sehen. Er war jedoch nicht frei von Aberglauben. Es erregte in ihm trübe Vorstellungen, die ihn beständig ängstigten, daß die Pflegemutter seiner Frau aus Eifersucht bei seiner

Verheirathung die Worte äußerte: „Dieß Bündniß solle verflucht seyn.“ Am 20. Decemb. 1835 bekam Werlein heftige Kopfschmerzen. Den folgenden Tag benahm er sich bei seiner Arbeit auffallend zerstreut. Des Nachts quälten ihn furchtbare Träume, in welchen dämonische Gestalten ihr Spiel trieben, deren Spuk er lediglich der Macht des unheilbringenden Fluches zuschrieb. Seine krankhaft aufgeregte Phantasie sah durch das Fenster Teufel mit wachsenden Hörnern heranstürmen. Er schrie um Hilfe, und ein Anfall von Tobsucht trat ein. Nach dem qualvollsten Kampfe glaubte sich der wahnsinnige Unglückliche nicht anders retten zu können, als wenn er seinen 12jährigen Lieblingssohn Martin opferte. Er ergriff ein Messer und durchschnitt dem sich sträubenden Knaben den Hals bis auf die Wirbelsäule. Die Polizeiwache fand ihn ruhig auf der Leiche mit dem in die Höhe gehaltenen Mordwerkzeuge kniend. Er folgte mit raschen Schritten und heftigen Gestikulationen ohne Weigerung in's Gefängniß, wo er von Tag zu Tag ruhiger ward, und, sich aller Umstände genau erinnernd, die Handlung für die Folge eines Wahnsinnes und eines unwiderstehlichen Hanges erklärte. — Zwei Jahre vor dem tollsüchtigen Anfalle litt Werlein sammt seiner Familie an der Krätze, und Dr. Kuttinger hält die Unterdrückung oder das schnelle Verschwinden derselben für ein mitwirkendes ursächliches Moment des darauf erfolgten Ausbruches der Krankheit.

Miscellen.

Fall einer Selbstverbrennung.

Ein 75jähriger Schneider und seine 65jährige Frau waren, wie gewöhnlich, stark betrunken und allein geblieben. Dreizehn bis vierzehn Stunden später fand der königl. Procureur und Herr J. durchdringenden Geruch, Rußanflug im Zimmer, unter dem Tische vier Schenkel und verkohlte Massen, zwei Schenkel einer Leiche mit wollenen Strümpfen bedeckt, nur geröthet und im Innern mit normalen, schlaffen Muskeln, die Oberschenkel und das Becken verbrannt, den Oberkörper quer über dem der andern Leiche liegend, am Kreuze wie abgebrochen; man unterschied die weiße Kohle der Wirbelknochen und die schwammige der Brusteingeweide; die calcinirten Halswirbel trugen einen leichtzerfallenden Knopf; und den Kopf, an dem nur noch die untere Kinnlade eine größere Consistenz zeigte. Quer unter diesen Resten lag ein zweiter Leichnam. Der Unterschenkel war vorn mit Brandblasen, hinten bis auf den Knochen geröstet, der linke durch eine Katze (deren Zähne man sah) vom Körper abgerissen; Oberschenkel und Becken wie beim ersten Leichnam. An der Stelle, wo die Leichen sich kreuzten, war geringere Verbrennung, das Zeug noch erkennbar,

der Kopf rußig, erkennbar durch Nase und Augenhöhle, bei der Berührung in seine Knochen zerfallend. Die Kohle der Rümpfe wog etwa vier Pfund. Die umstehenden Meubles, die Strohstühle waren nur theilweise angebrannt; zwischen den nach dem Feuerherde hinliegenden Köpfen beider Leichen ein noch glimmender Feuerbrand; auf dem Fußboden eine stinkende schmierige Masse.

Schädlichkeit der Wasserflachsröste.

In Folge der Beschwerden mehrerer Landgerichte des königl. bair. Untermainkreises über die Schädlichkeit des Flachsröstens im Wasser, wodurch angeblich die Luft und das Wasser verdorben und namentlich Letzteres zum Trinken für Vieh und Menschen, so wie zum Bierbrauen untauglich, endlich auch für die Fische schädlich würde — forderte die königl. Regierung vom Medicinalausschuße ein Gutachten: 1. über die Schädlichkeit der Methode, den Flachs in Wasser zu rösten; 2. ob ein allgemeines Verbot desselben nothwendig erscheine, oder 3. ob es genüge, die Wasserröste nur zu beschränken, oder 4. es bei der bisher üblichen Art der Wasserröste in sanitätspolizeil. Beziehung zu belassen seyn möge? — Das Gutachten, welche Prof. Dr. Jäger in Erlangen hierüber mittheilt, zeigt, daß jene vermeintlichen Nachtheile entweder nur eingebildet, oder sehr übertrieben dargestellt seien; daß die etwa vorhandenen durch den Einfluß der Luft und die selbst eigene Reinigung des Wassers in seinem fernern Verlaufe sehr verringert würden. Luft und Wasser werden nicht dadurch verunreinigt; Letzteres verliert seine Trinkbarkeit nicht. Da jedoch bei stehendem, sehr langsam und besonders auf einem mehr erdigen Boden fließenden Wasser eine Verunreinigung leichter Statt findet, so dürfte das Wasserrösten in allen, Fische enthaltenden oder zur Viehtränke bestimmten stehenden Wässern, und in fischreichen Bächen zu verbieten seyn. — Ein in neuerer Zeit über denselben Gegenstand im Namen der königl. Akademie der Medicin in Paris von Robiquet abgestattetes Gutachten stimmt mit dem von Prof. Jäger abgegebenen in der Hauptsache überein. — Neuerlich in Vorschlag gebrachte Methoden, den Flachs und Hanf auf trockenem Wege, ferner durch Wasserdämpfe in wenig Augenblicken zu rösten, — dürften die Wasserröste bald ganz entbehrlich machen.

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Ruprechtsplatz Nro. 462, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonnirt man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugeschickt wird.

Gedruckt bei J. P. Sollinger.

Neue Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. H. Beer.

[N° 34.] Donnerstag, den 27. April. [1837.]

Inhalt: Sitten und Bräuche. Ein Beitrag zur Geschichte der Zeit. (Aus dem Französ. frei bearbeitet von S....) — Beiträge zur Geschichte des Heil- und Pfuscherwesens. — Praktische Winke. — Miscellen.

Sitten und Bräuche.

Ein Beitrag zur Geschichte der Zeit.

(Aus dem Französ. frei bearbeitet von S....)

(Beschluß.)

Das Schwierigste für die ehemaligen Aerzte war es, die Würde ihres Standes mit andern Eigenschaften zu vereinen, wenn sie es mit Frauen zu thun hatten, besonders mit denen von hohem Range. Eine Dame von hoher Familie war fest überzeugt, daß das adelige Blut, das in ihren Adern rollte, sie weit über die gewöhnlichen Sterblichen erhebe und konnte, wenn sie erkrankte, nur schwer zu behandeln seyn; der Arzt mußte in einem solchen Falle all' seine Kunst und seine Weltkenntniß zu Hilfe nehmen, wenn er sich behaupten wollte. Selbst Sylva, von dem Voltaire so viel Rühmliches erzählt, konnte sich nur mühevoll erhalten. Als er die Unvorsichtigkeit beging, einer Herzogin zu sagen, daß ihr Unterleib weich und schlaff sei, wurde er schimpflich verabschiedet; seit diesem Unfalle pflegte er in ähnlichen Verhältnissen zu sagen: Le ventre est satisfaisant. — Die Aerzte, unsere Vorfahren, mußten daher die Frauen auf ihre Seite bringen; denn davon hing ihr Ruf ab. Ein alter Arzt möchte vielleicht so gesprochen haben: „Ehret die Frauen, verschafft Euch Lobrednerinnen und die Lobredner werden nicht ausbleiben. Hier ist das Gesetz und die Propheten."

Man sieht, daß die Aerzte von Ehemals sich Mühe gaben, großen Herren zu gefallen, deren Wohlwollen zu gewinnen und sich unter ihren Schutz zu begeben; Heutzutage sucht Jedermann den Redacteur irgend

einer Zeitschrift zu gewinnen, ihn in sein Interesse zu ziehen, damit er für seinen Schützling in die Trompete stoße. Hier kann man den Unterschied in Sitten und Bräuchen mit Händen greifen, und dennoch ist das leitende Prinzip hier wie dort dasselbe. „Vor der Macht im Staube kriechen, sich vor seinem eigenen Schatten krümmen," das ist das Gesetz der Menschheit. Als ein berühmter Chemiker des achtzehnten Jahrhunderts in einer seiner Vorlesungen, der ein Fürst beiwohnte, sagte: „Diese beiden Säuren werden die Ehre haben, sich in Gegenwart Ew. Durchlaucht zu verbinden!" drückte er sich bloß im Geiste seiner Zeit aus. Heute würde derselbe Chemiker zu dem Redacteur eines gelesenen Journals sagen: „Sprechen Sie von mir, und mein Ruf ist gemacht. Reden Sie, und man wird Ihnen glauben." — Viele Aerzte kennen die Kraft dieses Mittels und suchen es mit mehr oder weniger Gewandtheit zu benützen.

Das Mittel an und für sich ist keineswegs tadelnswerth; die Presse, dieser Spiegel unserer beweglichen Gesellschaft, dieser electrische Conductor, der mit des Lichtes Schnelligkeit den Irrthum und die Wahrheit fortträgt, ist sie nicht die tägliche Offenbarung von Allem und für Jeden? Was ist also natürlicher, als daß man zu ihr seine Zuflucht nehme; kann es etwas Gesetzlicheres, Ehrenvolleres geben? Aber es muß uns mit Entrüstung und Unwillen erfüllen, wenn wir sehen, daß jenes mächtige Organ mehr dem Charlatanism als der echten Wissenschaft nützt. — Es ist der falsche Lärm, durch den sich die Mittelmäßigkeit zu erheben sucht; es sind jene ärztlichen Formeln und Anpreisungen, denen wir leider nur zu oft in den Spalten der Presse begegnen; es ist die traurige Bemerkung, daß sich das Publikum, jener Tyrann, der bloß zum Hohne geboren zu seyn scheint, von dem Ersten Besten mystificiren läßt; es ist die düstere Wahrheit, daß der gemeinste Intrigant durch den Angelhaken einer lobhudelnden Ankündigung sein Gift an Mann zu bringen weiß, und den ärztlichen Stand beschimpft, indem er mit seinem Diplom einen schimpflichen Handel treibt — es ist der Verein all' dieser Schändlichkeiten, der jeden von der Heiligkeit seines Berufes durchdrungenen Arzt mit tiefer Trauer und Abscheu erfüllen muß! —

Zwei große Nachtheile entspringen aus dem Mißbrauche der Presse. Männer von ausgezeichnetem Verdienste verschmähen es, in dieses pêle-mêle einer taxirten Reputation einzutreten; und da sie nur zwischen ein wenig mehr Vermögen und strengerer Rechtlichkeit zu wählen haben, so hat ihr stolzes und gerades Bewußtseyn ihre Wahl bald bestimmt. Im Grunde wissen sich (wenige ehrenvolle Ausnahmen abgerechnet) nur die Charlatane zu bereichern, weil sie den meisten Lärm am geschicktesten zu machen wissen,

und die Stimmung des Publikums genau kennen. Es muß sich hier Jedem der Widerspruch zwischen unseren Gesetzen, Sitten und jenem alten Möbel, das man Weisheit nennt, ohne zu wissen warum? aufdringen. Heutzutage geht der Reichthum über Alles; er öffnet die Wege, erleichtert jede Stellung; und was folgt daraus? man sucht sich Vermögen zu erwerben, sei es auf was immer für eine Weise. Wenn der goldene Zweig den Zugang zu jeder Ehrenstelle eröffnet, so wird auch jeder Mann, der nichts hat, auch nichts seyn; und ist dieß nicht die Ursache, daß so wenig Aerzte eine höhere gesellschaftliche Stellung einnehmen?

Nur der Geheimnißkrämer erwirbt sich schnell Namen und Vermögen; sein Gold, das er im Schmutze sammelte, ist nichts desto weniger von echtem Gepräge, es riecht nicht übel. Und wenn das Einkommen eines solchen Menschen 30,000 Livres beträgt, so kann es ihm Niemand streitig machen, besonders, wenn der Ehrenmantel die Schändlichkeit seiner Mittel bedeckt. Es sind jetzt wohl zehn Jahre, als ich mit einem derlei Arzneikrämer sprach. „Was wollen Sie?" rief er, „man muß leben und seine Carriere machen; ich habe meine gemacht, ich wußte das Publikum geschickt zu behandeln und bin nun reich und hochangesehen; ich will mich auf meine Güter zurückziehen und zum Deputirten wählen lassen; wer weiß, was dann noch folgt?" Er hatte vollkommen recht, dieser prophetische Charlatan, aber welche Sittenschule! In der That muß man die Kunst lernen, sich vor den Mysterien menschlicher Narrheit zu erniedrigen und man hat gewonnen Spiel. Es herrscht eine solche Anarchie, daß die Gesetze der medicinischen Polizei, wie sie jetzt bestehen, ihre Wirksamkeit verloren haben; wir sind auf dem Punkte, daß man von einem Arzte sagen wird: Er ist zu rechtschaffen, um sein Glück zu machen! —

Selbst zum Börsenspiel haben sich Aerzte erniedrigt, um so schnell als möglich ein großes Vermögen zu erwerben, ohne welches es für sie weder Glück noch Seligkeit gibt. Auch die alten Aerzte suchten sich Vermögen zu erwerben; man weiß sogar, daß Chirac über Law's Banqueroute so erschreckt war, daß er, den Puls der Herzogin von Berry befühlend, ausrief: ça baisse, ça baisse, worüber die Prinzessin so erschrack, daß er sich schnell von seiner Zerstreuung erholen mußte, um sie zu beruhigen. Deßungeachtet war dieser verderbte Geschmack nur auf Individuen beschränkt; in unseren Tagen aber, wo die ganze Gesellschaft auf die Börse beruht, für und durch sie lebt, hat sich die Speculationswuth jedes Standes bemeistert. Es gibt Aerzte, die genau die Bräuche, Gewohnheiten, die Sprache und Kniffe der Börse kennen und ausüben. Es ist Mancher so

*

vertieft und durchdrungen von diesem Idiome, daß er Dir, wenn Du mit ihm über ärztliche Erfahrung sprichst, zur Antwort gibt: „Was kümmerts mich? je suis à cheval sur mes primes." So was hat man vordem nie erlebt, weil sich die Würde unseres Berufes und die Wachsamkeit der Facultät dagegen stemmte.

Ich will diese Studien ärztlicher Sitten und Bräuche nicht weiter verfolgen und bemerke nur, daß die Mehrzahl dieser Mißbräuche von der Mangelhaftigkeit der medicinischen Gesetzgebung herrühre, daher die gebieterische Nothwendigkeit, sie zu ändern und zu verbessern; dieß ist der allgemeine Schrei, dieß ein tiefgefühltes Bedürfniß der Aerzte unserer Zeit. Wir sind an den Leichnam eines Gesetzes gebunden, das, wenn nicht de facto doch dem Geiste nach erstorben ist; auf kurze Zeit könnt ihr diesen Leichnam durch electrische Funken erregen, nie zum neuen Leben erwecken. Wir dulden und warten, aber wir hoffen auch; noch bis jetzt stehen wir dem horazischen Bauer vergleichbar: „rusticus exspectat dum defluat amnis." Die Zeit verrinnt, Mißbräuche wurzeln immer tiefer, der böse Hauch des Charlatanism umnachtet selbst die hellsten Köpfe, die guten medicinischen Ueberlieferungen verwischen und verlieren sich. Man muß fürchten, in der Folge auf unüberwindliche Hindernisse zu stoßen. Will man die Wurzel des Uebels erfassen, will man auf breiter Basis fußen, dann müssen alle neuen Bestimmungen von dem Princip der Vereinigung und engen Verbrüderung ausgehen; nur so wird das schöne Gebäude fest und unerschütterlich bestehen. Man kann über alle andern Dinge verschiedener Meinung seyn; aber in diesem Brennpunkt muß sich Alles treffen.

Beiträge zur Geschichte des Heil- und Pfuscherwesens *).

II.

Die Wundercuren eines Laien zu Rostock.

Als Beweis, wie wenig noch in unserer aufgeklärten Zeit Aberglaube und Hang zum Mystischen gänzlich erloschen seien, und wie noch immer Schwärmer mit dem arglosen Vertrauen Tausender Spott treiben können, erzählt Dr. Hanmann in Rostock, daß in dieser Stadt in jüngster Zeit viele Hunderte von Kranken mit Gebrechen jeglicher Art der Behausung eines Wunderdoctors zugeströmt seien, und daß nicht nur Leute niedern Standes auf der Straße seine Knie umklammert und ihn an den Rockschössen zu den Betten der Siechen hingezogen, sondern daß auch die höhern Stände ihm mit Ernst und Achtung ihre Pforten geöffnet hätten, um den Wunderbalsam des neuen Aesculaps zu empfangen. Ein großer Ruf

*) S. Nr. 31 d. Bl.

hat den Wundermann in's Publikum eingeführt; man erzählte sich: er sei ein ungebornes Kind; habe zwei Stunden hindurch, in einem Sarge verschlossen, unter der Erde zugebracht u. dgl. mehr. Er selbst glaubt sich im Besitz einer Universalarznei, deren Kraft und Quintessenz in seinem Körper verborgen liege und durch Auflegen seiner Hände heilsam auf den Körper des Kranken überströme. Er gibt den Kranken die feste Versicherung, sie zu heilen, zeigt dabei Uneigennützigkeit und Wohlthätigkeitssinn, und benützt auch wohl hin und her Rothwein und Provenceröl, ja selbst Hausmittel zur Unterstützung seiner Curen. Letztere ergaben ein sehr verschiedenes Resultat, das am glänzendsten war, wo dem Wundermanne bei denselben eine erhitzte Phantasie des Kranken zu Hilfe kam, indem die Kranken dieser Art nach dem Auflegen der Hände und dem Betasten ihres Körpers die wunderbarsten Empfindungen gehabt zu haben vorgaben, als: Blitzähnliche Durchzuckungen, Aufsträuben der Haare, ein Gefühl wie von glühenden Kohlen an der berührten Stelle u. s. w. Im Allgemeinen wurden einige schmerzhafte Krankheiten, namentlich Zahnschmerz, Kopfschmerz u. dgl. mehr durch seine Behandlung gelindert, einige auf Mangel an Lebenskraft beruhende etwas gebessert, alle übrigen Krankheiten aber weder gebessert, noch geheilt. — Der Erfolg dieser Heilungen beruht, nach Dr. Hanmann, auf der Leichtgläubigkeit der Menge und Auferregung der Einbildungskraft bei den Kranken. Alle Kenntniß und Anwendung des thierischen Magnetismus spricht er jedoch diesem Wunderthäter durchaus ab, indem seine Heilart nur in einem flüchtigen Hocuspocus bestehe, mit welchem er viele Kranke ohne besondere Auswahl und ohne nähere Einsicht und Kenntniß ihres krankhaften Zustandes schnell hintereinander abfertigt, ja dabei selbst zwischen neugierigen Gesunden und wirklichen Kranken keinen Unterschied macht. Daß endlich der Wunderdoctor nicht im Besitze eines Universalarzneimittels seyn könne, bedürfte wohl kaum einer Erinnerung; so wie es, wenn er sich für seine Person diesem Glauben hingegeben haben sollte, seinerseits entweder absichtlichen Betrug oder Verstandesschwäche darthun würde. Am wahrscheinlichsten dürfte eine Art religiöser Schwärmerei mit im Spiele seyn, wofür das eingangserwähnte Auflegen der Hände und das Verordnen von Oel und Wein bei seinen Curen zu sprechen scheinen. — Uebrigens ist nach Dr. Hanmann die Heilungsweise durch Auflegen der Hände nichts Neues, indem dieselbe nicht nur in der früheren Zeit sehr gebräuchlich gewesen, sondern auch die Könige von England und Frankreich sich dergleichen Manipulation zur Heilung der Skropheln mit Erfolg bedient haben, wie dieß Choulant in einer eigenen Schrift *) dargethan hat.

*) Die Heilung der Skropheln durch Königshand. Dresden 1833.

Praktische Winke.

(Von J. K. Stoekler, Magister der Pharmacie.)

I.

Ueber das zu frühe Bewohnen frisch getünchter Zimmer.

Bekanntlich tünchen wir unsere Wohnungen mit einer Auflösung von wenig Kalkhidrat mit vielem Wasser. Diese Verbindung besitzt, besonders wenn sie auf große Flächen ausgebreitet wird, einen eigenthümlichen, laugenhaften, unangenehmen Geruch, und wirkt dadurch äußerst nachtheilig auf unsere Gesundheit. Leider bewahrt uns schon die älteste Zeit traurige Beispiele davon auf. So berichtet Appian und mit ihm Maximus, daß, als Catulus erfuhr, daß Marius seinen Tod beschlossen habe, er sich in ein frisch getünchtes Zimmer einschloß, selbes stark heizen ließ und dadurch sein Leben endete. Die gewöhnlichen Folgen des Bewohnens und Schlafens in neu getünchten Zimmern sind: Halsentzündungen, Augenkrankheiten, gefährliche Verstopfungen, Lähmung und Auszehrung.

Obschon es bisher nicht ermittelt ist, welcher Stoff sich durch Einwirkung des Kalkes entwickelt, so sind wir doch im Besitze eines Mittels, wodurch die Entwicklung dieses Stoffes gehindert wird, und dieß ist das Chlor.

Zu diesem Behufe mengt man der zum Tünchen bestimmten Kalkmilch gewöhnlichen Chlorkalk zu, und man wird dadurch allen zu befürchtenden Uebelständen kräftig begegnet haben. Sollte man aber dennoch gezwungen seyn, ein ohne Zusatz von Chlorkalk getünchtes Zimmer bewohnen zu müssen, so zünde man unter gehöriger Vorsicht einige Loth Schwefelfäden im Zimmer an, halte dasselbe eine Zeitlang geschlossen und lüfte es dann.

Da durch den Zusatz von Chlorkalk zur Kalkmilch nicht Einfachchlorcalcium, sondern die basische Verbindung mit Ueberschuß an Kalk entsteht, so hat man nicht zu fürchten, daß die Wände Feuchtigkeit aus der Luft anziehen.

II.

Blutflecken zu vertilgen.

Bei Applicirung der Blutegeln, bei Aderlässen, bei andern blutigen Operationen geschieht so häufig der Fall, daß die hölzernen Fußböden mit Blut befleckt werden, welche Verunreinigung trotz des sorgfältigsten Waschens mit Seife oder Lauge nicht beseitiget werden kann. Es wird daher unsern reinlichen Hausfrauen gewiß sehr willkommen seyn, ein Mittel kennen zu lernen, welches sich gegen diesen Uebelstand stets als unfehlbar erprobt. — Zu diesem Behufe verdünne man zwei Loth Schwefelsäure (Vitriolöl) mit acht Loth Wasser, scheuere damit auf die gewöhnliche Weise den Fußboden und wasche dann das Ganze mit reinem Wasser zu wiederholten Malen nach.

Vorzüglich zu bemerken ist jedoch, daß man während der Behandlung mit Schwefelsäure, ja nicht gleichzeitig Seife anwende, da die Seife durch die Schwefelsäure zersetzt würde und man anstatt der Blutflecke, Fettflecke bekäme.

III.

Moschusgeruch zu vertilgen.

Bei Darreichung von Arzneien, welchen Moschus beigemengt ist, tritt der Uebelstand ein, daß, werden sie in silbernen Löffeln oder Bechern gegeben, diese trotz des fleißigsten Scheuerns, den Geruch nach Moschus jahrelang beibehalten und dadurch zum Gebrauche für diese geraume Zeit verloren sind. Um diese Geräthe alsogleich benützen zu können, und was oft mehr ist, so manch' schmerzlicher Erinnerung enthoben zu seyn, lege man diese Geräthe in Schwefelsäure, lasse sie einige Zeit darin liegen und spüle sie dann mit reinem Wasser ab. Man wird durch diese Behandlung den Geruch, ohne den geringsten Nachtheil für das Silber, verschwunden finden.

Miscellen.

In einer der Sitzungen der französischen entomologischen Gesellschaft wurde ein Bericht eines Herrn Gräëll's aus Barcelona über den giftigen Biß gewisser Spinnen vorgelesen, der im Wesentlichen Folgendes enthielt: Im Jahre 1830 wurden viele Bewohner von El Campo de Tarragona nach dem Bisse von Spinnen gefährlich krank, schwächliche Individuen starben. Es erregte dieß die Aufmerksamkeit der medicinischen Akademie zu Barcelona, die eine Commission zur Untersuchung der Gebissenen und zur Bestimmung der Gattung, welcher jene Spinnen angehörten, ernannte. Letzteres blieb unausführbar, da die Bauern die Spinnen ohne Unterschied getödtet hatten. Im Jahre 1833 kamen dieselben Zufälle wieder bei den zu demselben Bezirke gehörigen Bewohnern von El Vandrell vor, und zwar so häufig, daß die Bauern gar nicht mehr auf die Arbeit zu gehen wagten. Eine abermals ernannte Commission bestimmte das gefährliche Thier als Theridionmalmignetta (Aranea 13 punctata Fabr.). Durch diesen Bericht veranlaßt, erwähnte Herr Lafebyre, daß er während seines Aufenthaltes in Sicilien weder jenen Theridion noch die Tarantel habe auffinden können; die von den Einwohnern erzählten Geschichten von den gefährlichen Folgen des Bisses jener Thiere hält er für übertrieben; gewöhnlich sollte nur anhaltende Schlafsucht, heftige, doch schnell verlaufende Fieber, nie der Tod folgen. Die Sicilianer bezeichnen alle Spinnen, besonders jene auf dem Felde, mit dem Namen Tarantel, und da die, welche man Herrn Lafebyre brachte, meist von den kleineren Gattungen Thomisi, Lycosae und Erisi (Krabben-, Luchs- und

Wolfsspinnen) waren, so schloß er hieraus, daß jene schädliche zu der Gattung Theridion gehören dürfte, welche bekanntlich etwas größer ist, als die oben genannten Arten.

Der Rigocephale (Kopfabkühler).

In der Sitzung der Akademie der Wissenschaften zu Paris, am 14. März dieses Jahrs, zeigte Herr M. H. Blatin ein von ihm erfundenes Instrument vor, welches er Rigocephale (Kopfabkühler) nennt. Dieses ist eine hohle halbkugelförmige Kappe, die bestimmt ist, innerhalb ihrer Wände Wasser oder gestoßenes Eis mittelst einer oberhalb angebrachten trichterförmigen Oeffnung aufzunehmen. Der Kranke zieht den Rigocephale wie jede andere Mütze an. Ist er im Stande, sich im Bette aufzusetzen, und das Gewicht des Apparates ihn inkommodiren könnte, so verschafft eine Schnur Erleichterung, die über eine Rolle geht, die Haube oben festhält und das Gleichgewicht herstellt. Es hat dieses Instrument vor den gewöhnlichen Blasen, die man bei Kopfleiden anwendet, den Vortheil, daß es den Kopf nicht naß macht und ihn doch kalt erhält. — Ein französischer Arzt macht nicht nur Aerzte, die fremde Köpfe abkühlen wollen, sondern auch Nichtärzte, denen daran gelegen ist, ihren eigenen Kopf kalt zu erhalten — eine Regel, die Boerhave für eine der drei wichtigsten Gesundheitsregeln hält — auf diese Erfindung aufmerksam. Sie dürfte vielleicht (meint er) manchem jungen Brausekopf von größtem Nutzen seyn; und wer die Mode, Rigocephalen zu tragen, aufbrächte, würde sich vielleicht ein unsterbliches Verdienst um die Menschheit erwerben. Denn was haben nicht Hitzköpfe für Unheil in der Welt angestiftet? —

Die Arzneikunst bei den Chinesen ist (nach einem Bericht eines russischen Arztes, der sich mehrere Jahre bei der russischen geistlichen Mission in Peking befand) schon sehr alt, und man sieht den Kaiser Huandy, der vor 4533 Jahren regiert haben soll, als den ersten Erfinder derselben an. Die Bücher Heidsin und Suwen hält man für die Früchte seiner Bemühungen. Seine im Verein mit dem berühmten Arzte Ziboë niedergeschriebenen Vorträge und Aussprüche, sowohl über die äußere als innere Beschaffenheit des Menschen, werden noch jetzt in China als unumstößliche Grundsätze geschätzt.

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Ruprechtsplatz Nro. 462, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonnirt man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugeschickt wird.

Gedruckt bei J. P. Sollinger.

Neue Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. H. Beer.

[N° 35.] Montag, den 1. Mai. [1837.]

Inhalt: Stimmen über die Kräfte des kalten Wassers. — Krankheiten der Handwerker und Künstler. — Miscellen.

Stimmen über die Kräfte des kalten Wassers.

I.

Fingerzeig in Betreff des Wassers als Präservativ- und Heilmittel.

(Als Warnung für Nichtärzte eingesendet, von Dr. Frölich v. Frölichsthal, kaiserl. königl. wirklichem Hofmedicus und Senior als emeritirter Decan der medicinischen Facultät.)

„Es gibt kein Mittel, welches nicht nutzen, ob auch nicht schaden könnte."

Celsus.

Ich sehe mich veranlaßt, über einen Gegenstand meine Ansichten auszusprechen, welcher in der neuesten Zeit allgemeine Aufmerksamkeit erregte, da ich es für nützlich und zweckmäßig halte, Gegenstände dieser Art in ihren günstigen und ungünstigen Beziehungen zu berichtigen und das Wohlthätige von dem Nachtheiligen zu scheiden.

Es ist hier nämlich von dem Wasser die Rede, und es scheint gegenwärtig, wo von demselben nicht nur von Heil- und Wundärzten, sondern auch selbst von Laien häufiger Gebrauch gemacht wird, wohl an der Zeit zu seyn, über diesen Gegenstand zu sprechen, das Vortheilhafte und Nachtheilige dieses Mittels zu beleuchten, das Publikum vor dem Mißbrauch des Wassers zu warnen und Erläuterungen hierüber zu geben.

Wir finden in den Werken der ältesten Heilkünstler Andeutungen über die Statt gehabte Anwendung des Wassers sowohl als Präservativ-, wie als Heilmittel doch immer nur in einer rein empirischen Gebrauchsweise. Solche

Versuche müssen, wenn auch nicht geradezu gefährlich, doch meistens unstatthaft sich beweisen, daher sie auch nur wenig beachtet, oft mit Stillschweigen übergangen werden.

Bedeutende Aufklärungen über die Kraft des Wassers dankt die Wissenschaft den Herren Hahn, Vater und Sohn (in Breslau); und Herrn James Currie in Liverpool gebührt der Ruhm und die Ehre, dieses gemeine, große und bedeutsame Mittel, so viel es Gewohnheit und Eigendünkel gestatten, in Aufnahme zu bringen; bestimmte, auf Erfahrungen begründete Grundsätze für dessen Anwendung festzustellen, die, wenn sie vom wissenschaftlich-gebildeten Arzte mit kluger Umsicht angewendet wurden, zu Resultaten führten, welche an das Wunderbare gränzen. Am vorurtheilfreiesten faßten die englischen und amerikanischen Heilärzte diese Sache auf, und waren in ihren Bestrebungen sehr glücklich. Nur Jene, welche nach eigenen Ansichten vorgingen, sahen sich in den Erfolgen oft getäuscht. Dieß konnte indessen nicht befremden. Currie sagt selbst: „Mehrere Aerzte in England haben von der Behandlung mit kaltem Wasser bloß gehört und gewissermaßen blinden, unglücklichen Gebrauch davon gemacht. Diese Methode konnte daher keinen guten Erfolg haben."

Vor etwa vier und zwanzig Jahren hatte ich in Preßburg Gelegenheit, den äußerst glücklichen Erfolg der Anwendung des kalten Wassers in Scharlachfiebern zu sehen. Nach genauer Beobachtung, Nachdenken und genommener Ueberzeugung in Betreff der Natur dieser Resultate, studirte ich Currie's Werk, und begann nach reiflicher Ueberlegung und Aneignung seiner Lehre, wo es nur immer thunlich und mir gestattet war, kaltes oder lauwarmes Wasser äußerlich und innerlich in Anwendung zu bringen. Ich sah mich in den geeigneten Fällen durch den besten Erfolg belehrt, meine Bemühungen belohnt. Angefeuert durch eigene und fremde Erfahrungen machte ich diese Resultate in mehreren Schriften und Anzeigen bekannt, welche aber keinen besonderen Eingang fanden. Einzelne vorkommende Fälle wurden bewundert, das Ganze gerieth in Vergessenheit.

Im Jahre 1820 aber schrieb ich, durch viele und günstige Erfahrungen neuerdings angeregt, ein Werk unter dem Titel: „Abhandlung über die kräftige, schnelle und sichere Wirkung der Begießungen, Waschungen und Bäder von kaltem und lauwarmen Wasser in Faul-, Nerven-, Gall-, Brenn- und Scharlachfiebern, Masern und einigen andern langwierigen Krankheiten, durch eine Sammlung von eigenen und mehreren tausend Erfahrungen berühmter Aerzte bestätiget. Wien, bei Heubner," welches schon die Aufmerksamkeit im höheren Grade erregte. Trotz des Aufsehens, welches die angeführten Beispiele im In- und Auslande machten, wollte diese Heilart doch nicht nach Verdienst eingreifen. Ich

ließ es indessen in der Ueberzeugung auf sich beruhen, daß, wie sehr sich auch Vorurtheile und Gewohnheiten dagegen auflehnen möchten, sich doch in der Folge unbefangene Männer finden müßten, welche das Wichtige dieser Heilmethode erkennen und fördern würden.

Meine Hoffnung ist erfüllt! Seit einigen Jahren nimmt das Vertrauen zu dieser Heilmethode immer mehr zu (wozu die Schriften mehrerer geachteter Heilärzte und insbesondere ein in diesem Jahre erschienenes, lesenswürdiges Werk des Herrn Dr. Ludw. Wilh. Mauthner *) beigetragen haben und beitragen werden), das Publikum scheint den Vortheil zu erkennen und sich empfänglich dafür zu zeigen.

Nach dieser historischen Einleitung gehe ich auf den eigentlichen Zweck dieses Aufsatzes über. Die Wassercur in ihrem ganzen Umfange ist zwar rücksichtlich ihrer Wirkung über alle Zweifel erhaben; allein es ist auch eben so gewiß, daß die Anwendung derselben ohne gründliche Kenntniß der bestehenden Krankheitsformen, oder selbst nur als Präservativ, ohne Beobachtung des Zeitpunktes für die Anwendung des Wassers, ohne richtige Einsicht der Temperatur und vieler anderer Rücksichten gefährlich, ja tödtlich werden kann. Man darf nie vergessen, daß das kalte Wasser ein heroisches, stark eingreifendes Mittel ist. Es liegen leider nur zu viele Erfahrungen vor, wo das sinn- und kenntnißlose Verfahren bei diesem an und für sich so wohlthätigen Mittel tödtlich wurde, dadurch mußte das Vertrauen auf diese Behandlung mächtig erschüttert, und Viele davon abgeschreckt werden. Ich habe in den erwähnten Schriften sowohl, als in meiner gekrönten Preisschrift, angeführt in Hufeland's Journal, Supplementheft im Jahre 1822, Anzeigen über die Art, das Wasser zu gebrauchen, über die Krankheitsperioden, in welchen es anwendbar ist, u. s. w. gegeben, deren Grundsätze theils auf Currie's classischem Werke, theils auf eigener Erfahrung beruhen. Aus allen jenen Angaben ist es ersichtlich, wie behutsam bei dieser Curart, und überhaupt in Anwendung des Wassers zu verfahren sei, wie heilsam sie sich aber auch bei erlangter Einsicht zeigt. Ich stehe nicht an, diese Curart als eine große, ergiebige Heilquelle in vielen Krankheitsformen ernstlich zu empfehlen, ohne sie indessen, wie Manche übertrieben rühmen, für ein Universalmittel zu halten. Ein solches gibt es nicht. Die Natur legt uns überall Heilmittel vor, die aus Vorliebe zu dem Wasser und aus unzeitigem Eifer, dasselbe in jedem Krankheitsfalle anzuwenden, ganz übersehen werden. Laien sollen diese Heilmethode ohne Vorwissen in der Heilkunde einge-

*) Die Heilkräfte des kalten Wasserstrahls von Dr. L. W. Mauthner ꝛc. Wien, 1837.

weihter Männer gar nie unternehmen. Möchten diese Zeilen und der wohlgemeinte Rath, den sie beabsichtigen, von dem Publikum erwogen, gewürdiget und befolgt werden!

Nachschrift der Redaction.

Wir wünschen, daß die eben ausgesprochene Ansicht eines alten, im Gebiete der Wasserheillehre erfahrenen Arztes dazu beitragen möge, daß ein Mittel, über dessen diätetische und Heilkräfte in bestimmten Fällen kein Zweifel abwaltet, nicht zum Gegenstande leidenschaftlicher Discussion herabsinke. In neuern Zeiten haben sich so viele geachtete Stimmen für die Kraft des Wassers erhoben, daß nur Vorurtheil, Gewinnsucht oder Rechthaberei diese Kräfte läugnen können. Leider aber haben es auch viele Unberufene unternommen, ihre Stimme hierüber abzugeben. Wie es kam, daß man in der Anwendung dieses Mittels zu weit gegangen, und von einem Universalmittel schon träumte, wo kaum noch die Umstände, unter denen es nützt oder schadet, klar und mit ruhiger Unbefangenheit ausgemittelt wurden; — darüber wollen wir vorläufig als begründende Ursache folgendes anführen: Es liegt in der Natur des Menschen, sich mit Begeisterung für dasjenige Mittel auszusprechen, dessen Anwendung ihm leicht wird, ihm sogar oft Vergnügen gewährt, nach dessen Gebrauch er seinen Geist erheitert und alle körperlichen Verrichtungen alsogleich neu aufleben fühlt. Was ist natürlicher, als in der Freude seines Herzens der Lobredner eines Mittels zu werden, welches er kennt, täglich vor sich sieht, mit dem er beständig umgeht, von dessen Unschuld er überzeugt zu seyn glaubt und dem er vielleicht auch seine Heilung verdankt? Kommt noch der Umstand hinzu, daß man es ohne Kostenaufwand, und unabhängig von der Vorschrift eines Arztes, sich überall verschaffen kann; daß es einfach, ohne künstliche Zubereitung alles Geheimnißvolle der Apotheke von sich weist und eine unverfälschte Gabe der Natur ist — so ist es begreiflich, daß man nicht jedesmal erst den Arzt, der es uns einmal mit Erfolg angerathen, bei neuen Krankheitsfällen abwarten will, sondern selbst Hand anlegt. — Es ist ferner nicht zu läugnen, daß der jetzige physische Zustand des Menschengeschlechtes das Bedürfniß laut und eindringlich verkündet, zur Natur und zu den stärkenden Mitteln, die sie bietet, zurückzukehren. Große Aerzte des Zeitalters haben als unverkennbare Charaktere der jetzigen Menschheit eine feinere Organisation des Nervensystems, Verminderung der Kraft mit erhöhter Reizbarkeit, zu frühe Entwicklung entnervender sinnlicher Triebe, Abnahme der Sehkraft und überhaupt größere Kränklichkeit nachgewiesen. Die Welt dürstete nach einem kraftgebenden, sie restaurirenden Mittel — sie sehnte sich nach einem Etwas, das ihr wankendes Leben aufrecht halte,

und ihre erschöpften Sinne für neuen Genuß befähige — und wenn man sucht, so findet man. Ein Mann aus dem Volke fing an, durch sein ärztliches Treiben und selbst durch einige Heilungen die Blicke der kranken Welt auf sich zu ziehen — und das langersehnte Mittel war in ihren Augen gefunden. Man vergaß, daß die Heilkräfte des kalten Wassers so alt als die Menschheit sind; man hielt die gesehenen Wirkungen für Neues, Unerhörtes — und welche magische Kraft in dem, was neu ist, zu liegen pflegt, kennt Jeder, der nur einen Blick in des Menschen Herz geworfen. Man blieb bei den einfachen Anpreisungen nicht stehen; der angebliche Erfinder ward himmelhoch gepriesen, als ein Wohlthäter der Menschheit allenthalben angekündigt, und es brauchte nur noch eines einzigen Schrittes, um die Aerzte und all ihr früheres Wissen mit Leidenschaft anzugreifen und als überflüssig darzustellen. Sollten Diese, innig überzeugt, daß sie das Gute an der Sache gern anerkennen wollen, es sich gefallen lassen, daß Laien alles ärztliche Wirken als heillos verschreien und „Wasser, nichts als Wasser" an allen Ecken rufen? Es mußte Opposition hervorgerufen werden — und der Kampf ward um so hitziger. Es handelte sich jetzt nicht mehr um das Wohl der Menschheit, sondern um seine einmal ergriffene Partei zu verfechten, und leider muß man mit Horaz ausrufen: „Peccatur extra iliacos muros et intra." Man appellirte an die Menge, und so hatte der Streit die traurigen Folgen, daß die Einen überall nur Wasser, die Andern Alles, nur nicht Wasser anwenden wollen. Wir sind überzeugt, daß unsere Enkel über die jetzigen Wasserschriften lächeln und nicht begreifen werden, wie eine solche unschuldige Gabe der Natur eine so leidenschaftliche Aufregung hervorbringen konnte; aber die Frucht der jetzt mit Enthusiasmus und Energie durchgefochtenen Kraft des Wassers wird, Gottlob! täglich reifer; Laien sehen ein, daß sie durchaus unberufen sind, ihre Stimme über ein Mittel da zu erheben, wo es sich um dessen Heilkraft handelt; denn um diese zu beurtheilen, dazu gehört Wissenschaft, praktischer Blick und Erfahrung am Krankenbette. Die Aerzte werden dem Laien seine kalten Waschungen mit Freuden gönnen, wo er sie als stärkendes Schutzmittel gegen erst bedrohende Uebel eifrig anwendet; denn sie erhalten hierdurch einen kräftigeren Menschenschlag, und die Abhärtung des Körpers wird im Falle der Erkrankung dem Arzte neue Waffen gegen die Krankheit liefern. Die Heilkraft der Natur, diese mächtige Verbündete des klugen Arztes, ist mit einer abhärtenden Lebensart in treuem Bunde. Dieser glückliche Zeitpunkt ist hoffentlich nahe, und es wäre uns höchst wünschenswerth, wenn eines Theils Aerzte sich über den Mißbrauch des Wassers bei Heilungen von Seite der Laien öfter aussprechen, und Laien nur Erfahrungen über den diätetischen Gebrauch desselben Elementes der Welt

mittheilen wollten. Die Menschheit, die neue, aufkeimende insbesondere, müßte bei diesem harmonischen Streben, der Heil- und Präservativkraft des Wassers Achtung zu verschaffen und dem Mißbrauch zu steuern, nur gewinnen.

Krankheiten der Handwerker und Künstler.

(Fortsetzung *).

Die Kraft, welche bei der Ausübung eines Gewerbes gewöhnlich angewendet wird, ist bei jedem einzelnen Gewerbe verschieden. Bald wird hierzu das Tragen schwerer Lasten, das Führen gewichtiger Hämmer und andere heftige Muskelanstrengung, bald nur ein leichter Aufwand von Kräften, z. B. Nähen, Scheren, das Regieren von Federn u. s. w. erfordert. Dieser Unterschied muß bei der Wahl des Berufes wohl beherzigt werden; schwächliche Körperconstitutionen würden nur das Opfer eines zu anstrengenden Handwerkes werden, so wie kräftige, starkgebaute Naturen bei einem leichten, keine Anstrengung erfordernden Gewerbe, womit sogar oft eine sitzende Lebensart verbunden ist, nicht gut daran wären. Schon der Umstand ist hier wichtig, daß die Lehrjungen zu schweren Professionen reifer an Jahren seyn und eine gewisse körperliche Ausbildung erreicht haben sollten, bevor sie das Handwerk antreten. Es ist klar, daß die Zahl der Krankheiten und der Sterblichkeit in einigem Verhältnisse mit diesem Kraftaufwande stehen. Man kann daher in dieser Beziehung sämmtliche Gewerbe in drei Classen theilen, von denen die erste die anstrengenden, die zweite die leichten, wenig Kraft erheischenden, und die dritte endlich jene Gewerbe umfaßt, welche zwar keine Unthätigkeit der Körperkraft erdulden, allein mit mäßigem Kraftaufwande ausgeübt werden können. Zur ersten Classe gehören die Bierbrauer, Büttner, Dachdecker, Schiffer, Hufschmiede, Maurer, Steinhauer, Metzger, Müller, Nagelschmiede, Wagner, Zimmerleute und Schieferdecker. Von 13,883 solcher Gewerbsleute erkrankten 2961, und starben 94. — Zur zweiten Classe gehören: Beutler, Bortenmacher, Bürstenbinder, Conditors, Färber, Friseurs, Goldarbeiter, Kaufleute, Kürschner, Schneider, Schuhmacher, Tapezierer, Uhrmacher, Vergolder und Zinngießer. Unter 18,926 erkrankten 4487, und starben 197. — Die dritte Classe umfaßt die 26 übrigen Gewerbe. Unter 26,316 erkrankten 5820, und starben 154. Es geht aus dem Ganzen das kaum erwartete, aber wichtige Resultat hervor, daß anstrengende Gewerbe in jeder Beziehung viel gesünder sind, als solche, die wenig Kraft in Anspruch nehmen. —

Die Stellung und Haltung des Körpers bei der Arbeit, die Art von Bewegung, welche ein Handwerk mit sich bringt, begründen auch

*) Siehe Nr. 26.

zahlreiche Verschiedenheiten in Bezug auf Erkrankung und Sterblichkeit. Manche Handwerker sitzen bei der Arbeit, andere stehen, und die dritten wechseln in ihren Stellungen. Wir wollen uns hier in keine Auseinandersetzung der Gewerbe, insofern die sie Betreibenden sitzen oder stehen, näher einlassen, da dieß bekannt ist, und nur das Resultat mittheilen, daß die Nachtheile des anhaltenden Stehens in jeder Beziehung weit geringer sind, als die einer sitzenden Lebensweise, während Wechsel der Körperstellung im Allgemeinen der Gesundheit am zuträglichsten ist. In manchen Gewerben aus jeder der drei Classen erfordert oft die Arbeit ein häufiges Zusammenbeugen des Körpers; ein Verharren und Thätigseyn in gebückter Stellung. Alle Berechnungen führen auf das Resultat, daß die gebückte Stellung nachtheilig einwirkt. — Die Nahrung der Gesellen und Lehrjungen der verschiedenen Gewerbe, seine Reichlichkeit oder Sparsamkeit, seine bessere oder geringere Beschaffenheit werden wir in einem der nächsten Aufsätze mittheilen. (Wird fortgesetzt.)

Miscellen.

Schöner Charakterzug eines Conducteurs.

Eine schwangere Frau, welche dieses Jahr in einer Diligence von Paris nach Clermont reiste, wird, als sie in Nevers ankam, von so heftigen Wehen ergriffen, daß sie durchaus nicht weiter reisen kann. Es war 11 Uhr Nachts und eine sehr strenge Kälte. Auf ihre Bitte führt sie der Conducteur des Eilwagens in ein Gasthaus, wo sie aber mit dem Bedeuten abgewiesen wird, sie möge sich lieber an eine Hebamme wenden. Man macht den Versuch; allein diese ist zu bequem, sich des Nachts stören zu lassen, und nimmt als Entschuldigung ihrer Faulheit den polizeilichen Verbot zum Vorwand, keine Unbekannte des Nachts aufnehmen zu dürfen. Die Lage der Kreißenden wird immer kritischer, die Wehen stärker, der Moment der Geburt dringender. Ihr Führer eilt zu einem Arzt, der in der Nähe wohnt; er hat aber die Grippe, und kann nicht aufstehen; dasselbe ist bei einem zweiten Doctor der Fall. Endlich kommen sie zu Herrn Dr. Thomas. Er ist abwesend; die Kräfte und der Muth verlassen die arme Frau. Sie wird ohnmächtig, und gebärt das Kind mitten im Schnee. Der Conducteur ruft um Hilfe, einige Personen eilen herbei und bringen, auf dessen eigenes Anerbieten, Mutter und Kind in sein Haus, wo sie mit der zärtlichsten Sorgfalt gepflegt und nicht eher von demselben verlassen wurde, bis sie außer aller Gefahr waren. Dieser Mann heißt Kent, und ist Factor und Conducteur bei der großen Eilwagengesellschaft der Madame Mahieu in Paris.

Ein englisches Journal enthält folgende Anzeige: Eine Familie, deren Mitglieder alle eine sehr delikate Gesundheit haben, wünscht einen kräftigen, gesunden Doctor, der sowohl Mediciner, Chirurgus, Apotheker und Geburtshelfer seyn muß. Auch ist es nothwendig, daß er frisiren könne; zuweilen soll er auch Gebete, und jeden Sonntag eine Predigt vorlesen. Man verlangt billige Bedingnisse. — Diese Ankündigung dürfte wohl als die eklatanteste Satyre auf die täglich wachsende Zahl der Aerzte zu betrachten seyn.

Ein Arzt in dem Städtchen Voreppe (Dep. Isére) reiste bei einbrechender Nacht nach Grenoble. Ein junger Mensch stürzt aus dem Gebüsche und fordert seine Börse mit der Drohung, ihn sonst zu ermorden. Der Doctor antwortet mit einem Pistolenschuß, gibt seinem Pferde die Sporen, und enteilt in gestrecktem Galop. Tags darauf kommt Jemand zu ihm, um eine Wunde verbinden zu lassen; es war der gestrige Dieb. Der großmüthige Arzt begnügt sich, dem Bösewicht einen tüchtigen Verweis zu geben, und läßt ihn laufen.

In Paris gibt Herr Victor Audouin seit dem 10. April d. J. öffentliche Vorlesungen über die Naturgeschichte der Insekten; er lenkt vorzüglich die Aufmerksamkeit seiner Zuhörer sowohl auf jene Insekten, welche dem Ackerbaue, der Baum- und Gartenzucht, Hausthieren und Menschen schaden, als auch auf jene, welche wegen der Produkte, die sie liefern, und der Dienste, die sie der Heilkunde, der Industrie und dem Ackerbaue leisten, Nutzen gewähren. Wir halten dieß Unternehmen für höchst nützlich, indem die Kenntniß schädlicher Insekten eben so wichtig, als die der Giftpflanzen ist, und schädliche Insekten auf das Leben der Pflanzen und Thierwelt von unberechenbarem Einflusse sind.

In Beziehung auf seine Untersuchungen über Fortleitung des Schalles hat Biot sich mittelst der Röhren des Herrn Catie mit einem Freunde in einer Entfernung von 1039 Ruthen (verges de terrain) unterhalten. Es bedurfte $5^1/_2$ Sekunden, um das erste Wort durchzulassen. Noch zur Zeit hat er den Punkt nicht bestimmen können, wo die menschliche Stimme nicht mehr hörbar ist.

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Ruprechtsplatz Nro. 462, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonnirt man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugeschickt wird.

Gedruckt bei J. P. Sollinger.

Neue Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. H. Beer.

[N° 36.] Donnerstag, den 4. Mai. [1837.]

Inhalt: Die kranke Familie, oder eigene Art der Vornehmthuerei. — Die Frühlingskuren, oder die verkehrte Sorge für die Gesundheit. — Curiosa aus dem Gebiete der Quacksalberei.

Die kranke Familie,

oder:

Eigene Art der Vornehmthuerei.

(Von Dr. Fr. Rittler.)

„Wohin so eilig?" — rief ich einem jungen Bekannten nach, als er mir eines Morgens begegnete, und nach einem flüchtigen Gruße gegen seine sonstige Gewohnheit in aller Hast vorüber wollte, ohne ein Paar freundliche Worte mit mir gewechselt zu haben.

„Ich bin im Begriff, mir ein anderes Monatzimmer zu suchen" — erwiderte er umkehrend — „denn die Wohnung der Partei, bei welcher ich mein jetziges inne habe, ist ein immerwährendes Kinder-Lazareth, durch das ich in meiner nächtlichen Ruhe gestört werde."

„Ach, dann sind die geplagten Aeltern sehr zu bedauern!" —

„Das nun wohl eben nicht! — Ich halte sie vielmehr für tadelnswerthe Thoren. — Der Mann ist ein Tropf, der sich von seinem Weibe Alles, sogar daß er krank sei, wenn ihm auch nicht das Mindeste fehlt, weismachen läßt. Er muß wider Willen die bittersten Arzneien verschlucken, die ihm von den unaufhörlich gequälten Aerzten wahrlich nicht aus Ueberzeugung der Nothwendigkeit verschrieben werden, sondern nur, um der Zudringlichkeit dieser ewig winselnden Familie los zu seyn. — Madame ist das treffendste Ebenbild jenes Weibes, das schon der selige Gellert in seinen Gedichten schildert — im Stande, aus geheimem Neide über ein schönes Strumpfband, das sie an einer Andern wahrnimmt, in eine Todeskrankheit zu verfallen, von der sie gewöhnlich nur

der Besitz des Verlangten rettet. — Darüber möchte ich indeß noch gar nichts sagen, weil es mich nichts angeht, und ich nicht unmittelbar darunter leide; daß aber auch die Kinder aus einer lächerlichen Affectation der Mutter immer krank seyn müssen, und durch die ganz überflüssige Anwendung von tausend in steter Bereitschaft gehaltenen Hausmitteln, bei der leisesten Veranlassung oft wirklich krank werden — ist für mich höchst störend und unangenehm, da ich ein an das Lazareth stoßendes Zimmer bewohne, und zur Entschädigung für den verbannten Schlaf Ohrenzeuge des albernsten Gewäsches seyn muß."

„Daß Ihnen ein solches Verhältniß sehr unangenehm wird, und Sie dasselbe mit vollem Recht zu ändern suchen, glaube ich recht gern; aber mir scheint denn doch, daß Sie in der Beurtheilung der Aeltern durch irre geleitetes Gefühl etwas zu streng sind. — Die Besorgnisse einer zärtlichen Mutter um das Befinden ihrer Kinder verdient doch immer eine schonende Berücksichtigung."

„O gewiß, sobald diese Besorgnisse aus der natürlichen, reinen Quelle fließen; — ich könnte wohl in diesem Falle auch den Ansprüchen auf eigene Bequemlichkeit nachgeben und ausziehen; würde aber dennoch für eine solche Mutter meine vollkommenste Achtung mit mir nehmen, die das Rumpel'sche Ehepaar längst verloren hat, seit mir die Entdeckung wurde: daß es mit dem ewigen Krankseyn, Consultiren, Mediciniren und Klystiren keine andere Bewandtniß habe, als ein unglücklich gerichtetes Streben des Vornehmthuns. — Ich bitte Sie, unterdrücken Sie noch ein Paar Augenblicke den auf Ihren Lippen schwebenden Tadel über meinen scheinbar liebloſen und ungegründeten Ausspruch. Sie werden hoffentlich bald überzeugt seyn, daß ich Recht habe. — Ich wohne nunmehr sieben Monate bei dieser Familie, und schloß mich Anfangs, da ich ein großer Kinderfreund bin, auf ihre Einladung recht gern an den häuslichen Kreis, bis Madame Rumpel durch meine sehr bescheiden geäußerten Ansichten über die steten Krankheiten etwas piquirt wurde. — Es sind zwei Knaben von acht und sechs, zwei Mädchen von vier und anderthalb Jahren da, die wirklich von der Natur mit einer Fülle von Gesundheit und einer um so vortrefflichern Körperconstitution ausgestattet sind, da sie der verkehrten Behandlung der Mutter noch nicht unterlagen. — Essen z. B. die Kinder mäßig von einer Speise, die ihnen vielleicht nicht sonderlich schmeckt, so muß diesem Mangel des Appetits durch Arzneien nachgeholfen werden; langen sie aber wacker zu, so wird — ohne erst abzuwarten: ob es wirklich nöthig sei? — den etwaigen Folgen abermahls durch Arznei vorgebeugt. Hat Eines den Schnupfen und schneuzt sich öfter als gewöhnlich die Nase, so gilt das ohne weitere Untersuchung als ein Beweis des Vorhandenseyns von Würmern, für deren Abführung

sogleich ein Latwerg in der Apotheke bestellt wird; — schreit das jüngste Kind, durch Hunger, Durst oder eine andere kleine Ungemächlichkeit veranlaßt, so ist ihm Wasser vom Kopfe gesunken, das in den Eingeweiden des armen Würmchens zwickt, und nun wird sogleich ein Hebammen-Consilium berufen, in welchem nicht allein der Madame Rumpel Wehmutter votirt, sondern die ihrer Tante präsidirt, jene ihrer Schwester referirt, die der Frau Schwägerin protokollirt, und das Kindsweib endlich ein Decisum fällt. — Von einer solchen Plenarversammlung, deren oft nach Mitternacht gehalten werden, nur durch eine dünne Wand und eine Thür, die jeden Laut durchläßt, getrennt zu seyn, ist doch wahrhaftig keine kleine Geduldsprüfung!"

„Allein damit ist's noch nicht abgethan; jetzt geht der Lärm in der Küche an; es wird Feuer gemacht, Candiszucker gestoßen, Zwieback gerieben, eine Klystier bereitet, Thee gekocht — ein Paar Servietten mit Kümmelsamen eingeräuchert, dessen Qualm mich in meinem eigenen Zimmer oft ersticken könnte, und durch die endliche Anwendung aller dieser Mittel das inzwischen längst beschwichtigte Kind aus dem Schlafe und erst recht zum Schreien gebracht. — Je ärger und geschwinder nun die in Bewegung gesetzte, wohl eingeübte Kaffehmühle schnarrt, um so freundlicher, süßer und schmeichelhafter werden die gemeinschaftlichen Beruhigungsworte der Sanitätsräthinnen, die bei dem vorauszusetzenden baldigen Erscheinen ihres Lieblingstränkchens die früheren Anwandlungen übler Laune schnell verscheuchen."

„Aber, lieber Freund" — fiel ich ein — „das beweist höchstens nur, daß Madame Rumpel die Besorgnisse für die Gesundheit ihrer Kinder etwas übertreibt, und das ist, meines Erachtens, einer zärtlichen Mutter wohl nicht gar so sehr zu verargen?"

„Nun, Sie sollen gleich überzeugendere Beweise ihrer verkehrten Denkungsart erhalten. — Als ich bei ihr eingezogen war, hatte sie kaum erfahren, daß ich Candidat der Medicin sei, als sie mich bei den kleinen häuslichen Vorfällen zu Rathe zog. — Für eingebildete Krankheiten wußte ich natürlich kein Mittel; ich erlaubte mir nur, andere zweckmäßigere Diätvorschriften für die Kinder zu geben, die sich wirklich von diesem Augenblicke, so lange das gute Verständniß fortwährte, unausgesetzt wohl befanden; allein ich zerriß dieß unwillkührlich selbst, da ich mich nicht entschließen konnte, den eingebildeten Leiden der Madame Rumpel selbst etwas mehr Aufmerksamkeit zu schenken. — Wahrhaftig! diese Frau hat bei allem Mangel an gefälligen Seiten den allerunglücklichsten Weg eingeschlagen, sich in Anderer Augen durch Nervenschwäche und hysterische Zufälle interessant zu machen. Sie wird — so zu sagen — von einer förmlichen Manie geplagt, nicht nur sich selbst als kranke Leidende darzustellen, sie möchte auch noch als Gattin eines gebrechlichen Mannes durch Resigna-

tion und als stets bekümmerte Mutter ungesunder Kinder die Blicke auf sich ziehen. — Da ihre Verhältnisse zu beschränkt sind, um sich auf eine glänzendere Art bemerkt zu machen, tummelt sie dieses sonderbare Steckenpferd, das ihr wenigstens den Vorwand leiht, sich von Gesellschaften ohne ein lästiges Geständniß der Unvermögenheit auszuschließen, und die ihrer Putzsucht fehlenden Modeartikel hinter die Bedürfnisse ihrer kranken Familie zu verstecken. — Ich wiederhole: es ist vielleicht eine der feltensten Arten von Vornehmthuerei — wenn ich mich dieses Ausdruckes bedienen darf, indeß habe ich deren schon mehre Beispiele erlebt."

„„Ach, Sie sind auch so ein Doctor nach der neuen Mode, wie die Meisten, die ich seit einiger Zeit kennen lernte"" — sagte eines Tages Madame Rumpel etwas spitzig zu mir, als ich ihr meine Ansichten über das ewige Krankseyn ganz unumwunden mitgetheilt hatte. — „„Sie wollen Alles mit Hunger, Durst und Warmhalten kuriren, ohne zu erwägen: daß Sie durch diese kein Vertrauen einflößende Methode Ihre Praxis selbst gefährden.""

„Ich glaube kaum — erwiderte ich; — der wirklich Leidende, welcher den Arzt aus Bedürfniß rufen läßt, muß Vertrauen, sowohl in die Heilkraft der Kunst, als auch in die tieferen Einsichten des Arztes selbst setzen; denn sonst würde er dessen Rath nicht verlangt haben. Fällt nun das Urtheil beruhigend aus, wird die Herstellung einfach und schnell bewirkt, so sollte — meines Erachtens — ein echter Patient wohl sehr froh darüber seyn?"

„„Für Leute von gemeinem Stande mag dieser Grundsatz wohl anwendbar seyn, aber Personen von distinguirter und gebildeter Erziehung wollen auch im Erkranken und Genesen den Anstand beobachten!!"" — Ipsissima verba der Antwort.

„Ich verstand nicht gleich, was die Frau da über Unterschied und Anstandsbeachtung höchst Gescheites von sich gegeben hatte, und fuhr fort: Nur der von der Einbildung Geplagte sieht Gespenster, wo es keine gibt, will krank seyn, wenn er es auch nicht ist und entzieht dem Arzte, der es redlich genug meint, die Wahrheit zu sagen, alles Vertrauen aus geflissentlicher Selbsttäuschung und Caprice. — Ich hatte wahrlich nicht die entfernteste Absicht, sie mit dieser abgedrungenen Erklärung zu verletzen, allein ich verlor dadurch den letzten Rest des bisherigen Vertrauens und Wohlwollens. — Als geschähe es mir zum Possen, wurden von diesem Augenblicke an fast täglich andere Aerzte consultirt, die Hebammen berufen, alte Weiber befragt, und Medicamente aus der Apotheke geholt; ich zuckte mitleidig die Achseln über dieses Unwesen und zog mich ganz zurück. — Nun ist es so weit gekommen, daß kein Arzt mehr das Haus betreten will, die Wehmütter sich verläugnen lassen, und die Dienstboten, wenn sie Abends oder in der Nacht

fortgesprengt werden, sich auf die Stiege setzen, und bis zum Morgen ruhig fortschlafen."

„Darauf erkrankt Madame aus Aerger über die pflichtvergessenen Menschen, während die Kinder — froh, von der gestern bedrohten Arznei verschont geblieben zu seyn — gesund aus den Betten springen. Aber nun muß der arme Tropf, der Gatte, Alles entgelten, und wird so entsetzlich gequält, bis er selbst zu den Sanitätsräthinnen rennt, und diese bei Christenpflicht beschwört: sein krankes Weibchen wenigstens nicht ohne Beistand sterben zu lassen."

„Da es vergangene Nacht eben wieder so einen Auftritt gab, der mich um Schlaf und Ruhe brachte, so faßte ich aus gerechtem Verdruß den Entschluß, auszuziehen."

„Ich glaube kaum, daß es eine ärgere Verblendung geben kann, als durch ganz überflüssige Apothekerrechnungen sein Hauswesen muthwillig so zu zerrütten: daß der Miethzins jedes Mal nur durch außerordentliche Mittel aufgebracht werden kann, und die Steuerrückstände nie anders als durch das Zwangsmittel der Execution eingehen, während jeder andere vernünftige Mensch Gott vom Herzen dankt: wenn der Zustand seiner Gesundheit ihm gestattet, Arzt und Apotheke das ganze Jahr hindurch für sich und die Seinigen zu entbehren."

Die Frühlingskuren,

oder:

Die verkehrte Sorge für die Gesundheit.

(Von Sincerus.)

Wer sollte glauben, daß, bei dem unschätzbaren Werthe der Gesundheit, dennoch der Mensch oft mit keinem Gute leichtsinniger verfahre, als mit den Angelegenheiten, welche seine Gesundheit betreffen. Man stürmt oder läßt auf sie einstürmen, ohne Vernunft, ohne Ueberlegung. Man ist wohl oft mehr, als man sollte, um die Erhaltung seines lieben Ichs bekümmert; aber man verirrt sich dabei in ein Labyrinth von Mißgriffen, die das gerade Widerspiel von dem bewirken, was wir eigentlich bewirken wollen. Wer ist im Stande, allen Unsinn herzuzählen, zu welchem Unwissenheit, Eigendünkel, Vorurtheile, böse Beispiele und die lügenhaften Prahlereien der Quacksalber die Unschuldigen und Leichtgläubigen verführen. Die Quelle aller dieser Irrwege ist eine leider schwer ausrottbare Leidenschaft, die man Mittelsucht nennen könnte, d. h. das leidenschaftliche Streben vieler Menschen, sich einen kurzen gedrängten Codex zu entwerfen, in dem sie etwa nach alphabetischer Ordnung u. s. w. finden können: Für die Krankheit A ist das Mittel B gut, gegen das Uebel D hat das Mittel E immer und

unfehlbar geholfen. Dieses Streben artet bei Vielen, die nur ein Mittel kennen zu lernen Gelegenheit haben, in den, oft bis zur fixen Idee gesteigerten Wahn aus, dieß Mittel bei jeder Krankheit anzuwenden und zu empfehlen. Ich habe eine Frau, seligen Andenkens, gekannt, die von ihrer Urgroßmutter das Recept für die Zusammensetzung einer Pflastermasse geerbt hat. Es war die lächerlichste Combination der widerlichsten Dinge, die nur die Phantasie einer Zigeunerin erfinden kann. Ihre Urgroßmutter wollte, daß dieses Geheimmittel, das für alle Wunden hilfreich wäre, für die Familie ein ewiges Vermächtniß bleibe. Ich kann nicht beschreiben, welchen Mißbrauch die würdige Enkelin mit der theuren Erbschaft gemacht hat. Sie blieb nicht bei der Heilung von Wunden stehen, die das Pflaster nach der heiligen Tradition bewirken sollte, sondern die ganze Büchse der Pandora sollte es verkleben, und Alles, was nur nach Krankheit riecht, von der Erde vertilgen. Einem Kinde, das den Scharlach hatte, ward von ihr Hals und Brust damit belegt, und dieser Unsinn unterdrückte den Ausschlag. Einer stillenden Mutter, die am dritten Tage nach der Geburt Brustschmerzen hatte, belegte sie die Brust damit, und das lechzende Kind wollte nicht nur zur andern Brust durchaus nicht mehr greifen, sondern die Milchausscheidung wurde ganz unterdrückt. Zu bemerken ist, daß diese Wunderfrau — Friede ihrer Asche! — durch 20 Jahre den Stockschnupfen hatte, und Allen half, nur sich selbst nicht. Es war komisch, wenn man ihr zuhörte, wie sie mit ihrer ewig ungangbaren Nase ihr Pflaster lobhudelte; Mangel an Luft und ihre Begeisterung im Lobreden waren im ironischen Widerstreit und machten sie oft athemlos. —

Diese Sucht nach Mitteln muß vor Allem bekämpft werden, wenn man nicht in die lächerlichsten Extreme verfallen will. Denn sie führt zu dem, was man die verkehrte Sorge für seine Gesundheit nennt. Man sorgt für die Erhaltung seiner Gesundheit verkehrt, wenn man die von einem vernünftigen Arzt gerathenen Mittel nicht gehörig anwendet; oder wenn man eigenmächtig, ohne gehörige Kenntniß sich zum Arzte aufwirft, und sich und Anderen hierdurch schadet. Geht man auf die Quelle dieser Pfuscherei zurück, so kann man die Absicht, die der Mensch hierbei hat, eine dreifache nennen: 1. Er will sich vor Krankheiten überhaupt schützen, die er noch nicht hat, oder zur Zeit einer herrschenden Seuche sich und die Seinigen vor der Epidemie bewahren; oder Krankheiten verhüten, die er in seiner Familie einheimisch hält. 2. Er will sich von einer wirklichen Krankheit heilen. 3. Er will Andere schützen und heilen. Jeden dieser 3 Punkte werde ich einzeln betrachten, und vorher nur etwas näher in das Wesen der Frühlingskuren eingehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Curiosa aus dem Gebiete der theils verschollenen, theils noch bestehenden Quacksalberei.

(Von M. Dr. Ehrlich.)

(Fortsetzung.)

Kropf.

Wir erwähnen jenes Mittels, welches im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts in der Umgebung Dresdens berüchtigt war. Es stand dasselbe im Besitze des davon benannten Bauern, Lek Märten, und bestand darin, daß er an drei folgenden Freitagen mit nüchterner Zunge dreimal über den Kropf fuhr, und die Absätze durch einen jedesmaligen Druck mit seinem Daumen bezeichnete. Das Vertrauen in die Heilkraft seiner Zunge und den dadurch entstandenen Volkszulauf sah die Mitwelt in den Umständen begründet, daß er ein Sonntagskind, der siebente Sohn eines tochterlosen Vaters, und mit einem ganz besonders feuerrothen Kopfe bezeichnet war. Sollte man glauben, daß selbst Frauen des besseren Standes seine Hilfe in Anspruch nahmen, und die linkischen trockenen Manieren des Mannes, dem sie ihr Leiden anvertrauten, zum Stoffe lustiger Anekdoten nahmen? ! — nil novi sub luna.

Ein eben so kurioses Mittel erzählt und vertheidiget Boyle in seinen rapp. de remedes avec les corpuscules, worin er durch das Auflegen einer Todtenhand den Kröpfen vollkommen abzuhelfen verspricht.

Leichdorn.

(Das Hühnerauge.) Der Geplagte sammle am frühen Morgen und verschlossenen Mundes das Regenwasser auf einem Grabsteine. Dasselbe empfahl die Vorzeit zur Vertreibung der Warzen, trug es aber, zur Ehre der Menschheit, in beider Beziehung mit sich zu Grabe.

Pest.

Paracelsus war ausgezeichnet reich an Mitteln wider die Pest; aber sein Begriff davon war auch so unbestimmt, daß er die größte Ausdehnung zuließ. Uebrigens hören seine Rathschläge auf, komisch zu wirken, sobald man sich an seinen Signaturen satt gelacht hat; denn, wenn er dem Bruststechen die Distel entgegensetzt, weil sie ein stachlicht Kraut ist, oder den frischen Wunden Mauerpfeffer, ob der Form und den rothen Tropfen auf den Blättern, und wenn er Krankheiten ohne äußere Zeichen (?) mit Pflanzen ohne Blüthen, und Krankheiten mit Zeichen, mit blüthentragenden Kräutern behandelt, so staunen wir kaum mehr über das „mittelste Bein im Herzen des Hirschen," das er ein comfortativum tempore pestis nennt, und lesen abgestumpft, ja übersättiget vom Unsinn, wie er das Blut der Hirschen mit

Mumien von Menschen und Storchen als Präservativum gebrauchen läßt. Aber wahrlich groß ist er durch folgendes prognostische Pestzeichen. „Merket auf: so viel Frösche aufeinander sitzen zu ungewöhnlicher Zeit, so bedeutet, wie viel man Menschen in eine Grube werfen wird."

Schluchzen.

Wie mannigfaltig sind nicht die Gebräuche, diese unangenehme abgedrungene, wiederholte Erschütterung zu beenden! Die Daumen in die flache Hand pressen, den Athem innehalten, Zucker nehmen, drei Züge aus einem gefüllten Wasserglase thun, sich etwas besonders Freudiges denken — sind Mittel, die viel Wahres verbergen, eben so, wie der Scherz, dem vom Schluchzen Ergriffenen plötzlich ein bedeutendes Präsent anzubiethen, oder die Stirne mit dem Daumen zu reiben. Aber in die Bierkanne ein blankes Messer zu stecken, und ein Bedeutendes in Einem Zuge daraus zu trinken, oder aus einem Trinkglase drei Züge über den Henkel zu thun — sind Rathschläge, die, wenn sie je geholfen, nur die Macht der Ueberzeugung beweisen.

Schwindsucht.

Schmierkuren mit dem Fette meist wild lebender Säugethiere stehen am häufigsten im Gebrauche, und es ist leicht begreiflich, daß die climatischen Verhältnisse der einzelnen Gegenden die Gattung der Thiere bestimmt haben; Dachsfett, Bärenfett, Schmalz von wilden Katzen, Hunden, von Pferden, und zwar Schimmeln, bewahren in den Bauernhöfen die ältesten Weiber und in den Vorwerken die Schäfer zum Monopol. Die Vorzeit besaß unsinnigere: „Nimm das Blut, wenn man Einem zu Ader läßt, seihe das Wasser herab, das andere brenne in einem Brennhut und reibe die schwindenden Glieder damit, je stärker die Leute sind, je stärker ist das Blut."

Die Destillation von Regenwürmern und den äußern Gebrauch des destillirten Wassers empfiehlt ein anderes Recept, dessen Schluß ein köstliches Orakel ist: „es hilft und vergeht." Ja, die guten Regenwürmer sollten schon helfen, wenn sie nur in einem Laib Brot eingebacken waren.

(Wird fortgesetzt.)

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Ruprechtsplatz Nro. 462, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonnirt man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugeschickt wird.

Gedruckt bei J. P. Sollinger.

Neue Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. H. Beer.

[N° 37.] Montag, den 8. Mai. [1837.]

Inhalt: Die getäuschten Hoffnungen. (Ein Beitrag zur Diätetik der Seele.) — Zustand der öffentlichen Gesundheitspflege im Königreiche Griechenland seit er Ankunft Sr. Majestät des Königs Otto bis auf gegenwärtige Zeit. — Der Schlangentanz. — Miscellen. — Nekrolog.

Die getäuschten Hoffnungen.

(Ein Beitrag zur Diätetik der Seele.)

(Vom Redacteur.)

Jeder denkende Arzt wird es oft erfahren haben, daß getäuschte Hoffnung zu den stärksten Giften gehört, die die Gesundheit des Menschen bedrohen. Von der Hoffnung zur Gewißheit ist zwar eine große Kluft. Jeder sagt sich in den Momenten kalter Besonnenheit, daß Hoffnungen nur die vereinzelten Farben des gebrochenen Lichtstrahls sind, die oft Jahrelang getrennt bleiben, ehe sie zum wirklichen Lichtstrahl vereint, das finstere Gemüth erleuchten. Aber unläugbar bleibt es doch, daß es oft schmerzlicher ist, einem Wunsche zu entsagen, dessen Erfüllung uns erst bevorstand, als wenn wir ein Gut verloren, in dessen Besitz wir schon lange sind. In der Geschichte des Selbstmordes gibt es der Beispiele in Menge, daß Menschen, die sich lange Zeit mit einer Hoffnung herum trugen, bei endlicher Vereitlung derselben am Leben alle Freude verloren, nach und nach abmagerten, und endlich diesem brennenden Gefühle der Täuschung mit ihrem Leben zugleich ein Ende machten. Die Diätetik der Seele gebietet wohl, daß der Mensch keine Hoffnung so sehr bei sich Wurzel fassen lasse, daß sie sich in seiner Phantasie allmälig zur Wahrscheinlichkeit steigern, oder ihr gar im Rosenlichte der baldigen Gewißheit erscheinen müsse. Und dennoch! verliert man eine Sache, die man schon besaß, so gibt es der Trostgründe viele, um seinen Schmerz hierüber zu mäßigen. Man hat im Besitze derselben Gelegenheit gehabt, ihre Licht- und Schattenseite kennen zu lernen, und die Heilkraft

unserer geistigen Natur wird schon die Schattenseite des verlornen Gutes herausheben und unsere Wunde zur Vernarbung führen. Aber das Vereiteltwerden eines Wunsches nach einem Dinge, von dem uns gewöhnlich nur die anlockende Seite bekannt ist, führt einen Kampf mit dem Riesenbilde unserer Phantasie herbei, die gewöhnlich das, was wir noch nicht besitzen und wünschen, in der reinsten, schönsten Beleuchtung erscheinen läßt. Da sind Trostgründe schwer auszufinden; die Seele hat schon vertraute Bekanntschaft mit dem bevorstehenden Gute gemacht; sie hat schon inniglich in der goldenen Zukunft gelebt und sich glücklich gefühlt — sie hat süß geträumt; und wer weiß nicht, daß das Erwachen aus einem süßen Traume oft schrecklich ist! Der Arzt sollte in dieser Beziehung innig mit den Verhältnissen seiner Pflegebefohlenen bekannt seyn. Er findet ein mattes Auge, eine starkbelegte Zunge, Mangel an Appetit, Fieber, Reizbarkeit des Gemüthes u. s. w. bei seinem Kranken; er forscht nach der Ursache und findet keine; er weiß nicht, daß eine fehlgeschlagene Hoffnung, ein längst gehegter und doch vereitelter Wunsch die Krankheit bewirkt. Er soll auf das Gemüth eines Ehrgeizigen, der sich in Gedanken schon auf einem hohen Posten sah und ihn einem Nebenbuhler einräumen mußte, beruhigend einwirken, — und gibt ein Brechmittel; er soll Balsam in die Wunde eines getäuschten, von einem Verräther verlassenen Mädchens gießen, die bleich und abgezehrt sich täglich dem Grabe nähert — und er gibt Eisenpillen; er soll das tiefgebeugte Herz eines Vaters aufrichten, der in der Sittenlosigkeit seines Sohnes alle Freuden seines Lebens untergehen sieht — und er gibt ihm Bittersalz! So wichtig aber Aufrichtigkeit gegen den Arzt in dieser Hinsicht ist, eben so gewissenlos ist es, unsern Nebenmenschen mit süßen Versprechungen wie mit Mohnsaft einzuschläfern, seine Hoffnungen auf einen bestimmten Gegenstand hin-, und dadurch seine Thätigkeit von jedem andern abzulenken, beschwichtigende Zusicherungen zu geben, — und es nicht ernstlich damit zu meinen. Solche süße Halbmenschen, die nur zusagen, damit sie den lästigen Bittsteller für den Augenblick los werden, bedenken nicht, daß sie Gift statt Trostes in die Seele des Bittenden gießen. Sie schläfern ihn mit ehrenhaften Zusagen ein, steigern seine Aussichten bis zur Wahrscheinlichkeit, wiegen ihn in süße Träume, um sein Erwachen desto grausamer zu machen. Der junge Mann, der das Unglück hat, von solchen Männern oft getäuscht zu werden, die nicht den Muth haben, Einem rund heraus eine Bitte, deren Erfüllung unwahrscheinlich ist, abzuschlagen, wird nach und nach wankend in seinem Glauben an dem besseren Menschen. Nicht bloß die fehlgeschlagene Hoffnung ist es, die an seinem Gemüthe nagt und seine Gesundheit untergräbt, sondern sein erschütterter Glaube an die höhere Natur des Menschen, wenn gerade Jene

ihn täuschen, auf deren Herz und Charakter er fest rechnen zu dürfen glaubte. Aber nicht alle Schuld fällt auf die Falschheit und den Leichtsinn des Versprechenden. Denn es ist oft des Menschen eigene Schuld, wenn er aus Eigenliebe Vertrauen in die goldenen Berge setzt, die man ihm verspricht. Eine ruhige Beobachtung und öfterer Umgang mit Menschen, ein gewisser, durch Uebung erworbener Instinct, der uns sagt: „Diesen und Jenen traue oder traue nicht," muß uns vor der Gefahr solcher Täuschungen, die oft unser ganzes Lebensglück untergraben, kräftig schützen. Auch bemerkt man, daß Personen, welche Festigkeit, Muth und Selbstvertrauen haben, weniger als andere, denen diese Eigenschaften fehlen, — in ihren Erwartungen betrogen werden. Andere Menschen haben überhaupt eine so hohe Idee von ihren Leistungen und erwarten so viel von der bürgerlichen Gesellschaft, daß ihre Ansprüche immer Dem, was ihnen gebührt, voraus sind. Hier ist oft Eigenliebe, Leidenschaft und Trägheit im Spiel; und da wahre Gesundheit des Körpers diesen Fehlern der Seele entgegen arbeitet, so ist klar, daß der Kränkliche, abgesehen davon, daß er reizbarer ist, schon an und für sich öfter über getäuschte Hoffnungen klagen wird. Der Eingebildete, der seine Leistungen überschätzt, wird auch allzu große Hoffnungen auf Belohnung derselben in seinem Busen nähren, und eben deßwegen seine Forderungen an die Gesellschaft höher stellen, als er es seinen Verdiensten nach sollte. Daher ist Bescheidenheit das beste Gegengift gegen die Täuschungen der Zeit. Sie läßt unsern Ehrgeiz nicht zu jener Entwicklung gedeihen, daß er uns blendet; daher hält Mäßigkeit und Einschränkung unserer Bedürfnisse dem bitteren Gefühle zurückgewiesener Concurrenz das heilsame Gleichgewicht. Wer leidenschaftlich nach Ehrenstellen, Reichthum und andern Dingen strebt, sieht nicht klar die Hindernisse durch, die ihm die Verkettung der Umstände und die Ansprüche anderer Nebenbuhler in den Weg legen werden; daher steigert sich seine Hoffnung zur erwarteten Gewißheit — und trifft diese nicht zu, so drängt ihn seine Ueberzeugung, verkannt, übergangen und verrathen worden zu seyn, in das Tollhaus; sein Geist unterliegt der Last unbefriedigten Ehrgeizes, sein Vertrauen zu den Menschen wankt, sein Leben ist eine leere Einöde, auf der keine Freude mehr gedeiht. Daher klagen stolze und von Leidenschaft geblendete Menschen häufig über getäuschte Hoffnungen, und wie viel Krankheiten entfließen dieser Quelle! Nicht Jeder kann, wie Cäsar, sagen: „Ich kam, sah und siegte." Es gehört Anstrengung und unermüdete Thätigkeit dazu, um bei dem gemeinsamen Streben der übrigen Welt seine Verdienste geltend zu machen. Wer da glaubt, in träger Ruhe auf die Anerkennung und die Dankbarkeit seiner Mitmenschen rechnen zu können, täuscht sich gewaltig; man darf nicht zu viel vom Glück des Zufalls erwar-

ten; die Welt ist berechtigt für das, was sie für uns thut, auch unser angestrengtes Nachdenken und Thätigkeit zu fordern. Daher wird der Träge sich oft über Täuschungen zu beklagen haben, weil er sein Schiff auf dem Strome des Lebens nicht kräftig fortrudern, sondern mit besonders günstigem Wind fortführen lassen will. Daher ist Fleiß und redliches Streben ein Mittel gegen die Qualen getäuschter Hoffnung. Der Fleißige wird endlich doch zu seinem Ziele gelangen; er wird, öfter zurückgewiesen, nur zum reifen Nachdenken über die Ursachen seiner gescheiterten Pläne angeregt und künftig die Klippen klüger zu meiden verstehen. — Das Resultat dieser Betrachtung ist, daß Bescheidenheit, Mäßigkeit und Fleiß die besten Vorbauungsmittel gegen die Täuschungen der Welt und ihrer falschen Versprechungen sind. Der vernünftige Mann wird nicht die ganze Menschheit hassen, weil einige Heuchler ihm viel versprochen und nichts zugehalten haben. Er wird bei mehrmaliger Verkennung seiner Verdienste ohne bittern Unmuth, sondern mit frischer Geistesklarheit neu zum Werke schreiten; er wird durch verunglückte Hoffnungen nur lernen, sich von äußern Dingen unabhängig zu machen; seine Thätigkeit wird ihm Selbstzweck seyn; ob sie Erfolg hat oder nicht, das wird er ruhig der Vorsehung überlassen. Ich schließe mit den Worten eines deutschen Philosophen *): „Glücklich der Mann, welcher es versteht, bis an das Ende seines Lebens sich in seinen häuslichen und öffentlichen Geschäften, in den Arbeiten seines Verstandes und in denen seiner Hände immer so zu beeifern, als wenn er die höchsten Belohnungen von Ruhm und Glück für ihre gute Ausführung hoffte, und doch mit der Achtung weniger Freunde und einem mäßigen Einkommen so zufrieden zu seyn, als wenn er sich keiner Talente und keiner Anstrengungen bewußt wäre. So vergnügt sich unter allen Spielern keiner besser, als der, welcher während des Spiels die größte Aufmerksamkeit anwendet, um gut zu spielen, und am Ende desselben mit dem kleinsten Gewinne fröhlich nach Hause geht." —

Zustand der öffentlichen Gesundheitspflege im Königreiche Griechenland seit der Ankunft Sr. Majestät des Königs Otto bis auf gegenwärtige Zeit.

Aus einer Abhandlung über diesen Gegenstand in Schmidt's Jahrbüchern der in- und ausländischen Medicin (1837, 2. Heft) geht hervor, daß kein Zweig der öffentlichen Verwaltung in Griechenland sich bei der Ankunft König Otto's in einem beklagenswertheren Zustande befand, als der, der öffentlichen Gesundheitspflege. Es bestanden weder Gesetze, noch Anstalten, noch Behörden, welche die ärztlichen Individuen beaufsichtigten

*) Garve „Vermischte Aufsätze," V. Theil, p. 228.

oder die öffentliche Gesundheit vor den zahlreichen, schädlichen Einflüssen bewahrten. Uebersieht man daher die in genannter Abhandlung angeführten Gesetze, wie sie jetzt, seit König Otto's Regierung in voller Wirksamkeit bestehen, so muß man nicht nur die väterliche Sorgfalt dieses Monarchen für das Gesundheitswohl seines neuen Vaterlandes dankbar anerkennen, sondern auch ganz Europa Glück wünschen, daß in einem Lande, welches mit der Türkei (einer beständigen Geburtsstätte der Pest) in so naher geographischer und merkantilischer Beziehung steht, eine neue Medicinalverwaltung Gesetze und Anstalten mit unermüdeter Thätigkeit erschafft, und das jetzige Griechenland dem Gesundheits-Cordon der übrigen civitisirten Staaten einzuverleiben strebt. Wir wollen für unsere Leser nur einige der wichtigeren dieser wohlthätigen Reformen anführen.

In den zehn Provinzen des Reiches wurden zehn Kreisärzte als Organe der Ausführung der Medicinalgesetze und der Bewachung der öffentlichen Gesundheit angestellt. Ihre Berichte setzen fortwährend die Staatsregierung vom Stande der Gesundheit des Landes in Kenntniß, und andererseits bedient sich ihrer die Regierung in allen Fällen der medicinischen Rechtspflege und Polizei. Auch wurden zehn Kreisimpfärzte angestellt. — Der Verkauf der Gifte ist beschränkt worden, um sie der öffentlichen Gesundheit unschädlich zu machen. — Der Reisbau wurde regulirt, um ihn theils durch Entfernung von den Wohnplätzen, theils durch zweckmäßigen Betrieb der öffentlichen Gesundheit unschädlich zu machen. — Eine andere königl. Ordonnanz gibt eine Anweisung zur gesundheitsgemäßen Erbauung von Städten und Dörfern. — Ein Quarantainegesetz zu Wasser und zu Land, nebst Reglements für die Hafen-Gesundheitsbeamten und Quarantainehäuser ward ebenfalls Sr. Majestät vorgelegt, und inzwischen eine provisorische Instruction erlassen. Hiernach beschränkt sich die Seequarantaine für Passagiere aus verdächtigen Ländern auf eilf, aus angesteckten Ländern auf siebzehn, für Waaren aus verdächtigen Ländern auf ein und zwanzig, aus angesteckten Ländern auf vierzig Tage. Gegenwärtig bestehen zur See zwei öffentliche Quarantaineanstalten im Lande, nämlich zu Syra und Hydra. Ungeachtet der ungünstigen Localitäten gelang es der Wachsamkeit der Behörden, die Pest, welche seit König Otto's Regierung schon viermal durch fremde Schiffer war eingeschleppt worden, gleich im Keime zu ersticken und ihre Weiterverbreitung zu verhindern. Auch wurde ein neues Lazareth erbaut. Außer diesen zwei öffentlichen Seequarantainen hat man mehreren Häfen, wo sich größerer Handel zeigte, die besondere Bewilligung gegeben, daß ihre eigenen Schiffe die Quarantaine in ihren Häfen machen, unter der Bedingung, daß sie daselbst zweckmäßige Quarantainehäuser bauen und hinlängliches Personal

aufstellen. — Zu Lande wurde die Errichtung von vier Quarantaineanstalten, und zwar zu Macrynoros, Agropha, Phoureaderbeni und Tsourpi beschlossen. — In allen Häfen und Rheden Griechenlands sind die Behörden mit der Untersuchung und Auslieferung der Gesundheitspässe der Schiffe beauftragt, so wie auch dazu, daß keine Uebertretung der Gesundheitsreglements Statt finde. — In Folge dieser, obwohl noch unvollkommenen Ordnung in den Häfen und Quarantaineanstalten haben die Regierungen anderer Länder bereits angefangen, ihre Quarantainezeit gegen Griechenland zu vermindern, wie z. B. Ancona, Livorno, Triest, Genua u. s. w.

Im Allgemeinen könnte sich Griechenland einer guten Gesundheit erfreuen, wenn man seine günstige Lage in einem fremden Klima, die Nachbarschaft des Meeres, die mäßige Höhe seiner Berge, die Fruchtbarkeit seines Bodens u. s. w. erwägt; leider aber üben mehrere Ursachen einen schlimmen Einfluß auf das Land, diese sind: 1. Das häufige Vorhandenseyn von Sümpfen, welche die Luft verpesten und Krankheiten erzeugen. Da jedoch diese Sümpfe ihr Entstehen der vernachlässigten Reinigung der Kanäle und dem Mangel an Cultur meistens ihr Entstehen verdanken, so sind sie leicht auszutrocknen oder abzuleiten, und bereits hat der König die Austrocknung mehrerer Versumpfungen, z. B. des Cephissos und des Piräus bei Athen, bei Astros u. s. w. angeordnet. 2. Mangel der Cultur des Bodens, welche theils in Mangel der Bevölkerung, theils in der früheren Unsicherheit des Eigenthums; daher diese Ursache jetzt, wo diese Sicherheit sich einstellt und die Bevölkerung wächst, nach und nach abnimmt. 3. Unreinlichkeit und Lebensart der Einwohner, die mit der Armuth und Unwissenheit des Volkes zusammenhängt. 4. Mangel ärztlicher Hilfe; jedoch hat das Medicinalcomité bereits begonnen, fähige Aerzte, Wundärzte, Apotheker ꝛc. mit Diplomen zu versehen, um Charlatanen und Ignoranten das Handwerk zu legen.

Der Schlangentanz.

In allen Ländern gibt es eine Classe Menschen, welche ihren Broterwerb auf die Leichtgläubigkeit und Neugierde der Menge gründen; aber nirgends ist diese Classe so zahlreich, als in Indien. Kaum hat ein Fremder an dessen Küste gelandet, so wird er von einem Haufen Gaukler, Tänzer, Springer und anderer Marktschreier umringt, die sich um die Ehre streiten, ihn für die Kleinigkeit eines Fanon (einer Münze im Werth von beiläufig 6 Sous) zu unterhalten. Unter der Zahl derjenigen, welche den eben angekommenen Europäer am meisten in Staunen und Schrecken setzen, sind jene Indier, welche die Schlangen zum Tanzen bringen. Dieser Schre-

cken wird noch größer, wenn man hört, daß die zu diesem Schauspiele erwählten Schlangen aus der Zahl der Giftigsten gewählt werden, deren Biß von einem unvermeidlichen Tode und zwar nach einem Zeitraume von kaum einer Viertelstunde begleitet ist. An der Küste von Coromandel ist diese Gattung von Schlangen sehr häufig, wo man sie Cobra de capellos nennt. Die Eigenschaft, wodurch sich diese Schlange auszeichnet, ist ihre außerordentliche Empfänglichkeit für Musik. Diese Reizbarkeit ist so groß, daß, wenn der Ort ihres Aufenthalts bekannt ist, man sich mittelst der Musik derselben bemächtigen kann. Die Indier, welche in dem Vorzeigen dieser Schlange ihren Erwerb suchen, machen Jagd auf dieselben. Sobald sie deren Aufenthalt ausgemittelt, kauern sie sich nieder, spielen eine Art Vogelflöte, welche aber etwas mit dem Tone einer Sackpfeife Gemeinschaft hat. Nach einer Minute kommt die Schlange hervor, legt sich in einer kleinen Entfernung von dem Jäger, schwingt den obern Theil ihres Körpers, spannt eine Art Tasche, die sie unterhalb dem Kopfe hat, welches ein offenbares Zeichen des Vergnügens ist, das sie empfindet. Alsogleich ergreift sie der Indier am Schwanzende und wirft sie in einen eigens zu diesem Fange bestimmten Korb. Bevor man sie als tanzende Schlange verwendet, beraubt man sie der Momente, wodurch sie schaden könnte. Man läßt sie daher einige Zeit frei herumkriechen, reizt sie alsdann mit einem rothen, an der Spitze eines Stabes gebundenen Stoffe so lange, bis sie sich mit Wuth auf den Stab wirft und den rothen Zeug mit solcher Gewalt zerbeißt, daß ihre dabei ausgerissenen Zähne darin stecken bleiben. Alsogleich wird sie wieder beim Schweife gefaßt und in den Korb geworfen. Diese Körbe tragen die Indier bei sich, und wenn sie die Schlangen vorzeigen, so ordnen sie die Körbe halbkreisförmig und lassen eine Schlange nach der andern herauskriechen. Bei dem Tone des obgenannten Instrumentes richtet sich das Thier auf, die Tasche schwillt an und bewegt sich gleichsam in einem Tempo. Zu Ende dieses Schauspiels läßt man gewöhnlich das Instrument von der Schlange umfassen, welches man dadurch zu Stande bringt, indem man einen Ton hervorbringt und das Instrument dem Thiere annähert.

Miscellen.

In Dr. Addison's „Indian reminiscence" findet sich in Bezug auf Bienen und die Art, sich gegen ihre Stiche zu schützen, folgende interessante Mittheilung: „Ein starker Schwarm Bienen hatte seinen Wohnsitz an der Decke einer Verandah genommen, und zu gehöriger Zeit, als ihr Honig abgelagert war, wünschten wir ihn zu sammeln, konnten aber eine Zeitlang nicht ausfindig machen, wie dieß geschehen könne. Ein Gärtner jedoch

besaß die Kunst, es unbeschädigt zu bewerkstelligen. Er nahm etwas von der Pflanze Ocymum nigrum, die einen sehr starken aromatischen Geruch hat und rieb damit seinen ganzen Körper, Gesicht, Arme und Hände. Dann kaute er etwas davon und hielt einen Zweig derselben im Munde. Mit diesem Vertheidigungsmittel stieg er eine Leiter hinan, eine große Schüssel in der einen, und ein scharfes Messer in der anderen Hand, und obgleich nur dünn bekleidet und unter Tausenden von um seinen nackten Körper schwärmenden Bienen, schnitt er mit der größten Kaltblütigkeit durch den obern Theil der Wabe, nahm das Ganze in seine Schüssel auf, ohne einen einzigen Stich erlitten zu haben.

Der Ritter Chevalley de Rivaz, französischer Botschaftsarzt, schreibt aus Neapel, daß er mit Verwunderung einen Zeitungsartikel (Nr. 11 der allgemeinen medicinischen Zeitung, 1837) gelesen habe, worin das Betragen der neapolitanischen Aerzte während der Cholera, auf eine unwürdige Art angetastet wird. Als Augenzeuge protestirt er gegen diese Verleumdung. Weit entfernt, die Gefahr zu fliehen, haben vielmehr diese Aerzte im Verein mit den Priestern und Beamten in ihren Bemühungen für die Behandlung und Rettung der Cholera-Kranken miteinander gewetteifert. Neun an dieser Krankheit gestorbene Aerzte, ohne so manche andere zu rechnen, die davon ergriffen, aber wieder gerettet wurden, beweisen hinreichend, daß die einheimischen Aerzte ihre Pflicht erfüllt haben *). Dasselbe gilt von den eifrigen Bemühungen der Geistlichkeit, wobei sich besonders der päpstliche Nuntius, Ferretti, auszeichnete, der sich bei dieser Gelegenheit wie ein zweiter Carl Borromäus betrug.

Nekrolog.

In Bremen starb unlängst der berühmte Physiologe, Professor Fr. G. Reinh. Treviranus, 61 Jahre alt.

---

*) Wir wollen gerne glauben, daß Herr Dr. Rivaz hierin Recht sagt, daß Neapels Aerzte ihre Pflicht erfüllten; was aber den Beweis, den er dafür anführt, betrifft, einen solchen können wir nicht anerkennen, indem ja Furcht gerade zur Cholera disponirt. Der Redacteur.

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Ruprechtsplatz Nro. 462, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonnirt man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugeschickt wird.

Gedruckt bei J. P. Sollinger.

Neue Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. H. Beer.

[N° 38.] Donnerstag, den 11. Mai. [1837.]

Inhalt: Die Frühlingskuren, oder: Die verkehrte Sorge für die Gesundheit. — Einiges über Festlichkeiten. — Beiträge zur Geschichte des Heil- und Pfuscherwesens. — Curiosa aus dem Gebiete der Quacksalberei. — Miscellen.

Die Frühlingskuren,

oder:

Die verkehrte Sorge für die Gesundheit.

Von Sincerus.

(Fortsetzung.)

Die meisten Menschen machen es mit ihrem Körper, wie sie es mit ihrem Gewissen zu machen pflegen. Sie überladen ihn das ganze Jahr mit Sünden, und glauben, die Frühlingskur wird schon Alles auf einmal wieder tilgen. Sie vergessen, daß nur eine länger fortgesetzte strenge Diät ihrem Körper die ehemalige Frische und Kraft wieder geben kann, so wie ein fortgesetztes tadelloses Leben zu ihrer geistigen Aussöhnung gefordert wird. Ist es nicht ein Wahn, in einer Jahreszeit die Ausschweifungen wieder gut machen zu wollen, die man in den andern drei Theilen des Jahres begeht? Und wie verkehrt pflegen Unwissenheit und Vorurtheil dieses Geschäft der Restauration, diese Sühne der Natur, vorzunehmen! Zweifacher Wahn pflegt im Frühlinge die Menge zu verblenden. Die Einen gehen von der melancholischen Hypothese aus: Der Winter verdicke, verunreinige, versäure, versalze, verschleime ihr Blut und ihre Säfte; sie hätten daher nichts Angelegentlicheres zu thun, als zu verdünnen, zu reinigen, zu versüßen, zu alkalisiren, zu zertheilen, und weiß Gott, welche fäulnißwidrige Operationen vorzunehmen. Die Anderen machen den Winter zu einer Jahreszeit, die zu viel Blut erzeugt, dasselbe zu sehr erhitzt, Wallungen, Blut- und Schlagflüsse und andere Uebel leicht erzeugt, und können daher den Frühling nicht erwarten, um sich ihr überflüssiges Blut zu entziehen. Diesen zwei Hypothesen entsprechen

zweierlei Frühlingskuren: 1. durch Abführmittel, 2. durch Aderlässe. Mit diesen zwei Heroen der Medicin wird alsdann ein leichtsinniges Spiel getrieben, vor dessen traurigen Folgen der Arzt nicht genug warnen kann. Bevor wir das unerfreuliche Geschäft antreten, die Folgen solcher Mißbräuche zu schildern, können wir nicht umhin, die Grundlage derselben, d. h. die zwei obgenannten Voraussetzungen, auf welchen sie bei dem Volke beruhen, etwas näher zu beleuchten. — Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Lebensart, die der Mensch in der winterlichen Jahreszeit zu führen pflegt, ganz geeignet ist, seinen Körper zu Krankheiten vorzubereiten, deren Ausbruch das im Frühlinge erwachende Naturleben befördern kann. Das Tragen warmer, verweichlichender Kleider, die sitzende Lebensart, das Zubringen in starkgeheitzten Zimmern, das viele Schlafen und noch dazu in Federbetten, die eingesperrte Luft, der häufige Genuß von Fleisch, Käse, Häringen, von warmen, erschlaffenden oder geistigen Getränken; eine vernachlässigte Hautcultur, die nächtlichen Arbeiten bei Kerzenlicht, die langen Abende, die, oft Zeitekel erregend, zu den entnervendsten Ausschweifungen Veranlassung geben, das viele Lesen geist- und herztödtender und erschlaffender Romane, Spiel, Tanz, Trunk und so viele andere Umstände vereinigen sich im Winter, um theils eine Vollblütigkeit des Unterleibes, theils Entzündungen innerer edler Organe, theils Brust- und Hautkrankheiten, Rheumatismen, Augenübel, Verschleimungen u. s. w. für den Frühling vorzubereiten. Aber eben so wenig kann geläugnet werden, daß mit dem Eintritte des Frühlings diese genannten Ursachen aufhören, daß also für einen großen Theil der Menschen der Frühling an sich ohne allen Arzneigebrauch das beste Mittel ist, um dem Ausbruch aller vom Winter bedrohten Uebel vorzubeugen. Man braucht nur bei dem Aufleben der gesammten Natur ihre Winke zu verstehen, und von Allem dem, was man im Winter gethan, das Gegentheil zu thun. Der sehr wohlfeile Plan zu einer solchen Frühlingskur müßte in seinem kurzen Umrisse so heißen: „Mache viel Bewegung in freier Luft, lege nach und nach die warmen Kleidungsstücke ab, verbanne alle künstliche Zimmerwärme, stehe früh auf, beziehe eine geräumige, lüftige Wohnung, genieße leichte Pflanzenkost, trinke viel frisches Wasser, wasche und bade fleißig deinen Körper, lebe viel in der freien Luft, verbanne alle erschlaffende Lectüre und lese vielmehr im Buche der Natur, enthalte dich von Spiel, Tanz und geistigen Getränken — und du wirst bald die heiterste Geistesstimmung in einem gesunden Leibe dir erringen." Eine eigentliche Frühlingskur sollte schon im Winter anfangen, d. h., man sollte im Winter so leben, daß man gar keiner solchen Kur im Frühlinge bedürfte. Solchen kursüchtigen Pfuschern, die im Frühlinge die Sünden des Winters abwaschen wollen, ruft die Diätetik zu: „Begehet keine Sünden, so ersparet Ihr die

theure Buße in der Apotheke. Wer heißt Euch im Winter aus Furcht vor jedem rauhen Lüftchen das Zimmer ängstlich zu hüten; Euch in Flanell tausendfach zu hüllen; die Zimmer- und Bettwärme bis zur Erschlaffung jeder Muskelfaser zu steigern; anstatt die frische kräftigende Luft einzuathmen, Euch in luftkranken Orten zu entmannen; anstatt durch tüchtige Bewegung das Hautleben zu befördern, Euch dem Sitzen bei Spiel und Trunk zu überlassen." Wer also im Winter naturgemäß lebt, bedarf keiner Frühlingskur. Ja man kann ohne Paradoxie behaupten, daß der Winter gerade geeignet ist, den gesunden Menschen nicht nur gesund zu erhalten, sondern ihn auch für die erschlaffenden Genüsse der wärmeren Jahreszeit zu stärken und abzuhärten. Wenn schon Jemand eine Jahreszeit benützen will, um sich für die Gefahren, die eine andere seiner Gesundheit bringt, zu schützen, so sollte er Winterkuren brauchen; denn Kälte stärkt, belebt; sie befördert die Verdauung, erheitert den Geist. Das gesellschaftliche Leben, wie es im Winter sich gestaltet, und die langen Winterabende können zur Bildung und Veredlung von Herz und Geist benützt werden. Eine Regel der Diätetik wäre also: Härte dich durch die rauhe winterliche Zeit ab; benütze die zahlreichen Stunden, die sie abwirft, um deinen Geist und deine Anlagen auszubilden, und desto mehr Muse in der heitern Jahreszeit für das Leben in freier Natur zu gewinnen. — Das bisherige Resultat dieser Betrachtung ist, daß der vernünftige Mensch den Winter zur Kräftigung seiner Gesundheit benützt; daß derjenige, welcher sich den verweichlichenden Genüssen des Winters überließ, noch immerhin im Frühlinge ohne Arzneigebrauch durch eine geregelte Lebensart das Versäumte einholen und seine Kräfte restauriren kann. „Wozu Aderlässe? Wozu Purganzen?" ruft die neuauflebende Natur. „Kommt zu mir, ich will Euch heilen! Höret meine Stimme. An meinem Busen sollt Ihr genesen! Kehret nur zu mir zurück, und verkennet nicht die Gaben, die ich Euch biete." — Anders verhält es sich mit dem wirklich Kranken, der mit Sehnsucht die mildere Jahreszeit erwartet, um Heilmaßregeln, die der Arzt im Winter nicht durchführen konnte, jetzt, wo die Umstände der Witterung günstiger sind, in ihrer ganzen Heilsamkeit anzuwenden. Ach! Wer vermag das himmlische Gefühl kränklicher Personen zu schildern, wenn die erste Blume ihnen Hoffnung zur Genesung erschließt! Der wahrhaft Kranke soll die glücklichen Momente des Frühlings zu seiner Herstellung benützen. Zu den Kranken rechnen wir aber auch alle Jene, die durch ihren Beruf zu einer sitzenden Lebensart gleichsam verdammt sind, und deren Verhältnisse es nicht zulassen, sich den übrigen obgenannten, ungesunden Einflüssen des Winters zu entziehen.

Aber leider ist nicht immer Krankheit, sondern oft Schlendrian, Mode- und Nachahmungssucht und der Wahn vieler Menschen hier mit im Spiele,

als müßten sie im Frühling den Grundstein für die Gesundheit des ganzen übrigen Jahres legen. Der redliche Arzt ist nicht selten, solchen modesüchtigen Jahreszeitkranken gegenüber, in Verlegenheit. Ist er klug, so wird er es freilich so einzurichten wissen, daß die eingeleitete Kur die Phantasie befriedigt, ohne der Gesundheit zu schaden. Aber das Traurige an der Sache ist, daß solche eingebildete Kranke gar nicht den Arzt befragen, sondern gleich bei Beginn des Frühlings auf sich losarbeiten, den Bader mit dem Aderlaßschnäpper rufen, und aus der Apotheke die blutreinigenden Purganzen um ein theures Geld kaufen. Wenn man das Unheil, welches Lanzette und Bittersalz, unzeitig angewendet, seit Jahrtausenden gestiftet haben, geschichtlich und statistisch nachweisen könnte, sie würden mit Krieg und Pest in edlen Wettstreit treten und den Preis erhalten können. In welcher Krankheit haben Unberufene nicht ihre Pflegebefohlenen angezapft, um, wie sie irrsinnig wähnten, das Gift herauszulassen, das den Körper in Unordnung bringt? Eine gleiche Bewandtniß hat es mit dem unzeitigen Purgiren. Leicht und oft geschieht es daher, daß Personen, die ohne Frühlingskur gesund geblieben wären, ihre Constitution durch Abführmittel untergraben, ihre Verdauung schwächen, hartnäckige Leibesverstopfung, Goldaderbeschwerden, Muskelschwäche und Leiden der Harnblase u. s. w. sich als Nachwirkung des mißhandelten Darmkanals zuziehen. Wir können also hier nicht scharf genug den Mißbrauch rügen, welcher vorzüglich im Frühling mit diesen zwei heroischen Mitteln getrieben wird. Ein ganz anderes Verhältniß tritt ein, wenn Frühlingskuren unter Zustimmung eines vernünftigen Arztes eingeleitet werden; denn es kann nicht geläugnet werden, daß der Frühling für die Heilung gewisser Leiden und überhaupt zur Befestigung einer wankenden Gesundheit eine höchst günstige Jahreszeit ist. Aber nicht im Traume könnte es uns einfallen, hier eine Anweisung zu geben, wie solche Kuren eingeleitet und durchgeführt werden müssen. Hierüber wende sich Jeder an seinen Arzt. Eine Gesundheitszeitung muß unverbrüchlich dem Grundsatze treu bleiben, niemals Heilmaßregeln oder Heilmethoden dem nichtärztlichen Publikum vorzuführen; weil diese nur halbverstanden und mißbraucht werden. Aber über die Art und Weise, wie der Laie die Anordnungen des Arztes unterstützen, ausführen, wie er sich zur Frühlingskur vorbereiten soll, und die Wichtigkeit derselben ihm ans Herz zu legen, hierüber werden wir uns noch in einem der folgenden Blätter aussprechen. (Die Fortsetzung folgt.)

Einiges über Festlichkeiten.

1. Häusliche Feste.

(Von J. Weiß.)

Es hat einmal einem großen Philosophen gefallen, zu sagen: Der Mensch lebt nicht, um zu essen, sondern ißt, um zu leben. Als Regel

lasse ich diesen Satz recht gut gelten, und ich glaube auch, mit mir die meisten der Leser; aber Ausnahmen wird wohl diese Regel sicherlich haben dürfen. Wenn das Jahr 365 Tage hat, so glaube ich, daß, wenn wir die runde Zahl von 360 Tagen essen, um zu leben, wir doch die andern fünf Tage leben dürfen, um zu essen. — Der Mensch ist geboren, er trägt einen Namen, er will einem guten Freund zeigen, daß er ihn achtet; es gibt ja auch Festtage, wie soll man da seine Freude und seine Freundschaft besser an den Tag legen, als durch ein festliches Mahl? In der That sonderbar, daß die Mehrzahl ein solches Fest um so festlicher zu begehen meint, je mehr sie ißt, und viele der eingeladenen Freunde den Grad der Freundschaft nach der Zahl der Schüsseln bemessen. Das Rindfleisch kömmt mir bei solchen Gelegenheiten als der Gefrierpunct oder besser gesagt, Thaupunct vor; von da angefangen thauen die Herzen auf, und werden immer wärmer, je mehr Schüsseln und Flaschen aufgetragen werden.

Ich wüßte nicht, ob es denn nicht möglich seyn sollte, irgend eine andere Freuden- und Freundschaftbezeugungs-Methode ausfindig zu machen, als gerade das Essen; aber ich glaube, daß der vorgeschlagene Ausweg sehr wenig betreten werden dürfte, und somit ist es schon besser, bei der eingeführten Gewohnheit zu verharren, als irgend etwas vorzuschlagen, was geradezu abgeschlagen wird.

Aber Einiges sei mir doch erlaubt, über derlei Familienfeste zu bemerken, und zwar in Betreff der kleinen Kinder. Wenn der große Horaz irgendwo sagt: Dulce est desipere in loco, so bin ich kein solcher Griesgram, der ihm diesen Satz gerade bestreiten wollte. Gesetzt, der gefüllte Magen übe bei Vielen gar eine so wohlthuende Empfindung auf das Nervensystem aus, so kann ein Erwachsener die darauf folgende Indigestion wohl leichter vertragen und verschmerzen, als ein Kind. Dieses kennt keine Mäßigung, wenn es — der Ausdruck ist zwar nicht ästhetisch, aber passend — zu den gefüllten Speichern geführt wird. Und abgesehen davon, daß man von der Verdauungskraft eine von Uebermaß entspringende, böse Folge nicht befürchten zu müssen glaubt, so darf doch der moralische Nachtheil nicht außer Berücksichtigung kommen, der durch ein einziges solches Mahl oft lebenslang in dem Herzen des Kindes Wurzel faßt.

Ich glaube, daß bei Vielen das Essen einen weit geringeren Werth hätte, wenn es sich nicht so schwer verdiente, und es ist eine volle Tafel nur die eigene vermeinte Belohnung, die sich der Mensch durch seinen Verdienst zu geben meint. In welcher Beziehung steht dieß mit dem Kinde, das weder vom Werth noch vom Verdienst einen Begriff hat? Und wie soll eine Erscheinung auf ein junges Gemüth einwirken, wenn es zuletzt noch Vater

und Lehrer guter Dinge sieht? Nehmen wir noch weiter an, daß bei solchen Festlichkeiten Bacchus sich der Köpfe bemächtigt, den Verstand zum Schweigen bringt, und die Zunge jeder Fessel entbindet, wer wird es wohl in Abrede stellen, daß ein Wort oft das ganze Lebensglück eines unverdorbenen Herzens untergraben kann, so wie ich aus meinen Jugendjahren mich eines Schulfreundes erinnere, der durch ein Glas Wein für sein ganzes Leben hindurch unglücklich und ein frühes Opfer eines schrecklichen Todes wurde.

Da ich demnach nicht gegen die Festlichkeiten selbst rede, indem ich sonst jedes geselligen Umganges mich begeben müßte, so essen Sie, werthe Leser, was aufgetragen wird, und was Sie ihrer Gesundheit für zuträglich halten, Süßes und Saures, Gesottenes, Gedünstes und Gebratenes, und sollten die mille passus post prandium den etwas überladenen und sich unwillig geberdenden Magen nicht beschwichtigen, auch einige Tassen Camillen-Thee das gewohnte Gleichgewicht nicht herstellen, so wird ja wohl ein mitleidiger Arzt, dem Sie Ihr Anliegen offenherzig vertrauen, Rath zu schaffen, und durch eine achttägige Diät das juste milieu herzustellen wissen. Aber, wie gesagt, lassen Sie bei solchen Gelegenheiten die Kleinen nicht zu sich kommen, ich will es dann keinem der Gäste verargen, wenn er auch nicht zu sich kommt.

Wenn ich die Engländer wegen ihrer (durch die Mäßigkeits-Vereine zwar etwas eingeschränkten) Zechgelagen tadle, so muß ich doch den zarten Sinn loben, der bei solchen Gelegenheiten die Frauen, und ganz natürlich um so mehr auch die Kinder entfernt hält, und da die Deutschen so gerne Nachahmer der Engländer und Franzosen sind, so dürfte ja unter das Nachzuahmende auch die gedachte, bei einer üblen Gewohnheit beobachtet werdende gute Sitte gehören.

Beiträge zur Geschichte des Heil- und Pfuscherwesens.

III.

Die französischen Tagesblätter sind noch immer mit den pomphaften Ankündigungen der Charlatane angefüllt. So findet man z. B. in Nr. 216 des Cabinet de Lecture dieses Jahres folgende Anzeige, die einen Beweis liefert, zu welchem Betruge die Presse sich als Organ herleihet: »Innere elektrochemische Medicin des Dr. Bachoué, Place-royale, 13, au marais. Diese heilt so leicht und sicher den grauen und schwarzen Staar, Taubheit, Keichhusten, Magenentzündung, Goldaderbeschwerden, Wassersucht, Blasenkatarrhe, Rheumatism, Lähmungen, hinfallende Krankheit, Drüsenanschwellungen, alle Gattungen Schmerzen und Hautausschläge, das alle Kranken in Frankreich nicht eher zu bezahlen brauchen, bis sie sich von dem Erfolg überzeugten.

In demselben Blatte kündigt der Apotheker Regnauld, der ältere, mit größern Lettern seine Erfindung eines Brustmittels an, wel-

ches alle bisher gebrauchten übertrifft, und Rheumatismen, Katarrhe, Keich- und andere Husten, Brustbräune, Heiserkeit, Engbrüstigkeit und alle andern Brustkrankheiten unfehlbar heilt.

In demselben Blatte wird die zweite Ausgabe eines Werkes des Dr. Mené-Maurice mit Pomp und mit der Ueberschrift: „Migräne und Taubheit" angekündigt. Dieses Wunderbuch soll Entdeckungen über die Art enthalten, wie man sich von selbst von genannten beiden Krankheiten, sie seien so alt und so beschaffen, wie sie nur wollen, heilen kann. „Die große Zahl der schönen Kuren," sagt der Verfasser, „die das Buch anführt, sind Bürge, daß das, was es enthält, über jeden Zweifel erhaben ist."

Wendet der Leser das Zeitungsblatt um, so fällt ihm der Name Vichy zweimal mit großen Buchstaben auf. Dieser Vichy kündigt an: 1. Mineralwässer, und 2. Pastilles digestines. Diese Letztern verbessern die Verdauung, tilgen Magensäure, heilen Sand und Stein, und die Gicht.

Endlich wird (pag. eadem) ein Etablissement angekündigt, welches, als das einzige bis jetzt in Frankeich bestehende, ein Patent und Privilegium besitzt, um Ehen zu schließen.

Curiosa aus dem Gebiete der bereits verschollenen und theilweise noch existirenden Quacksalberei.

(Von M. Dr. Ehrlich.)

(Fortsetzung.)

Rothlauf.

Der Gebrauch eines neuen rothen Tuches, welches dem kranken Theile durch einige Tage aufgelegt, dann aber an einem höchst selten betretenen Orte verborgen wird, ist auf dem Lande eben so allgemein, wie die Ueberzeugung, daß nur ein rothes Tuch zu helfen im Stande sei.

Vergiftungen.

Ein Gegengift in jenen Fällen, wo man fürchtete, durch ein schleichendes, fernhin berechnetes Gift geopfert zu seyn, kannte das sechzehnte Jahrhundert in Folgendem: „Nimb eine Kröhte, reiß sie auff, nimb die Lebern von ihr, denn eine jegliche Kröhte hat zwo Lebern, lege sie alle beide auf ein Omeissenhaufen; welche die Omeissen am meisten bekrichen, die nimm, denn sie ist die beste, hack sie klein, und gib sie dem Kranken heimlich in einer Suppen zu essen, daß ers nicht weiß, so wirdt er wieder gesund."

(Der Beschluß in einem der nächsten Blätter.)

Miscellen.

Ueber die zu Frühlingskuren angewendeten ausgepreßten Kräutersäfte bemerkt Stickel *), daß ihre vorzügliche Wirksamkeit nicht sowohl auf

*) Annalen der Pharmacie. XIX. p. 34.

ihren chemischen Bestandtheilen (die ja auch in trockenen Kräutern vorhanden sind), als vielmehr auf dem rohen Saftzustand, also der besondern Form zu beruhen scheint. Nicht alle der üblichen Kräuter erhalten (nach St.) gleichzeitig ihre größte Ausbildung. Schafsgarbe, Kresse, Löwenzahn sind im Mai am saftreichsten; Rauchkraut, Ehrenpreis, Gundermann erst Anfangs Sommers. Die Farbe der Säfte ist Anfangs Mai schön grün, später bräunlich; an der Luft halten sich die frischen Säfte 18 Stunden; in verschlossenen Gefäßen 24 Stunden. Interessant sind die Angaben desselben Verfassers über die Saftausbeute verschiedener Pflanzen; dieselben beruhen auf 3 Jahr hintereinander fortgesetzten Versuchen mit kräftigen Pflanzen von demselben Standort, und im Frühjahr zu Mittagszeit gesammelt.

Rosenöl und Rosenwasser von Ghazipur.

Die kostbare Rosenessenz, die in der civilisirten Welt als eines der vorzüglichsten Erzeugnisse Indiens gekannt ist, wird aus den Blumen gezogen, welche im Ueberflusse in den Gärten um Ghazipur wachsen. Die indische Rose kann in Hinsicht ihres Duftes mit der unserigen wetteifern. Die Rosenzucht in Ghazipur ist eine bloße Handelsspekulation. Die indischen Landbebauer erblickten in der Rose einen zu theuren Handelsartikel, um sie als bloße Zierde ihrer Gärten anzupflanzen. Die Rosenbüsche von Ghazipur sind regelmäßig in Reihen auf großen Feldern rund um die Stadt gepflanzt. Ist die Jahreszeit des Sammelns gekommen, so sieht man nicht etwa Jünglinge und Mädchen mit Blumen bekränzt, die reiche Ernte in zierliche Körbe füllen, sondern arme Taglöhner besorgen sie, die für die leichte Arbeit einen geringen Lohn empfangen. Bei der Bereitung der Rosenessenz werden zuerst die Rosen destillirt. Das erhaltene Rosenwasser wird in großen Töpfen aufgehoben, und während der Nacht unbedeckt der frischen Luft ausgesetzt. Von Zeit zu Zeit werden diese Töpfe abgeschöpft, und das Oel, welches oben schwimmt, bildet jene Essenz, die für die Liebhaber so großen Werth hat. Man braucht 200,000 Blumen, um das Gewicht einer Rupie (120 Gulden im Werth) zu erhalten. Das Rosenwasser ist in den indischen Haushaltungen allgemein eingeführt. Man gießt es auch über die Hände am Ende der Mahlzeiten, und bei dem großen Hulie-Feste besprengt man alle Gäste reichlich damit. (Pharmazeut. Centralblatt 1837. 8.)

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Ruprechtsplatz Nro. 462, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonnirt man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugeschickt wird.

Gedruckt bei J. P. Sollinger.

Neue Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. H. Beer.

[N° 39.] Montag, den 15. Mai. [1837.]

Inhalt: Der Herzog von Levert und der erste Mäßigkeitsverein zu Paris. — Aus der literarischen Welt. — Curiosa aus dem Gebiete der Quacksalberei. — Miscelle.

Der Herzog von Levert und der erste Mäßigkeitsverein zu Paris.

(Frei nach dem Französischen.)

In dem Palaste des Herzogs von Levert sah man die zahlreiche Dienerschaft in der größten Thätigkeit; das Hotel sah heute einem Tempel gleich, in welchem ein neuer Gedanke seines Inhabers die würdige Weihe empfangen sollte. Das Gartenhaus bot die schönsten Pflanzen; die Küche strotzte von Köchen; die Credenz erlag fast unter der Last von Früchten und Naschwerken. —

Die zahlreich geladene Gesellschaft trat mit gewissenhafter Pünktlichkeit ein. Man war begierig, zu wissen, warum man in so großer Zahl geladen worden. Indessen war man im Allgemeinen über die Natur der Mittheilung, die der Herzog der Gesellschaft machen werde, so ziemlich einig. »Gewiß (hieß es) betrifft sie die Ausführung eines menschenfreundlichen Gedankens.« Denn die Eingeladenen gehörten fast durchaus entweder zur »Gesellschaft für Schiffbrüchige,« oder zum Vereine für »Verbesserung des Zustandes der dienenden Classe« u. s. w. Mit der größten Spannung sahen die verschiedenen Mitglieder solcher philantropischen Vereine der Enthüllung des neuen Gedankens entgegen. Die Glocke ruft endlich zum Diner. Der Herzog präsidirt; rechts sitzt sein Sohn Washington, links ein Fremder, den der Leser später kennen lernen soll; ihm gegenüber ebenfalls ein Fremder. Die Tischgesellschaft, schwarz gekleidet und mit weißen Servietten, bildete ein Viereck; auf dem Tische standen zahlreiche Fläschchen mit krystall-

hellem Wasser gefüllt. Nachdem man die Krebssuppe getrunken hatte, ward die Gesellschaft durch einen Zufall überrascht. Gewöhnlich trinkt man, wie es uralte Sitte erfordert, nach der Suppe; allein unsere Gäste sehen sich umsonst nach einen Bedienten um, der mit der Madeiraflasche die Runde mache; kein Madeira! Nicht einmal ein Gläschen als Schildwache neben dem für Bordeaux bestimmten Glase aufgestellt. Man sieht nur das leere prosaische Glas neben den Flaschen mit Wasser. — Sollte der Haushofmeister oder Kellner vergessen haben? Oder ist's ein Scherz des Gastgebers? Eine neue Schüssel wird aufgetragen, ihr Inhalt verzehrt — kein Wein! Weder in den Flaschen, noch in der Hand der Diener. Unerhörter Zufall in der Geschichte philantropischer Versammlungen! Man war eben im Begriff, näheren Aufschluß zu verlangen, als sich der Herzog erhebt, sein Glas mit Wasser anfüllt und die Gesellschaft zu einem Toast einladet. Man erwidert die Höflichkeit mit einem Gruße — aber man trinkt nicht. Was Auge und Lippe kalt läßt, kann auch das Herz nicht rühren. Kaum berühren das Glas die Lippen. Man sollte glauben, es sei Gift darin! Der Herzog setzt das bis auf den letzten Tropfen geleerte Glas nieder und bittet um Aufmerksamkeit. „Meine Herren" (sagte er) „vielleicht war es Unrecht, daß ich Sie nicht früher mit dem Zweck unserer Zusammenkunft bekannt gemacht habe. Dieser ist, Ihnen einen Vorschlag zu machen, der die heilige Sache der Menschheit betrifft. Der Eifer und die Uneigennützigkeit, mit welcher Sie menschenfreundliche Zwecke fördern, läßt mich auf Ihre Unterstützung eines Planes hoffen, der — —"

Ein beifälliges Murmeln unterbricht die Anrede. Man hofft, den Grund zu hören, warum der Wein fehlte. Der Herzog fährt fort:

„Meine Herren! Bis jetzt glaubten wir Großes geleistet zu haben, und die Welt hat in uns diesem Wahn befestigt; allein täuschen wir uns selbst nicht! Gestehen wir uns nur offenherzig und gewissenhaft, daß wir bis jetzt noch gar nichts gethan haben." — —

„Wie? Gar nichts?" rief ein Mitglied der Gesellschaft für Emancipation der Farbigen, „durch unsere Bemühungen wären auf den Antillen 300 Feuersbrünste weniger." — — „Nichts gethan?" unterbrach der Präsident der Gesellschaft für Verbesserung der Gefangenen; „die Zellen, die bedeckten Wagen, der Flanell — wir hätten nichts gethan?"

„Nichts," sagte der Herzog ruhig, „nichts haben wir geleistet, so lange der Mensch seinen Körper tödten, seiner Vernunft sich entäußern, seinen Geist durch Unmäßigkeit erniedrigen wird. Die Quelle der Unmäßigkeit sind der Wein, Liqueur, Branntwein — ein giftiges Wort, das man gar nicht aussprechen sollte. Verbrechen entsteht aus Geistesirrthum; dieser aus dem Uebermaße des Trunkes; wollen wir das Verbrechen tilgen, so müssen wir

die geistigen Getränke bannen. Lassen Sie uns, meine Herren — es ist höchste Zeit — Mäßigkeitsvereine gründen, wie sie in England und Amerika bestehen! Es leben die Mäßigkeitsvereine! Die Geschichte des Weinstocks und des Branntweins ist voll Gräuel und Schandflecken für die Menschheit, — die Mäßigkeit wird diese Flecken abwaschen. Herr Ramsay, der edle Fremdling, den Sie an meiner Seite sehen, kommt eigens aus Amerika, um die Mäßigkeitsvereine der neuen Welt mit denen der alten in Verbindung zu setzen. Als Präsident einer solchen Gesellschaft in Ober-Canada werden seine Worte hoffentlich bei Ihnen Anklang finden. Brauche ich Ihnen noch zu sagen, daß die Abwesenheit des Weines an diesem Tische nur eine von uns einzugehende Verbindlichkeit andeuten sollte, mit gutem Beispiele die Lehren, die wir der Welt predigen, zu bekräftigen! Ich überlasse nun das Wort Herrn Ramsay;" — Herr Ramsay stand auf, grüßt rechts und links, und beginnt: „Meine Herren! Mein Großvater war ein Trunkenbold; meine Großmutter starb an Selbstverbrennung, mein Vater trank bei jedem Mittagsmahle eine Flasche Branntwein, und durch zwanzig Jahre war ich, der ich eben spreche, der größte Trunkenbold in Ober-Canada." (Während Herr Ramsay so offenherzig sprach, nahm ein nebenan sitzender Fremder, Namens Steward, ein Buch aus der Tasche und legte es dem Redner zur Seite. Herr Ramsay schien diesen Wink zu verstehen und fuhr fort:) „Wissen Sie, wie viele Trunkenbolde es jetzt in Amerika, meinem schönen Vaterlande, gibt? 375,000 auf eine Bevölkerung von 12 Millionen Einwohnern! Wissen Sie, wie viel deren jährlich sterben? 38,000! Nicht Einer weniger! Wissen Sie, wie hoch sich bei der Criminal-Justiz die Kosten der Prozesse belaufen, welche in Folge der Unmäßigkeit entstehen? 47,154,000 Francs." — „Schrecklich!" unterbrach ihn der Herzog. — „Und wissen Sie, meine Herren," (fuhr jener fort) „wie viele Krankheiten aus dem Mißbrauch geistiger Getränke entstehen? 10,000! Aber ich führe nur drei an: Lungenentzündung, Wahnsinn und Nervenschwäche!" — Der begeisterte Ton des Herrn Ramsay erregte die größte Theilnahme der versammelten Menschenfreunde, die sich desto mehr entsetzten, je treuer ihnen ihr Gedächtniß die Menge Wein vorführte, die sie schon durch ihr Leben getrunken hatten. — Während dieser Rede wurde das Auftragen an der Tafel unterbrochen und die Bedienten wußten nicht, ob diese fromme Bekehrung zur Mäßigkeit nebst dem Weine auch die anderen Gerichte in Bann lege. Einer derselben erkühnte sich dießfalls, seine Zweifel zu eröffnen und sagte ganz still zu Herrn Verriers, dem Schwager des Herzogs, ob er nun die Sulze mit Rum und die Trüffeln mit Champagnerwein serviren dürfe oder nicht? — „Daß du mir ja nicht daran vergeß-

fest, Schurke," sagte Herr Verriers, „das Gelée mit Rum wird Gesundheitsgelée und die Champagner-Trüffeln müssen Wasserknollen heißen." „Allein, meine Herren," fuhr Herr Ramsay, immer etwas ärgerlich über das neben Herrn Steward liegende Buch, fort: „aber meine Herren, wir können uns beruhigen! Seit 1813 hat Amerika überall zahlreiche Mäßigkeitsvereine gegründet, die das Heil der neuen Welt bewachen. Diese Gesellschaften scheuen keine Kosten, keine Opfer; eine jede hat ihre Mäßigkeitszeitung und hier haben Sie eine Probe eines solchen Blattes." Hier warf der Redner den Temperance Recorder, die Revue trimestrielle de Temperance und eine Menge kleinwinziger rother, blauer, grüner Büchelchen auf den Tisch, wie man sie in Schottland, Irland, Bombay, Ceylon, Calcutta ꝛc. vertheilt. Jedes dieser Broschürchen enthielt nebst heilsamen Ermahnungen zur Mäßigkeit einen Kupferstich, der einen Unmäßigen im verbrecherischen Acte der Berauschung oder im Zustande der tiefsten Reue vorstellt. Hier zeigte eine Vignette die Rohheit der Trunkenbolde der alten und neuen Welt; dort sah man sie wieder am Ufer eines Flusses, oder bei einer Quelle am Wasser sich erquicken. —

Nichts hätte diese Episode des Gastmahls gestört, wenn nicht das Büchlein gewesen wäre, welches Herr Steward von Zeit zu Zeit mit einer boshaften Zerknirschung, Herrn Ramsay gegenüber, berührte.

(Der Beschluß folgt.)

Aus der literarischen Welt.

Giuseppe Tranchina, Bericht über die am 18. März 1835 im Haupt-Militärspitale della Trinità zu Neapel stattgehabte öffentliche Ausstellung der Leichname, welche nach dem von ihm entdeckten Verfahren einbalsamirt worden waren ꝛc. (Aus dem Italienischen übersetzt von Herrn A. Freiherrn v. Gersdorf ꝛc. Weimar 1837.)

In neuester Zeit hat Dr. G. Tranchina durch seine Erfindung, Leichname einzubalsamiren, allgemeine Aufmerksamkeit in Europa erregt. Es ist ihm nämlich gelungen, mittelst einer höchst einfachen und wohlfeilen Verfahrungsart, die Einbalsamirung menschlicher Leichname in dem kurzen Zeitraume von einer Stunde so vollkommen zu bewirken, wie es Niemanden vor ihm gelang (wenn man die stets ein Geheimniß gebliebene Methode des holländischen Anatomen Ruysch, welche mit dessen Tode 1731 verloren ging, ausnimmt).

Bemerkenswerth ist vor Allem, daß die Gesundheit der Personen, die sich mit dieser Art der Einbalsamirung beschäftigen, nicht leidet. Bevor wir auf diese in obigem Werke enthüllte Methode kommen, wollen wir ei-

nige historische Notizen über das Einbalsamiren überhaupt aus obiger Schrift entlehnen. Die Sitte, Leichen einzubalsamiren, ist sehr alt, jedoch bei den Egyptern am meisten üblich. Zwar bemühten sich auch andere Nationen, diese Operation zu vervollkommnen; aber am besten gelang es den Egyptern, wie ihre nach so vielen Jahrhunderten bis jetzt noch wohlerhaltenen Mumien beweisen. Herodot versichert, die alten Egyptier hätten drei Methoden, die Leichname vor Verwesung zu schützen, gehabt, die sie nach dem Reichthume und dem Range der Person verschieden anwendeten. Im Allgemeinen waren alle 3 Methoden hierin ähnlich, daß man die Leichname in Salzlauge gelegt, mit Natron bedeckt, 70 Tage lang liegen gelassen, alsdann dieselben gewaschen, abgetrocknet und mit symmetrisch geordneten Binden umwunden hatte, die in einer Gattung Harz in der Absicht getaucht waren, um sie vor den Insekten-Larven zu schützen. Indessen ist nicht zu läugnen, daß, nach der Ansicht der berühmtesten Geschichtsschreiber, der Erfolg, welcher die Einbalsamirungsmethode der Egypter begleitete, auch von den Einflüssen des Klima's, des Sandes, des Nils und endlich der Höhlen, worin man die Leichname nach der Zubereitung beisetzte, sehr begünstigt wurde. Die Alten kannten jedoch den Umlauf des Blutes noch nicht, und konnten daher von Einspritzungen fäulnißwidrider Stoffe in die Blutgefäße noch keinen Begriff haben. Ruysch war der Erste, welcher die Erfindung des Blutumlaufes dazu benützte, durch künstliche Einspritzungen den Todten das Ansehen von nur schlafenden Menschen zu geben, so daß die von ihm einbalsamirten Personen den Anblick darboten, als wären sie noch vom Leben beseelt. Als Peter der Große den Leichnam eines von obgenannten holländischen Anatomen einbalsamirten Kindes betrachtete, war die Täuschung so groß, daß der Czar das Gesicht desselben, auf dem noch die Grazien des kindlichen Alters schwebten, küssen wollte. Leider nahm Ruysch sein Geheimniß mit ins Grab. In neuerer Zeit, wo die Chemie die glänzendsten Fortschritte machte, hat man auch die Kunst, einzubalsamiren, zu vervollkommnen gesucht. Chaussier schlug hierzu eine möglichst starke Auflösung von Queckfilbersublimat (einem bekanntlich sehr heftig ätzenden Gifte) — Berzelius die Holzsäure, zu gleichem Zwecke vor. Während sich so die Gelehrten bemühten, das von Ruysch besessene wundersame Geheimniß aus dem Grabe zu ziehen, ging heimlich in Sicilien im Anfange des Jahres 1834 die schöne Morgenröthe einer Entdeckung auf, die ihrem Urheber einen weit verbreiteten Ruf sichert. G. Tranchina, Gesundheitsbeamter beim Militärspitale in Palermo, erfand eine leichte, kurze und wohlfeile Methode, die Leichname vor der Verwesung zu sichern, ohne die Höhlen des Körpers zu leeren und die in ihnen enthaltenen Eingeweide herauszunehmen. Er hielt zwar einige Zeit sein Geheim-

niß verborgen, und man wußte nur so viel, daß er eine Flüssigkeit durch die Schlagadern einspritzt. Durch 2 bis 4 Monate behalten die Leichen ihre Gestalt unverändert; nach dieser Zeit trocknen sie zwar aus, werden hart und schwärzlich, sind jedoch der Verwesung nicht unterworfen, und verhalten sich ungefähr wie Mumien. Die Versuche, welche Tranchina in Rom und Palermo mit dem glücklichsten Erfolge machte, wurden später in Neapel im Hauptspitale della Trinità wiederholt. Auf Befehl des Kriegs- und Marine-Ministers wurden die Leichname, mit denen Tranchina die Einbalsamirung vornahm, öffentlich ausgestellt, damit der Erfolg seines Verfahrens Jedermann vor Augen gelegt werde. Diese Ausstellung fand am 18. März 1835, d. i. 15 Tage nach der Einbalsamirung, Statt. Die Leichname, die bei Ankunft des Ministers und im Beiseyn der ersten Aerzte und Naturforscher und einer großen Menschenmasse enthüllt wurden, lagen da, als wären sie nur vom Schlaf befangen. Indessen handelte es sich nicht allein davon, die äußere Gestalt zu untersuchen, sondern der Zweck der Ausstellung war auch, sich zu überzeugen, wie sich alle die einzelnen Theile der Körper erhalten hätten. Nirgends zeigten sich Spuren von Verwesung; es war nicht der mindeste üble Geruch verspürbar; selbst die Haare am Kopfe leisteten, als man sie ausreißen wollte, wie bei einem lebenden Menschen, Widerstand. Bei einer Aderlaß, die man an dem Leichname vornahm, floß unverdorbenes, obgleich blaßes Blut heraus. Bei Eröffnung der drei Körperhöhlen fand man die darin enthaltenen Organe in einem sehr wohl erhaltenen Zustande.

Der Kriegsminister wendete nun alles Mögliche an, um den Urheber dieser neuen Erfindung zur Enthüllung seines Geheimnisses zu vermögen. Auf dessen Verwendung bei dem König wurden dem Erfinder ein Geschenk von 3000 Dukaten, die Beförderung zum zweiten Arzt der Militärspitäler, der Orden Franz I. und ein ausschließendes Privilegium für die Ausübung seiner Erfindung in Palermo zugesichert, wenn er das Geheimniß enthüllen wolle. Herr Tranchina ging auf diese Bedingnisse ein. Am 11. Mai 1835 versammelte sich der Gesundheitsrath feierlich, um vom Erfinder die Veröffentlichung seines Geheimnisses zu hören. Hier übergab er die Beschreibung seiner Methode, die er alsogleich an einem Leichname anwendete, und welche in dem obenanzeigten Werke ausführlich beschrieben ist. Die Bestandtheile, deren er sich zur Einspritzung in die linke Kopfschlagader bedient, sind Arsenik, Zinnober und Alkohol. Die nähere Methode, wie die Einspritzungen zu machen sind, setzen nähere anatomische Kenntnisse voraus, so daß wir sie hier übergehen müssen.

Curiosa aus dem Gebiete der theils verschollenen, theils noch bestehenden Quacksalberei.

(Von Doctor Ehrlich.)

(Beschluß.)

Verstopfung.

Gewiß das tollste Mittel aus dem sympathetischen Krame der Vorzeit ist folgendes, um einer hartnäckigen Leibesverstopfung abzuhelfen. Man nehme, so hieß es, einen Armknochen oder das Schienbein eines menschlichen Skelettes und gebe in dasselbe die Last, von welcher sich der Kranke so selten entledigen kann; mit Wachs „auf das allerfleißigste" verbunden, werde es in ein heißes Wasser geworfen und der Kranke wird „wunderbarlich Wirkung" sehen; denn so lange das Todtenbein im Wasser liegen bleibt, so lange wird auch der Patient seine natürlichen Sedes haben oder stuhlfertig seyn, sobald du es aber wieder herausser nimbst, so wird er wieder constipirt und verstopft."

Würmer.

Die mancherlei Beobachtungen der wechselnden Mondphasen sind hinlänglich bekannt, eben so werden es die verschiedenen nüchtern in Gebrauch gezogenen Hausmittel seyn, in denen wenigstens etwas Gutes steckt. Grell aber ist die unter dem Landvolke Schlesiens noch heute herrschende Wurmkur, welche die abgegangenen Würmer in Pulverform verbrauchen läßt. Dieß letztere wird zudem höchst komisch, wenn man es gegen den sogenannten Wurm im Finger anwenden sieht — eine Krankheit, welche das siebzehnte Jahrhundert durch das Auflegen eines Regenwurmes, und die spätere Zeit durch denselben Gebrauch einer Schweinsgallenblase heilte; „es ist ein wahrhaftiges Stuck und kann es derjenige, der den Wurm hat, nicht genugsam bezahlen!!" So endet der Rath, der die lange Ahnenreihe fruchtbringender Charlatanerie beweist.

Zahnweh.

Es ist sonderbar, das gerade bei diesem Leiden die wahrhaft sympathetischen Mittel im größten Ansehen stehen; Mittel, die durchaus keine Spur der Art und Weise, wie sie helfen sollen, zulassen, und die Trennung eines Theilchens vom Körper zu irgend einem Separatleben erfordern. Vielleicht liegt der Grund hiervon in dem halb wahnsinnigen, alle vernünftige Selbstbestimmung so leicht aufhebenden Zustande des Schmerzens, welcher schwächere Menschen dem Sonderbarsten am ehesten Gehör schenken macht.

So wird in dem schmerzenden Zahne mit einem Splitter eines Holler- oder jungen Lärchenbaumes so heftig gewühlt, daß an dem Holze Blut bleibt, nun aber wird der (unveränderte) Splitter in seinen Mutterstamm zurückgespunden und von dem Kranken nie mehr besehen.

An andern Orten findet man den Gebrauch, mit einem Splitter von einem vom Blitze gespaltenen Baume die Zähne durchzustochern; und wieder an andern Orten muß ein Nagel vom Sarge eines Verwandten helfen.

Wenn den Kindern die ersten Zähne ausfallen, so befiehlt ihnen der Aberglaube der schlesischen Gebirge die Zähne über den Kopf in den Ofen zu werfen und dabei zu sagen:

Mäusel, hier hast du einen beinernen,
Gieb mir einen steinernen.

Miscelle.

Die Société d'encouragement in Paris hat auf den Bericht, den ihr die Comité der chemischen Künste erstattete, einen Preis von 3000 Fr. auf das wohlfeile Unschädlichmachen (Desinficirung) der Schwindgruben gesetzt. Der Nutzen der Kohle, um Schwindgruben zu reinigen und deren Unannehmlichkeiten zu vermindern, so wie das Bedürfniß, wohlfeile Mittel zu haben, um eine der widerlichsten und dennoch so oft wiederkehrenden Arbeiten aus unsern Wohngebäuden zu verbannen, — ist von der Sanitätscommission in Paris klar nachgewiesen worden. Die Erfindung von Schwindgruben, in denen die festen Substanzen vollkommen abgeschieden und nützlich gemacht würden und die Flüssigkeiten ohne Nachtheil für die Gesundheit auf die Straße fließen könnten, wäre daher in sanitätspolizeilicher Hinsicht, als auch der Bequemlichkeit der Wohnungen wegen ein wichtiger Dienst. Obgenannte Gesellschaft hat also einen Preis von 3000 Fr. für ein im Großen angewendetes Verfahren ertheilt, wornach die Urine in den Schwindgruben von den festen Substanzen geschieden und auf wohlfeile Weise so vollkommen ihrer Schädlichkeit beraubt werden könnten, daß man sie ohne Nachtheil auf die Straßen oder in die Gassen oder Kanäle laufen lassen könnte.

— x —

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Ruprechtsplatz Nro. 462, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonnirt man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugeschickt wird.

Gedruckt bei J. P. Sollinger.

Neue Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. H. Beer.

[N° 40.] Donnerstag, den 18. Mai. [1837.]

Inhalt: Der Tabakraucher. — Der Herzog von Levert und der erste Mäßigkeitsverein zu Paris (Beschluß). — Miscelle.

Der Tabakraucher.

Die Zahl der Tabakraucher nimmt täglich zu, und es ist nicht zu läugnen, daß dieser Umstand einen höchst nachtheiligen Einfluß auf die Gesundheit des Menschengeschlechtes im Allgemeinen und auf die Zunahme von Brust- und Gehirnleiden insbesondere hat. Aber so wie Alles Vertheidiger findet und überhaupt jede Sache ihre Lichtseite hat, eben so haben sich auch öfter Stimmen vernehmen lassen, welche mit einem, der Vertheidigung der besten Sache würdigen Eifer dem Tabakrauchen das Wort redeten. Die feinste Satyre auf diese Lobredner glauben wir in einem der neuesten Aufsätze in der Revue britannique zu finden. Wir brauchen unsere Leser auf die Unhaltbarkeit der Gründe, die ein Lobredner des Tabakrauchens in genannter Zeitschrift anführt, gar nicht aufmerksam zu machen, — indem diese Panacee des Müssigganges und diese Reliquie des Orients nur wenigen Personen Vortheil bringt — und theilen unsern Lesern aus eben erwähnter Apologie des Rauchens einen Auszug mit, ohne zu fürchten, sie dadurch in dieser schädlichen Sitte zu befestigen. — Man verleumdet, man beleidigt die Secte der Tabakraucher ungestraft (klagt der eifrige Apolog), Niemand erhebt seine Stimme zu ihren Gunsten und die Raucher selbst setzen diesen kleinlichen Verfolgungen nichts als jene kalte Ruhe entgegen, die das gute Recht einem Jeden einräumt. Der Grund ist klar; sie haben noch keinen Verein, noch keinen Körper gebildet, der ihre Gesammtinteressen vertheidige.

Dieser Mangel an Einheit gibt ihren Verleumdern freien Spielraum. Die Raucher stehen vereinzelt da, ohne daß irgend ein gemeinschaftliches Band in Sprache, Sitten, Gewohnheit oder Physiognomie sie vereinige. Bei diesem Mangel an Charakter und Typus zeichnen sich die Raucher höchstens durch Ruhe und das Vergessen von Beleidigungen aus. Sonst haben sie nichts Kenntliches; man findet sie im Bauernkleide und im goldverbrämten Gewande; in allen Ständen, in jedem Alter, unter jeder geographischen Breite. Der Raucher trotzt jedem Klima; er verachtet die Gerechtigkeit der Völker und den Haß der Könige, den Eifer der Gottesgelehrten, die Pedanterie der Aerzte, den Bann der Universitäten, und seine Secte siegt trotz der Verfolgungen, die sie treffen. Selbst der Haß der Weiber hat ihr tägliches Zunehmen nicht hindern können; sie beherrscht die Civilisation Europa's und Asiens. Trotz dieser weitverbreiteten Macht der Raucher wagt die Times in einem ihrer jüngsten Blätter über die täglich überhandnehmende schlechte Gewohnheit der Pfeife und der Cigarre zu klagen, und sie ein künstliches Bedürfniß zu nennen, dem so viele Menschen sclavisch unterjocht seien. Unsinnige Worte! Jeder ehrliche Raucher muß hier die ausgerauchte Cigarre voll Unwillen wegwerfen, an den unverdorbenen Sinn des Menschengeschlechtes appelliren, und mit allem Ernste das schönste Vorrecht der menschlichen Gesellschaft vertheidigen. Wer darf es wagen, uns Rauchern des süßesten Genußes zu berauben? Hat der Mensch nicht Leiden genug, daß man ihm die trostreiche Pfeife auch noch nehmen will? Unter dem lächerlichen Vorwande der Reinlichkeit hat England lange Zeit den Rauchern den Krieg erklärt; aber dieser Rest von Barbarei ist mit unsern Sitten nicht mehr vereinbar. Wenn gleich Jacob I. einst in einer Flugschrift *) gegen den Tabak losgezogen — würde er in unserem erleuchteten Zeitalter es wagen, damit aufzutreten? Und doch gab diese Schrift das Signal zu einem Kreuzzuge gegen die Raucher. Man schämte sich nicht, diese poetischen, chimärischen, unschuldigen Träumer einer Verschwörung gegen den Staat, gegen Kirche, gegen die öffentliche Sicherheit anzuklagen, und damals (1616) erschien eine gegen den Tabak mit Wuth eifernde Schrift **), worin man die Schädlichkeit desselben für die Gesundheit, für die Börse und für den Staat nachweisen wollte. Kann man eine so unschuldige Secte bitterer verleumden? Man suchte mit aller Kraft der Sophistik die schädliche Wirkung einer verpesteten Tabakrauch-Atmosphäre nachzuweisen. Wäre dieß wahr, wie könnten die Bewohner unserer schönsten und belebtesten Straßen bestehen, da diese doch immer in einer Rauchwolke gehüllt und die Cigarre das unentbehrliche Bedürfniß der gebildeten Welt gewor-

*) Counterblast against the fumes of tobacco.

**) Le tabac mis à la torture, ou la fatale fumée du tabac traitée comme elle le mérite.

den ist? Die Wuth der Tabakfeinde ging damals so weit, daß man behauptete: „Der Teufel habe den Tabak erfunden; die Götzendiener des Teufels haben dessen Gebrauch eingeführt und daß es eine Todsünde für jede Christenseele sei, sich dessen unter welcher Form immer zu bedienen." Diese Idee, den Teufel zum Erfinder, Verbreiter und Mitinteressenten des Tabakrauchens zu machen, spukte schon im Jahre 1596 in den Köpfen seiner Feinde und Verfolger. In einer Schrift des Monardus wird erzählt, daß die indischen Großen vor jeder Berathung wichtiger Angelegenheiten einen Oberpriester kommen lassen. Dieser wirft Tabaksblätter ins Feuer, wird von deren Rauche betäubt und anfangs in einen trunkenen, bald darauf aber in einen todtenähnlichen Zustand der Erstarrung versetzt. Sobald er sich erholt, theilt er den Umstehenden die während dieses Erstarrungszustandes gehabten Erscheinungen, so wie die Rathschläge als Orakel mit, welche der Teufel ihm eingegeben hat. — Selbst Philosophen, Reisende und Dichter nahmen an der Verfolgung des Tabaks Antheil. Im 17. Jahrhunderte gab ein gewisser Joseph Silvester ein Gedicht gegen den Tabak heraus, dessen origineller Titel schon beweist, mit welchem Eifer er dagegen donnerte *); Tobacco hieß ihm so viel als τῳ Βαχῳ, was so viel sagen wollte, als: dem Bacchus geweiht. „Denn eine Schenkstube ohne Rauch" sagte er, „ist eben so selten, als ein Trinker ohne Pfeife. Die Flasche und die Pfeife üben vereint auf den getäuschten Sterblichen eine siegreiche Macht." — Gegen diesen Feind des Tabaks trat jedoch bald ein Mann mit dem Buche: „Nicotianae encomium (Lob des Tabaks)" auf. „Ihr, (sprach er), Ihr, denen zu kalt oder zu warm ist; die Ihr Gicht, Fieber, Rheuma habt — tretet näher! Die Heilkunde ist für Euch überflüssig; eine fruchtbare und göttliche Pflanze wird Euch heilen. Edle Pflanze! Wunderbares Blatt! In deinen Falten ist die ganze Wissenschaft eingewickelt; du zerstörst die ansteckende Krankheit, verscheuchst unser Elend, verlängerst unser Leben, schützest uns vor dem Grabe — du bist die ersehnte Panacee!" Und hatte er nicht Recht! Isaak Newton rauchte; Th. Hobbe, dieser alte und tiefe Denker — M. Campbell, Lord Byron, alle Gelehrten Deutschlands rauchten von jeher mit Liebe. — Logik, Theologie, Dialektik, Algebra, Chemie, Poesie, sympathisirten von jeher mit dem Rauchtabak. Der große Denker Locke sagt: „Brot und Tabak sind im eigentlichen Sinne des Wortes absolut nothwendig, aber die Vernunft räth uns deren Gebrauch an und die Gewohnheit macht sie angenehm." Aber der Pöbel ist taub für die achtbaren Stimmen solcher großen Männer, und die Verfolgungen, die ein Raucher jetzt in England zu erdulden hat, gehören zu den traurigsten Auswüchsen der modernen Aufklärung. Wie!

*) Le tabac battu en brêche et les pipes pulverisées par ma poudre à canon du Parnasse.

Dummheit und Narrheit soll freigegeben seyn, und das Rauchen nicht? Welche Intriguen hat der arme Knabe von den vorurtheilsvollen Aeltern auszustehen, wenn ihm sein Genie gleichsam instinctmäßig zur Pfeife treibt! Ja, man nahm sogar zu Drohungen seine Zuflucht. Fieber, Lähmungen, Hypochondrie, Schwindel, Schlagfluß, Taubheit, Gesichtsschwäche wollte man dem unschuldigen Tabak aufbürden! Gehört eine Cigarre nicht zu einer guten Erziehung? Ist das Rauchen nicht zugleich eine nützliche, angenehme, für Adel und Volk passende Beschäftigung, bei der man träumen und arbeiten, poetisch und nüchtern gesinnt seyn kann? Der Kaufmann braucht die Pfeife bei seinen kühnsten Speculationen; man kann bei ihr reden, schweigen; meditiren, spanische Schlösser bauen, Spleen sich vertreiben, an sein Alter vergessen, sein Elend einschläfern und die Phantasie aufwecken. Die Alten hätten dem Tabak gewiß einen Tempel gebaut. Leider weiß die Welt diese Gabe der Natur nicht gehörig zu schätzen. Die wenigsten Raucher kennen die Poesie und die geheimnißvolle Bedeutung des Tabakrauchens. Der Genuß bei der Pfeife liegt in dem süßen Sichversenken in den Strom aufqualmender Gedanken; sie will Muße, um sich ganz der tiefen Meditation überlassen zu können. Auf der Straße, mitten unter den Vorübergehenden, bei dem lärmenden Gerassel der Wagen zu rauchen, ist gegen alle Gesetze des menschlichen Geistes; man muß sich zurückziehen, in tiefer Ruhe sich befinden, eine schöne Landschaft vor sich haben, eine melodische Musik hören, in einer von Politik und Ehrgeiz reinen Atmosphäre leben und auf einem weichen Lager ruhen, um die ganze Süßigkeit der Cigarre zu kosten. Denn Alles, was dem Gedanken schmeichelt, die Freude am Leben erhöht, die schönen Träume der Phantasie weckt und unterhält, muß den Raucher zum Genuße der Pfeife vorbereiten; dann wird sich unter ihrem Dampfe seine rein menschliche Natur entwickeln, er wird an das Eitle und Nichtige der lärmenden Außenwelt vergessen und sich in das Verachten aller Leiden sanft einwiegen.

Der Herzog von Levert und der erste Mäßigkeitsverein zu Paris.

(Beschluß.)

„Meine Herren," (fuhr Herr Ramsay fort) „Sie werden hoffentlich unsere Bemühungen nach Gebühr anerkennen, wenn Sie erfahren, daß die amerikanischen Mäßigkeits-Gesellschaften selbst die Sclaven zwingen, nichts als Wasser zu trinken." —

„Es gibt also noch Sclaven in Amerika?" fiel Herr Washington, des Herzogs Sohn, sehr naiv ein. „Der Ausdruck ist hart," antwortete Herr Ramsay; „es gibt Sclaven daselbst, aber zu einem wohlthätigen Zwecke; es sind freie Sclaven." — „Unbegreiflich!" — unterbrach ihn der

Präsident des Vereines zur Befreiung der Sclaven, — „ein wohlthätiger Zweck der Sclaverei!" — Herr Ramsay erblaßte. Der Herzog war verlegen; um ein Lächeln zu ersticken, sagte Herr Verriers ganz leise zu Herrn Ramsay: „Ist's etwa gefällig von dieser Gesundheitssulze?" Die Hälfte der Gelée au rhum fiel auf den Teller des Präsidenten des Mäßigkeitsvereines von Ober-Canada! — „Ja," rief ein anwesender Gast, ein geschworner Feind der Sclavenbesitzer, — „Amerika, das uns die Mäßigkeit schickt, sollte den Sclavenhandel früher zerstören; anstatt die Schwarzen mit Wasser zu überschwemmen, wäre es gerathener, sie zu befreien. Heißt Das sie emancipiren, wenn man ihnen mit dem faden Gesäufe Kolik verursacht? Ihr habt ihnen den Branntwein entzogen, um unter dem heuchlerischen Vorwande der Philantropie und der Mäßigkeit Euren Geiz zu verbergen. Die Unglücklichen! Im süßen Traume der Trunkenheit vergaßen sie wenigstens auf Stunden ihr drückendes Joch; auch diesen Traum zerstöret Ihr bei ihnen mit dem Wassertrinken." — „Bravo, bravo," riefen alle anwesenden Menschenfreunde, froh, unter dem Scheine dieses Beifalls ihre Wuth gegen die heimtückische Mäßigkeit auszulassen, die sie zu der verhaßten Wasser-Diät verdammen wollte. — „Sie vertheidigen also die Unmäßigkeit," rief Herr Ramsay, indem er sich zu dem Freunde der Schwarzen wendete. — „Nein! Aber Sie, Sie unterstützen die Sclaverei!" — „Und Sie erlauben die Trunkenheit!" — „Sie die Peitsche!" — „Sie den Mord des menschlichen Geistes." — „Sie die Zerrüttung des Körpers." — „Es ist Zeit, meine Herren, daß dieser Streit ein Ende nehme," fiel der Mann mit dem kleinen Buch, Herr Steward, ein. „Ich bin der Präsident der Bibelgesellschaft von Neu-Holland, und dieses Buch ist eine Bibel. Unsere Bibelgesellschaft in Neu-Holland war die erste, die die Rechte der Sclaven auf Freiheit anerkannt hat, aber mit dem Zusatze, daß sie zu gehorchen haben, bis Gott ihre Befreiung beschließt; unsere Gesellschaft war die erste, welche Mäßigkeit anempfohlen hat, weil sie die christlichen Tugenden gelehrt, die ganz gewiß die Mäßigkeit in sich schließen." — Anfangs schien der Präsident der Bibelgesellschaft alle Parteien zu versöhnen; aber ein böser Stern bewirkte das Gegentheil. Ein Mitglied der Sclavenbefreiungs-Gesellschaft ergriff das Wort; „Ihr mit den Bibelgesellschaften (rief er) habt gar keinen Zweck! Ihr sagt den Sclaven, sie müßten Geduld haben, als wenn sie durch 1500 Jahre nicht lange genug Geduld gehabt hätten! Schreckliche Ironie! Eine heilige Lehre, die den Menschen in seine Rechte eingesetzt hat, so zu mißbrauchen! Euer Trost ist Lüge! Eure Bibel-Gesellschaften haben eben so wenig als die Mäßigkeitsvereine den Sclaven ihre Freiheit wiedergegeben." — „Unsere Lehre, eine Lüge!" rief Herr Steward ganz entrüstet, „welche Lästerung!" „Das habe ich nicht behauptet, sondern nur, daß die

biblischen Gesellschaften ihren Zweck verfehlen." — „Sehr gut," rief Herr Ramsay, um sich mit dem Sclavenfreunde auszusöhnen und desto tüchtiger auf den Bibelgesellschafter loszuhauen. „Sie sagen: Sehr gut! Sie! Herr Ramsay, dessen Geschwätz über die Mäßigkeit ich mit so vieler Nachsicht angehört habe." — „Ich sage: Sehr gut! Denn, meine Herren (sagte voll Zorn Herr Ramsay) wissen Sie, daß die Mäßigkeitsvereine sehr viel von den Bibelgesellschaften auszustehen hatten? Unglücksgesellschaften sollte man sie heißen! Gezwungen, sich in Ermanglung geistiger Getränke, die wir ihnen untersagen, zu zerstreuen, fingen die Mitglieder der Mäßigkeitsvereine an, fleißiger die Bibel zu lesen, sich in theologische Gegenstände, die sie nicht verstanden, zu mischen, und endlich wegen mißverstandenen Gewissenssachen sich eben so wie früher in die Haare zu fallen, wo sie noch stark dem Trunke ergeben waren." — „Weil sie noch jetzt trinken," sagte Herr Steward, der Bibelfreund. — „Weil sie sich in theologische Gegenstände unberufen mischen," schrie Herr Ramsay. — „Die Heuchler!" rief der Sclavenfreund. — „Haben Sie mich eingeladen, um mich beschimpfen zu lassen?" riefen gleichzeitig alle Drei, sich an den Herzog wendend. — „Meine Herren," (fiel Herr Verriers versöhnend ein) „Sie sind einiger, als Sie glauben. Jeder von Ihnen meint es redlich mit der Menschheit; nur über die Mittel, wodurch Sie die Menschheit beglücken wollen, sind Sie verschiedener Ansicht." „Ja," riefen die Philantropen, „umarmen Sie sich!!" — Aber die Entzweiten umarmten sich nicht! Denn sie wurden auf einmal durch eine Menge mit Wein und Liqueur gefüllter Flaschen hieran gehindert, welche die Dienerschaft auf einen Wink des Herzogs von Levert so eben aufgetragen. — Nach so vielen Reden für und wider die Unmäßigkeit, was soll dieser bezaubernde Luxus von Getränken bedeuten? — „Meine Herren," (sagte der Herzog, indem er Muscatenwein in das gewechselte Glas eines jeden Gastes eingoß), „sehen Sie, ob Mäßigkeit nicht ein Gebot Gottes seyn sollte!" Jeder Gast führte schnell sein gefülltes Glas zum lechzenden Munde, als der Herzog plötzlich „Halt! Nicht so rasch getrunken! meine Herren!" der Gesellschaft zurief. — „Ist's Gift?" — „Ja, denn es ist Wein! — „Wurde er denn nicht zum Trinken eingeschenkt?" — „Gewiß; aber bevor Sie trinken, sagen Sie sich doch, daß dieser so reine, so crystallhelle Muscat in hundert Theilen Flüssigkeit zwölf Theile Weingeist enthält." — „Zwölf Theile Alkohol!" (antworteten die Menschenfreunde und verschlangen das Ganze und die Bruchtheile). „Schrecklich!" — Die Gläser füllten sich alsogleich mit Wein von Zante, der das Blut erhitzt und das Auge entzückt. „Dieser Wein von Zante, meine Herren, gießt Feuer in Ihr Blut. Er jagt dasselbe im Galop durch die Adern, bringt das Gehirn in die größte moralische Verwirrung, und reißt zu Verbrechen hin. Er

enthält — schrecklicher Gedanke! — 17 Theile Alkohol auf hundert Theile Flüssigkeit. Es ist eine wahre Feuersbrunst!" — „Eine wahre Feuersbrunst!" riefen alle Gäste einstimmig, in denen das Feuer so ziemlich schon brannte. Außer Herrn Ramsay und dem Herzog Levert fingen alle übrigen Tischgenossen schon an, die Wirkungen des Muscaten- und des Weines von Zante zu verspüren. Allgemeine Erhebung und feierlichste Protestation zu Gunsten der Gründung eines Mäßigkeitsvereines! — „Ja, gründen wir diesen Verein, gründen wir ihn! Wer sollte dagegen seyn?" — „Sie wissen noch nicht Alles, meine Herren," rief der Herzog, „versuchen Sie doch, wenn Sie es wagen, diesen Calcavella, der auf hundert Theilen zwanzig Theile Alkohol hat!" — „Wir wagen es!" — „Was fühlen Sie in Ihrem ganzen Körper?" — „Ein schreckliches Wohlbehagen, eine hinterliste Lieblichkeit!" — „Ja, es lebe der Mäßigkeitsverein! Tod den Unmäßigen! Lasset uns den Präsidenten der Mäßigkeitsvereine von Ober-Canada, Herrn Ramsay, umarmen!" Man erhebt sich in Masse und umarmt den phlegmatischen Herrn Ramsay. Der Herzog war strahlend vor Freude! „Wie fühle ich mich glücklich über die Harmonie Ihrer Gesinnung bei einer so großen Frage! da Sie nun Alle über die schrecklichen Wirkungen der Unmäßigkeit gleicher Meinung sind." — — „Wir wollen weiter gehen!" (unterbrach den Herzog eine schon wankende Stimme). „Lasset uns eine Gesellschaft gegen das Rauchen gründen." — „Gegen das Schnupfen," rief eine zweite Stimme. — Gegen das Essen — oder gar — — „Mein Herr Onkel," sagte Washington zu Verriers, „wenn man diesen Herren zuhört, ist man versucht, zu glauben, daß sogar das Leben die größte Unmäßigkeit sei." — Diese Worte wurden mit dem rauschendsten Beifalle aufgenommen. „Da haben Sie nun die Krone der Unmäßigkeit, meine Herren, den Boten des Todes, den Tod selbst, den höllischen Branntwein! und seinen Bruder, den Rum! Das frißt, vernichtet, tödtet! Fluch dem Branntwein! Fluch! Er enthält 54 Theile Weingeist auf 100 Theile Flüssigkeit. Die Wissenschaft selbst, die so kühn forschende Wissenschaft wagt es nicht, die Wirkungen dieses Giftes zu untersuchen." — „Lasset uns dieses Gift untersuchen," rief es von allen Seiten, und ein Kreis von begeisterten Menschenfreunden umgab, nachdem sie sich von der Gegenwart des Alkohols im Branntwein überzeugt hatten, den Tisch und sang: „Hoch lebe die Mäßigkeit! Hoch lebe der Mäßigkeitsverein! Hoch ihr Präsident! Wir wollen ihn bekränzen!" — Nun warf man Servietten auf den Kopf des Herzogs und einige Gläser ermangelten nicht, den Servietten nachzufliegen; die Flaschen rollten unter den Füßen. Alles Uebrige verlief mit größtem Anstand. Kein Gedeck wurde vermißt und Tags darauf — war die erste Mäßigkeitsgesellschaft in Paris gegründet.

Miscelle.

Versuchter Selbstmord.

Neuerlichst hörte einer der Bewohner des Hauses Rue St. Niçaise zu Paris ein jämmerliches Gewimmer, das aus einem benachbarten Zimmer zu kommen schien. Er wußte, daß dasselbe seit gestern von einem jungen Mädchen bewohnt wird. Er klopft an die Thüre, durch deren Ritzen er einen starken Kohlengeruch wahrnimmt, und da keine Antwort erfolgt, begibt er sich zum Hausaufseher. Sie schlagen die Thüre ein und finden ein junges Mädchen im Bette angekleidet und im heftigsten Todeskampfe begriffen. Eine sehr große Glutpfanne voll Kohlen stand mitten im Zimmer und zeigte nur zu klar die Todesart, die der Unglücklichen bevorstehe. Mit der zärtlichsten Sorgfalt wurden alsogleich alle nöthigen Mittel zu ihrer Rettung angewendet. Obwohl sie bald zu sich kam, so verhinderten sie dennoch neue Nervenzufälle daran, sich über die Ursache dieses Vorfalles näher auszusprechen. Ein Seelsorger, der sich eben im Hause befand, begibt sich auf die schnell sich verbreitende Nachricht von dieser Begebenheit in das Zimmer, weiß es durch religiöse Vorstellungen dahin zu bringen, daß sich die Kranke in die Charité bringen läßt. Mit aller Sorgfalt daselbst behandelt, legt sie das Bekenntniß ab, daß sie erst seit wenigen Tagen in der Hauptstadt angekommen, bei ihrer Armuth und nicht gewöhnlicher Schönheit von den zudringlichen Reden eines Verführers geplagt worden sei, und kein anderes Mittel gewußt habe, sich diesen unverschämten Verfolgungen zu entziehen, als das Gasthaus, wo sie wohnte, schnell zu verlassen, sich zu einer Freundin ihrer Familie zu begeben, die sie wirklich gastfreundlich aufgenommen. Da sie jedoch ihre Hülfsquellen erschöpft sah und ein Opfer ihrer Armuth zu werden fürchtete, so habe sie den Tod den ihr drohenden Schlingen der Verführung vorgezogen. Diese Begebenheit verbreitete sich alsogleich in dem Stadtviertel von Paris und mehrere Personen erboten sich, dem hülflosen Mädchen eine für sie passende Unterkunft zu verschaffen. Auf Anempfehlung einer barmherzigen Schwester nahm eine ausgezeichnete Dame das tugendhafte Mädchen, deren Gesundheit vollkommen hergestellt ist, in ihr Haus und in ihren Schutz.

— x —

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Ruprechtsplatz Nro. 462, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonnirt man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugeschickt wird.

Gedruckt bei J. P. Sollinger.

Neue Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. H. Beer.

[N° 41.] Montag, den 22. Mai. [1837.]

Inhalt: Die Melancholie berühmter Männer. — Unglaubliches über Lebendig-Begraben werden. — Miscellen. — Nekrolog.

Die Melancholie berühmter Männer.

(Eine Betrachtung, angeregt durch das neue dramatische Gedicht Camoens.)

(Vom Redacteur.)

„Männer, die sich in Wissenschaft, Kunst, Philosophie oder Politik auszeichnen, neigen meistens zur Melancholie hin.“ Die Erfahrung aller Jahrhunderte hat diese Behauptung des Aristoteles bestätigt. Der große Grieche läßt sich auf keine nähere Erklärung dieser Thatsache ein; er stellt sie nur einfach hin, verbürgt ihre Wahrheit, ohne tiefer in das Warum derselben einzugehen.

Wir wollen die Erklärung dieses Phänomens vom psychologisch-ärztlichen Standpuncte versuchen.

Das Streben großer Männer wird oft verkannt, verachtet, verfolgt. Man behandelt sie oft als Phantasten, Träumer. Diese erstarrende Gleichgültigkeit gießt bittere Galle in das Herz derselben, und vergiftet ihre Ruhe, ihr Leben, ihre Gesundheit. In neuerer Zeit hat uns ein vaterländischer, gefeierter Dichter in Camoens eine solche zu ihrer Zeit verkannte Größe und den Einfluß öffentlicher Undankbarkeit auf die Gesundheit und Stimmung des Verkannten in tiefergreifender Darstellung vorgeführt. Dieses Verkennen genialer Männer ist in den Zeiten häufiger, wo Industrie das höchste Ziel der Gesellschaft ist; wo man den Enthusiasmus ins Lächerliche zieht; alle Sympathien auf den Nutzen reducirt, und alle Fragen durch das Interesse und die Rechentafel entscheidet. Da fühlt der Künstler das Drückende seiner Lage; sein Inneres treibt ihn an, für die Ewigkeit zu schaffen — die Außenwelt lähmt durch kalten

Egoismus seine kühnen Geistesschwingen, und Muthlosigkeit bemächtigt sich seiner Seele. Daher haben Aerzte in großen Städten nicht selten Gelegenheit, solche sich selbst verzehrende Geister zu beobachten. Ihre Schöpfungskraft geht im Kampfe mit der Noth ihrer Verhältnisse allmälig unter, und ihre Gesundheit wird dabei das Opfer. Ein geheimer Gram nagt an der Seele des aufstrebenden Künstlers und großmüthige Beschützer der Kunst werden weit besser als der Arzt solche Gemüthskrankheiten heilen. —

Auch die Chikane des Neides, die tadelsüchtige, ungerechte Kritik und Intriguen der Nebenbuhler gießen nicht selten Gift in das Herz eines Künstlers, und umnachten seine Seele mit düsterer Melancholie. Oft kann sich dieses Gefühl der Kränkung nicht Luft machen, es wendet sich nach Innen und verzehrt den genialen Mann. Er wird furchtsam, mißtrauisch, glaubt sich von Allen verfolgt, er sucht sich vor Menschen zu verbergen. In der Einsamkeit überläßt er sich ungestört den trübsinnigsten Gedanken, und verfällt endlich in Siechthum, das ihn zu Grabe geleitet. —

Daß der verkannte Künstler Einsamkeit liebt, ist eine bekannte Wahrheit, besonders, wenn er lange in der Welt gelebt hat. Die Schwermuth des Jünglings ist gewöhnlich mit einer milden Sanftmuth gepaart; sie hat wohl einen etwas unstäten, trüben Blick in die Zukunft, aber dennoch hat sie in der Tiefe der Seele eine Quelle von Hoffnungen, die sich selten erschöpft. Die Melancholie des reifen Mannes aber ist ein scharfnagendes, schwer zu vertilgendes, tiefsitzendes Gemüthsleiden, welches nicht das Kind des Augenblickes, sondern das Resultat vieler Jahre ist. Beide, der Jüngling und der Mann im reifern Alter, lieben die Einsamkeit; aber jugendliche Leidenschaften, die Hoffnung, sich auszuzeichnen, und Streben nach Ruhm führen den jungen Melancholiker wieder auf den Schauplatz der Welt zurück, während der vielerfahrene Mann zu oft den bittern Kelch getäuschter Hoffnungen gekostet hat, als daß ihn Ehrgeiz der Einsamkeit entreißen sollte. Daher dieser Ekel vor dem Umgange mit Menschen; dieses Brüten über fehlgeschlagene Hoffnungen, wie sie sich in dem Leben solcher großen Männer zu häufen pflegen, die einen in das Gesammtleben der Menschheit eingreifenden Wirkungskreis erstreben. Sie haben das Eitle menschlicher Ehre bis zur Sättigung kennen gelernt; der Nimbus des Ruhmes ist für sie verschwunden, finstere Melancholie erdrückt ihr Gemüth, macht ihr Blut dick und träge, und es schrumpft endlich ihr ganzes Seyn freudenlos zusammen.

Eine andere Ursache der Melancholie großer Männer liegt darin, daß sie an den Begebenheiten, die den Zeitgenossen die bestimmte Richtung ge-

ben, den lebhaftesten Antheil nehmen; daher ihr Leben voll Unruhe und Bewegung. Indem sie in das Rad der Zeit energisch eingreifen, stoßen sie auf mächtige Nebenbuhler und Hindernisse. So lange ihre Kraft aus frischer Jugendquelle rieselt, wird ihnen dieser Widerstand nur Anregung zu neuer Thätigkeit; werden sie aber älter, und fühlen sie sich dem Kampfe nicht mehr gewachsen, so ist das Gefühl der Ohnmacht bei ihnen nur um so bitterer. Für die gewöhnlichen Genüsse des Lebens abgestumpft, bleibt ihnen in ihren reiferen Jahren nichts als die Freude, ihr Streben anerkannt zu sehen. Ihr Scharfblick durchsieht bald das Kleinliche der Dinge, auf welche andere Menschen oft einen hohen Werth legen. Daher wird ihr Geist nicht so leicht befriedigt, und an den Maßstab ihres Ideals angelegt, erscheinen ihnen alle Gegenstände klein; ihr feiner, scharfer, reiner Geschmack stellt Forderungen, die nie befriedigt werden. Was Wunder also, wenn tiefer und geheimer Kummer die Seele solcher Menschen durchnagt; wenn sie am Gastmahle des Lebens nur Wermuth trinken, während der Geistesschwache Honig in Fülle genießt? — Indem sie das Nichtige menschlicher Bestrebungen tief empfinden, jagen sie nach einem höheren Glücke, versetzen dasselbe in eine andere Welt, als in welcher sie leben; sie stoßen daher jeden Augenblick auf Widersprüche zwischen ihrem Ideale und zwischen dem egoistischen Treiben der Menge. Trotz des Aufschwunges ihres Geistes, mittelst dessen sie sich dem Kreise gemeinen irdischen Treibens auf Augenblicke entreißen, können sie dennoch nicht verhüten, auf dieser Erde mit Menschen, wie sie der Zufall herbeiführt, umzugehen und deren falsches Spiel zu beobachten. Können sie an solchem Treiben Freude finden? Daher verfallen sie in Menschenhaß, Ekel vor dem Leben und in die fixe Idee des Selbstmordes. —

Hält man die Melancholie für eine Nervenkrankheit und fragt man die Erfahrung um die Anlage dazu, so besteht dieselbe in einem delicaten Baue der Nerven, in einer lebhaften Empfänglichkeit für äußere Eindrücke, in einer beständigen nach Thätigkeit dürstenden Beweglichkeit und Unruhe, in einer leicht aufregbaren Phantasie, und endlich in einem hochentwickelten Sinne für Alles, was die sittliche und geistige Natur des Menschen näher berührt. Es ist nicht zu läugnen, daß diese genannten Eigenschaften bei vielen berühmten Meistern in der Kunst sich vorfinden; was Wunder daher, wenn sie bei so beschaffener Anlage zu Nervenkrankheiten sehr oft in die traurigste derselben, in Melancholie, verfallen?

Man denke sich einen Mann, den die Natur mit ausgezeichneten Talenten beglückt; sein Genius führe ihn der Wissenschaft, der Kunst oder dem öffentlichen Leben zu — der Trieb nach Ruhm wird ihn beseelen; er wird (wie sich ein großer Schriftsteller ausgedrückt hat) „sein ganzes

*

Leben hindurch an seiner Bildsäule arbeiten." — Aber der Pfad zum Tempel des Nachruhms ist schlüpfrig, steil und dornenvoll; es bedarf großer Anstrengungen, um Steine wegzuwälzen, die Menschen und Dinge jenem Streben alle Augenblicke entgegenwerfen. Kann bei beständigen Kämpfen das Gemüth des Strebenden frei von Herzensangst und Unruhe, von inneren Stürmen, Leidenschaften und Gefühlen bleiben? Welchen Kampf hat nicht der Körper bei solchen immerwährenden Gemüthsbewegungen zu bestehen! Schwer wird hier die Eintracht in den Verrichtungen des physischen Lebens aufrecht erhalten.

Höchst wichtig ist die gleichzeitige physische Veränderung, die früher mit dem Melancholiker vorgeht. Sein Blut enthält weniger Sauerstoff, es wird dicker, schwärzer, fließt langsamer, die Verdauung wird träger, es bilden sich Anschoppungen, Goldaderbeschwerden und alle übrigen Begleiter einer Vollblütigkeit des Unterleibes. Die tägliche Erfahrung bestätigt den nachtheiligen Einfluß, den Unterleibsleiden auf den Gemüthszustand solcher Menschen ausüben. Menschenhaß, Hypochondrie, Wahnsinn sind in ihrem Gefolge. Sie sehen alle Verhältnisse des Lebens von der düsterſten Seite an; sie wittern überall nichts als Unglück. — Aber der Sitz dieses Unglücks ist in ihrem Unterleibe. — Wird dieser befreit, so schwinden die unglückschwangeren Wolken von selbst. Bedenkt man die sitzende Lebensart, welche oft gerade die größten Staatsmänner, Gelehrten und Künstler zu Folge ihres Berufes führen — bedenkt man ihre öftere Einsamkeit und die tiefen Meditationen, denen sie sich in derselben überlassen, so ist es leicht erklärbar, warum sich gerade bei solchen Personen eine Vollblütigkeit des Unterleibes und in deren Folge Melancholie leicht entwickelt. Hierzu kommen noch die geistigen Anstrengungen, welche die Verdauung schwächen und dadurch die Organe des Unterleibes zur Vollblütigkeit vorbereiten.

Man sieht, daß eben jenes erhöhte Leben des Gehirns, welches die Quelle des geistigen Strebens berühmter Männer geworden, zugleich die Ursache ihrer Leiden wird. Dieselbe Kraft, die leicht den kleinsten Funken in eine geisterhellende Flamme umschafft, ist es, die den genialen Mann für die übrige Außenwelt auch reizbarer macht, und ihm zur unversiegbaren Quelle finsterer Stunden wird. Müde dieser beständigen Mißklänge steigert sich der Ekel vor der matten Gegenwart zu einem bitteren Gefühle der Verachtung und des Hasses gegen die übrigen Menschen. — Und wahrlich, es bleibt solchen verkannten Männern kein anderer Trost, als das, was der große Philosoph Hemsterhuis sagt: „Große Geister, die sich von Zeit zu Zeit unter den Menschen zeigen, sind das Werk der Vorsehung und zu einem Zwecke bestimmt, der nicht dieser Welt angehört; es sind Keime, die sich fortpflanzen für die Ewigkeit."

Unglaubliches über Lebendig-Begrabenwerden.

„So eben," heißt es in einem Aufsatze, den Herr Tweddel in Bankurah (98 engl. Meilen westl. von Calcutta) an den Herausgeber des in Calcutta erscheinenden Indian journal of medical and physical science eingeschickt hat, „bin ich Augenzeuge eines sonderbaren Ereignisses gewesen, von welchem ich während meines Aufenthaltes an diesem Orte allerdings schon gehört, aber noch nichts davon weiter erzählt hatte, weil die Sache noch nicht in Erfüllung gegangen war; heute Morgens war indeß der Monat abgelaufen, und es wurde nun ein Mann, der am Ufer eines Teiches, in der Nähe unseres Lagers, die ganze Zeit über lebendig begraben gewesen war, wieder lebend ausgegraben, und zwar im Beiseyn des Esur Lal, eines der Minister des Maharawal von Dschessulmir, auf dessen Veranlassung sich jener sonderbare Mann vor einem Monate freiwillig hatte begraben lassen. Er ist ein junger Mann von 30 Jahren, er reiset gewöhnlich im Lande umher und läßt sich Wochen oder Monate lang begraben, wenn er anständig dafür bezahlt wird. Dießmal hatte der Naval ihn in Beschlag genommen.

Derselbe enthält sich einige Tage vor dem Begräbnisse aller fetten Nahrung, so daß er, wenn er in sein enges Grab gelegt wird, keine Beschwerde durch den Inhalt seines Magens erleidet. Außerdem wird er aber in einen Sack eingenäht, die Grabeszelle ausgemauert und der Boden mit Tuch belegt, damit die weißen Ameisen oder anderes Ungeziefer den Begrabenen nicht belästigen. Der Ort, wo er in der Nähe von Dschessulmir begraben wurde, ist ein kleines, steinernes, ungefähr 12 Fuß langes und 8 Fuß breites Gebäude. In dem Boden desselben war eine etwa 3 Fuß lange, 2½ Fuß breite und vielleicht eben so, oder einen Yard tiefe Höhlung befindlich, in welche der Mensch in einer sitzenden Stellung gebracht wurde, wobei er, in einen Sack eingenäht, die Beine nach innen und nach dem Leibe hinaufgezogen hatte, während die Hände, ebenfalls nach innen gewendet, auf der Brust ruhten. Zwei schwere Steinplatten, 3 bis 6 Fuß lang, mehrere Zoll dick und breit genug, um die Oeffnung des Grabes zu bedecken, so daß der Mensch nicht entkommen konnte, wurden noch oben auf das Grab gelegt, und wenn ich nicht irre, etwas Erde darauf geschüttet, so daß die ganze Oberfläche des Grabes fest und gleich war. Auch wurde die Thür des Grabes zugemauert und außen Leute davorgestellt, daß kein Betrug vorgehen konnte. Nach Ablauf eines vollen Monats, d. h. an diesem Morgen, ward die Thür aufgebrochen und der Begrabene aus dem Grabe genommen, und nur Trevelyus Schreiber lief hinein, um zu sehen, wie der Sack aufgeschnitten wurde, in welchem der Mann sich befand. Dieser wurde in vollkommen besinnungslosem Zustande herausgetragen; seine Augen waren geschlossen, seine Hände krampfartig zusammengezogen und

bewegungslos; sein Unterleib sehr zusammen gefallen und seine Zähne so fest geschlossen, daß man sie mit einem eisernen Werkzeuge auseinanderbringen mußte, um ihm etwas Wasser einzuflößen. Allmälig kam er indeß wieder zur Besinnung, erlangte den Gebrauch seiner Gliedmaßen wieder, sprach mit uns mit leiser, milder Stimme und sagte: „daß wir ihn abermals ein ganzes Jahr lang begraben könnten, wenn wir sonst wollten." Seine Gewalt über sich muß in der That sehr groß seyn, da er diese ganze Zeit über durchaus nichts zu sich nimmt, auch wächst sein Haar während der ganzen Zeit, wo er begraben ist, nicht. Ich bin überzeugt, daß hier kein Betrug im Spiele ist und das Ganze wirklich so zusammenhängt, wie ich es so eben beschrieben habe."

Sieben oder acht Tage vor dem Begräbnisse nährte sich der Mensch nur von Milch und maß deren Quantität genau so ab, daß sie das Leben fristete, ohne daß etwas übrig geblieben wäre, die Absonderungsorgane in Thätigkeit zu setzen. In diesem Zustande ward er begraben. Vor den weißen Ameisen äußerte er große Furcht, und es wurden (wie oben erwähnt) mehrere Tücher über einander auf dem Boden des Grabes ausgebreitet, um ihn vor ihren Angriffen zu schützen. Wenn der Mensch nach seiner Befreiung aus dem Grabe wiederum Nahrungsmittel zu sich nimmt, so soll er Anfangs sehr besorgt seyn, ob nicht auch sein Magen und seine Eingeweide ihre Receptionskraft verloren haben. Der Erzähler dieser Begebenheit sah später den Mann nicht wieder, doch hörte er so viel, daß er bald wieder seine vorige Körperkraft erlangt und eine Zeit lang sich in dem Durbar (Divan) des Maharawal eingefunden hatte, in der Erwartung, eine Belohnung zu erhalten. Endlich aber habe er, des Wartens müde, ein Kamehl gestohlen und sich damit davon gemacht. — Was die Art und Weise, wie der Mensch sich das Leben fristet, betrifft, so soll er durch lange Uebung die Kunst sich zu eigen gemacht haben, seinen Athem an sich zu halten, indem er den Mund schließe und die innere Oeffnung der Nasenlöcher mit der Zunge bedecke. Dieß Kunststück bringt er wahrscheinlich in Ausübung, sobald er sich in seinem Grabe gehörig zurecht gesetzt, und ehe die kleine Quantität Lebensluft, mit welcher er umgeben ist, sich verschlechtert hat. Ueber den Zustand der Zunge findet sich nichts bemerkt *).

*) Der bekannte Arzt und Naturforscher Froriep, aus dessen Notizenblatt 1837, Nr. 15, wir Obiges entlehnen, sagt: „So unglaublich diese Thatsache scheint, so habe ich doch nicht säumen wollen, die Erzählung, wie sie ist, mitzutheilen, weil, wenn sie sich ganz oder theilweise bestätigte, sie für die Lehren vom Scheintode und vom Winterschlafe von großer Bedeutung seyn würde."

Miscellen.

Unordnungen in einem Mäßigkeitsvereine.

Zu London besteht, wie bekannt, ein Verein, der die Mäßigkeit zur Devise hat. Er hat statt der gewöhnlichen Weihnachtsschmausereien einen Gottesdienst eingeführt, der die ganze Nacht des 31. December dauert, um das Jahr mitten unter Gebeten und Predigten zu enden und zu beginnen. In der dießjährigen Versammlung desselben Abends sah dieser Verein seine frommen Uebungen durch eine große Unordnung gestört. Ein junges Mitglied der Mäßigkeitsgesellschaft, Georg Fenton, kam mit einem tüchtigen Rausche in die andächtige Versammlung und wollte — eine Predigt halten. Er sprach in so grellen und allen Anstand beleidigenden Ausdrücken, daß sich die Anwesenden die Ohren zustopften. Der Chef der Gemeinde ließ einen Constabler holen, und Tags darauf wurde Fenton vor die Polizei geführt. Er fühlte die tiefste Reue über sein Vergehen und wurde nur unter der Bedingung freigelassen, daß er am Feste der h. drei Könige nüchtern in obgenannte Versammlung kommen und vor derselben wegen des von ihm gegebenen Scandals demüthig Abbitte thun müsse.

— 12 —

Es ist bekannt, daß das Sonnenlicht einen wohlthätigen Einfluß sowohl auf das Gedeihen der Menschen und Thiere, als auch der Pflanzen ausübt. Auch hat der Lebensprozeß mit dem der Verbrennung die größte Analogie. Von diesem Gesichtspunkte betrachtet, gewähren die in neuester Zeit von Dr. M'Keever angestellten Versuche hohes Interesse. Dieser Naturforscher wollte nämlich die allgemein herrschende Ansicht, daß durch directe Einwirkung der Sonnenstrahlen das Fortbrennen eines gewöhnlichen Feuers geschwächt werde, näher durch Versuche prüfen. Er unterwarf verschiedene Körper unter den mannigfaltigsten Umständen dem Prozesse der Verbrennung. Das Resultat seiner Versuche geht dahin, daß die Menge Wachskerzen, die bei hellem Sonnenlichte und in freier Luft verbrannt wurden, geringer war, als jene, die unter gleichen Umständen in einem verdunkelten Zimmer verbrannten, und zwar im Verhältniß wie 10 zu 11. Wurde der Versuch mit gewöhnlichen Kerzen gemacht, so verbrannte ein gleich langes Stückchen davon in 59 Minuten bei starkem Sonnenschein und der Temperatur von 80 Grad, und in 56 Minuten in einem verdunkelten Zimmer bei 68 Grad Temperatur. Es wurden diese Versuche sogar auf die Ausmittelung des Einflusses verschieden gefärbter Lichtstrahlen ausgedehnt und gefunden, daß der violete Strahl am meisten die Verbrennung begünstige.

— x —

In der allgemeinen Versammlung der Gesellschaft naturforschender Freunde zu Berlin, am 18. April d. J., sprach Herr Professor Magnus

über den Kohlensäuregehalt des Blutes, den er nach eigenen Untersuchungen bestätigte. Diese Gasart läßt sich von dem Blute trennen. Nach seinen Beobachtungen enthält das venöse Blut außer der Kohlensäure noch Sauerstoff und Stickstoff, und zwar in Vergleich mit der atmosphärischen Luft überwiegend mehr Sauerstoff. Das arterielle Blut enthält dieselben Gasarten, aber verhältnißmäßig weniger Kohlensäure, dagegen mehr Sauerstoff.

Aus einem sehr interessanten Aufsatze über Montpellier entlehnen wir für die Leser der Gesundheitszeitung folgende Notiz: „Die meisten Straßen sind in dieser Stadt eng, steil, schmutzig und winkelig, und werden überdieß noch von den hohen düsteren Häusern verfinstert. Dabei herrscht beinahe immerwährend eine feuchte, dumpfige Luft, wodurch jeder Fremde um so mehr enttäuscht wird, der glauben möchte, daß Montpellier so angenehm wie der Laden eines Parfumeurs riechen müsse, weil man gewöhnlich im Ausland auf allen Flakons mit wohlriechenden Wässern diesen Namen liest. Bei der hohen Lage der Stadt ist die Luft daselbst scharf und fein, so daß sie für Brustkranke eher tödtlich als heilbringend wird. Selbst die Aerzte daselbst gestehen dieß zu, und viele Erfahrungen beweisen es täglich. Besonders nachtheilig für die Gesundheit ist der Mistral, ein eiskalter Wind, der das ganze Jahr hindurch oft Wochen lang unausgesetzt weht, bis in das Mark der Knochen des Menschen dringt und dasselbe auszutrocknen scheint. Er bläst von Nordost her und ist selbst für den gesundesten Menschen empfindlich, Brustkranken aber zur peinlichsten Qual. Er lähmt die Lebenskraft und spannt alle Nerven schmerzlich an. — Der außerordentliche Ruf, den sich die medicinische Facultät Montpellier's seit Jahrhunderten erworben, verschafft der Stadt nicht nur den Besuch vieler Aerzte, sondern es wallfahrten fast aus allen Ländern Europa's, vorzüglich aus England, wohlhabende Kranke dahin, und hoffen und finden meistens Genesung."

Nekrolog.

Der hochverdiente und als ärztlicher Schriftsteller berühmte großherzoglich Mecklenburgische Leibarzt, geheime Medicinalrath und Professor, Samuel Gottlieb Vogel, ist im 87. Altersjahre am 19. Jänner d. J. zu Rostock entschlafen.

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Ruprechtsplatz Nro. 462, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonnirt man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugeschickt wird.

Gedruckt bei J. P. Sollinger.

Neue Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. H. Beer.

[N° 42.] Donnerstag, den 25. Mai. [1837.]

Inhalt: Die Frühlingskuren, oder die verkehrte Sorge für die Gesundheit (Fortsetzung). — Berkeley und der Riese. — Die Krankheiten der Handwerker und Künstler (Fortsetzung). — Miscellen.

Die Frühlingskuren,

oder:

Die verkehrte Sorge für die Gesundheit.

Von Sincerus.

(Fortsetzung.)

Wenn der geehrte Leser dieses Blattes das bis jetzt über Frühlingskuren Gesagte beherzigt hat, so wird er hoffentlich mit uns einverstanden seyn, daß die Grundbedingung zu einer Frühlingskur darin besteht, einen vernünftigen Arzt zu Rathe zu ziehen. Es ist daher für den Laien höchst wichtig, daß er wisse, wie er die von dem Heilkünstler angeordnete Kur unterstützen und sich für dieselbe gehörig vorbereiten könne. Man unterstützt den Arzt vor Allem dadurch, daß man ihn auf eine vernünftige Weise bei einer Frühlingskur zu Rathe zieht. Man muß sich Zeit nehmen, über sein ganzes früheres Leben ruhig nachzudenken, um der wichtigsten Momente, die auf die Gesundheit von entschiedenem Einflusse waren, sich klar bewußt zu werden, und dem Arzte vorzulegen. Ohne diese Ruhe und Klarheit wird der Arzt nur ein verworrenes Bild von dem Zustande seines Pflegebefohlenen haben — und sein Rath wird nur auf halbe Maßregeln sich beschränken. Mit der Frühlingskur soll also ein ruhiges, aufrichtiges Eingehen in die Geschichte seines Lebens, seines Herzens, und seiner Neigungen verbunden seyn. Dieses aufrichtige Ueberschauen früherer Lebensmomente hat einen doppelten Nutzen. Man ist nämlich einerseits dadurch eher im Stande, dem Arzte ein treues Bild seines Zustandes zu entwerfen, während andererseits der Entschluß ei-

nes künftig besseren Lebens zur Reife gelangen kann. Also schon in dem Plane zu einer Frühlingskur liegt der Keim zu einem naturgemäßern Leben! Welch ein großer Gewinn! Wie einflußreich für unsere ganze Zukunft! —

Man unterstützt aber den Arzt nicht bloß durch ein aufrichtiges Bekenntniß früherer Lebensart, sondern auch durch energische und standhafte Durchführung seiner Verordnungen. Die Macht der Gewohnheit liegt oft im schweren Kampfe mit den Entbehrungen, welche uns der Arzt auferlegt. Die neue, von der Frühlingskur unzertrennliche Lebensart kommt oft in Collision mit dem alten Schlendrian des Winters. Es wird oft ein starker Entschluß erfordert, um nicht in die süße alte Gewohnheit zurückzufallen. Wer sich also den wohlthätigen Einfluß einer Frühlingskur auf seine Gesundheit sichern will, muß fest auf dem vom Arzte ihm vorgeschriebenen Plane beharren, und bei dessen Ausführung nicht die liebe Bequemlichkeit und das Wohlbehagen, sondern den Nutzen und die Nothwendigkeit zu Rathe ziehen. Schon diese Beharrlichkeit, dieser kräftige Widerstand gegen ewig ankämpfende Reize früherer Lebensart stärkt den Willen und mit ihm die Nerven. Das Hin- und Hergeschleudertwerden auf den Wellen eines schwankenden Willens ist die größte Krankheit, und Alles, was diesen Willen stärkt, das befestigt auch unsere Gesundheit. Man sieht, daß die aufrichtig gewollte und beharrlich durchgeführte Frühlingskur auch auf den moralischen Willen den wohlthätigsten Einfluß hat; und wir glauben den Satz aufstellen zu können, daß Frühlingskuren für die Befestigung unserer geistigen Gesundheit eben so wichtig sind, als für die unseres körperlichen Wohlseyns. Ein Rücklick in die frühere Lebensart, Entsagung derselben, und Beharren bei der neuangefangenen muß auf die Befestigung unseres Willens von unberechenbaren Folgen seyn; und wir bitten unsere Leser, ja nicht an das zu vergessen, worauf wir schon zu Anfang dieser Betrachtung aufmerksam gemacht, daß nämlich der Zweck der Frühlingskur nur dann erreicht werden kann, wenn die Frühlingssonne mit ihr zugleich den Keim eines neuen Lebens mitentwickelt und den Entschluß zur Reife bringt, früher begangenen Diätsünden mit aller Kraft des Willens zu entsagen. Wer sich im Frühling herstellen läßt, um seine Empfänglichkeit für reine Lebensgenüsse aufzufrischen und seine kranke Körperbeschaffenheit zu verbessern, wird nur sein Ziel erreichen, wenn er frühere Schulden mit dem festen Vorsatze tilgt, keine mehr zu machen. —

Man unterstützt endlich den Arzt bei Ausführung der Frühlingskur, wenn man deren Kosten nicht ängstlich abwiegt. Wie viel wird auf die Genüsse des Winters und auf die gesundheitszerstörenden Bacchanalien verwendet — und wie geizig ist man mit Dem, was man auf die Anschaffung eines Bades, eines Mineralwassers, eines auflösenden Kräutersaftes

u. s. w. bedarf. Bedenkt man, wie viel Geld durch das Jahr auf die Anschaffung der überflüssigsten Dinge verschwendet wird, so begreift man kaum, wie Sparsamkeit ein Vorwand seyn kann, die nöthige Frühlingskur ordentlich zu gebrauchen.

(Der Beschluß folgt.)

Berkeley und der Riese.

In unseren Tagen, wo man nicht genug bei der Erziehung der Jugend künsteln kann, dürfte es nicht überflüssig seyn, folgende Thatsache in das Gedächtniß mancher Aeltern zurückzurufen. Berkeley, dieser durch seinen „Idealismus" so berühmt gewordene irländische Philosoph des 18. Jahrhunderts, setzte sich in den Kopf, durch die Bildung eines Riesen die Bewunderung der Nachwelt an seinen Namen zu knüpfen. Er glaubte, mittelst einer angemessenen Diät müsse es ihm gelingen, das Wachsthum eines Menschen so weit zu treiben, daß er die Höhe der in der Bibel vorkommenden Riesen (15 Fuß) erreichen werde. Hierzu schien ihm vor Allem ein menschliches Wesen nothwendig, von dessen Leben er Niemanden als Gott Rechenschaft zu geben hätte. Er begab sich nun auf's Land, um ein solches Geschöpf zu finden. Oft glaubte er schon am Ziele seiner Wanderungen zu seyn, als ihm jedesmal das Opfer seines extravaganten Versuches entschlüpfte. Mütter, die ihre Kinder eben verstoßen wollten — Handwerker, die ihre Lehrjungen wegjagten u. dgl., schienen ihm geeignet, seine Versuche zu begünstigen, ohne daß es ihm gelingen konnte, eines Menschen habhaft zu werden. Denn sobald er über den Zweck seines Uebernehmens solcher verstoßenen Geschöpfe sich aussprach, erwachte die mütterliche Liebe oder die Redlichkeit der Meister, und Berkeley ging leer aus. Nach vielen mißlungenen Versuchen, die oft zu den abenteuerlichsten Auftritten Anlaß gaben, fand er endlich einen halb erfrornen, in Lumpen gehüllten, kleinen Bettlerjungen. Nachdem Berkeley die Schilderung des Elendes, dem diese älternlose Waise ausgesetzt war, vernommen hatte, gab er ihm seinen Mantel und führte ihn zu sich nach Hause. Unumschränkter Herr dieses Kindes, Namens Mac Grath, fing Berkeley die Reihe von Versuchen an, welche im modernen Europa die großen Menschenracen der Bibel neu schaffen sollten. Hören wir, wie er dieses bewerkstelligen wollte! Berkeley ging von der Hypothese aus, daß die schlanksten und höchsten Pflanzen diejenigen seien, welche in feuchtwarmen Orten wachsen; daß junge Bäumchen schnell zu Bäumen aufschießen, wenn sie im Schatten und in einem warmen und sumpfigen Boden erzogen werden; daß das Wachsthum weit mehr entwickelt ist bei den Bewohnern dichter Waldgegenden als bei Personen, die in Gegenden leben, die dem Winde und der Sonne ausgesetzt sind. Von diesen einseitigen Erfahrungen ausge-

*

hend, sperrte er seinen Zögling in einem Orte ein, wo er mit aller Sorgfalt eine feuchtwarme Temperatur künstlich unterhielt, und wohin die Sonnenstrahlen nur schief einfielen; der arme Knabe mußte viel Bier, Milch und Honigwasser trinken; warme und verdünnende Nahrung genießen, und überhaupt nur solche Speisen zu sich nehmen, die ihn fett machen, das Zellgewebe ausdehnen und alle organischen Gebilde erweichen können. Er trennte das unglückliche Kind von aller Gesellschaft, und verbannte strenge Alles, was dessen Phantasie Nahrung geben oder seinen Geist in die mindeste Thätigkeit versetzen könnte; endlich verdammte er es zu einem thierischen Leben und hatte nichts im Auge, als den Ehrgeiz, einen Riesen zu bilden. Dieser ward leider befriedigt. In einem Alter von 16 Jahren war Mac Grath schon 7 Fuß hoch. Es wurde von demselben in allen Zeitungen gesprochen. Dichter machten Verse auf denselben; überall streute man dem Namen Berkeley Weihrauch, indem man ihn den Wiederhersteller des Menschengeschlechtes zu nennen wagte, während er eigentlich nur der Tyrann eines Kindes war. Je mehr Mac Grath an dieser erkünstelten Körpergröße zunahm, desto schwächer wurden seine Geisteskräfte; er verlor das Gedächtniß und verfiel in Blödsinn. Seine Organe wurden so schwach und in einem solchen Mißverhältnisse, daß er sich nicht aufrecht erhalten konnte. Sein Auge ward starr und ohne Kraft; seine Stimme matt, seine Lippen konnten keinen Ton artikuliren. Er verstand nicht, was man zu ihm sprach; maschinenmäßig ließ er die aufgehobenen Arme wieder herabsinken; seine überlangen Finger waren unbiegsam, und kaum konnte er mit seinen steifen Händen etwas Dargereichtes fassen. Gleichgiltig für Freude und Leid, war er für das Gute und Böse wie abgestumpft. Weder Liebkosungen noch Schmerzen erweckten ihn aus dieser gedankenlosen Betäubung; aber — er ward täglich größer! Berkeley, geblendet von seiner Eitelkeit, nahm auf die sichtbar zunehmende Schwäche seines Opfers keine Rücksicht. Immer von derselben Idee beherrscht, dachte er nur immer an den Tag, an welchem es in ganz Europa wiederhallen wird: „Der Riese der Bibel ist wieder gefunden! Der Riese Berkeley's hat 15 Fuß!" Zur Ehre der Menschheit geschah es, daß der Stolz des Gelehrten aus diesem unsinnigen Kampfe mit der Natur nicht siegreich ging; die Stunde der Befreiung schlug für Mac, und die Zeit der Gewissensbisse erwachte für Berkeley. Sein Opfer starb aus Erschöpfung, und Berkeley verabscheute später selbst eine That, zu welcher eine einseitige Richtung seines wissenschaftlichen Strebens und seines Ehrgeizes ihn verleitete *).

*) Wenn unsere Leser Gelegenheit haben, den hier in Wien jetzt sich befindenden Riesen genauer zu prüfen, so werden sie finden, daß die Kraft seiner Muskeln bei Weitem nicht ihrer scheinbar erhöhten Entwicklung und seiner Körpergröße entspricht.

Die Redaction.

Die Krankheiten der Handwerker und Künstler.

(Fortsetzung.)

Es ist natürlich, daß die Beschaffenheit der Nahrungsmittel, deren sich Gesellen und Lehrjungen bedienen, auf deren Gesundheit den größten Einfluß haben. Die Reichlichkeit oder Sparsamkeit, so wie die Beschaffenheit der Nahrung, stehen im innigen Zusammenhange mit ihrem Verdienste. Je besser der Handwerker bezahlt wird, desto ordentlicher wird er leben, und desto seltener im Allgemeinen erkranken. Aber diese Regel hat ihre Ausnahme; indem gerade oft reichlicher Verdienst zu einer zügellosen, besonders dem Trunke ergebenen Lebensart verführen kann. Hier ist vor Allem zu bemerken, daß jene Gewerbe, die sich mit der Erzeugung und Behandlung von Gegenständen beschäftigen, welche zur Nahrung bestimmt sind, z. B. Bäcker, Fleischhauer u. s. w., den Vorzug haben, daß sie wenigstens an den von ihnen erzeugten Nahrungsmitteln keinen Mangel haben; dieser Umstand hat einen wohlthätigen Einfluß auf die Gesundheit solcher Professionisten. Von 6983 Gesellen, die Bäcker, Zuckerbäcker, Metzger und Gärtner waren, erkrankten 1219 und starben nur 27 Personen; ein Verhältniß, das man zu den günstigsten rechnen kann. Vergleicht man die Gesundheit der Metzger mit den drei anderen ebengenannten Gewerben, so ergibt sich ein günstigeres Verhältniß für die Metzger, d. h. für diejenige Gewerbsclasse, die sich mehr mit thierischer als mit Pflanzenkost ernährt. Weit mehr begünstigt, als alle 4 genannten Gewerbe, erscheinen Jene, die sich mit der Bereitung der Getränke beschäftigen, z. B. Bierbrauer und Büttner. Jedoch sind Ausschweifungen im Trunke, besonders bei den Bierbrauern, weit häufiger und schädlicher, als bei den mit eßbaren Waaren beschäftigten Gewerbsleuten; besonders verdient hier der Umstand berücksichtigt zu werden, daß Bierbrauergesellen eine bedeutende Menge Bieres als Theil ihres Lohnes täglich erhalten, und dieselbe größtentheils selbst verzehren. — Bei dieser Gelegenheit dringt sich dem Beobachter die wichtige Bemerkung auf, daß die Ursache der verhältnißmäßig häufigern Erkrankung und Sterblichkeit der Schreiner und Lackirer auch in dem Mißbrauche geistiger Getränke liegen dürfte, dem sich beide Erwerbsclassen nicht selten überlassen, indem sie sich des Alkohols zur Bereitung der Politur und des Firnisses bedienen, und bei dieser Gelegenheit sich verführen lassen, die Politur etwas schwächer und sich etwas stärker (wie sie meinen) zu machen. — Einen höchst wesentlichen Einfluß auf die Gesundheit der Gewerbetreibenden übt die geistige Ausbildung und Gemüthsstimmung derselben aus. Der gebildete Mensch weiß die seiner Gesundheit schädlichen Umstände besser zu vermeiden; er ruft den Arzt zur gehörigen Zeit, handelt nicht der Vorschrift desselben entgegen. Jene

Gewerbsleute also, die die meisten Vorkenntnisse nöthig haben, hätten in dieser Beziehung einen Vorzug. Was die Gemüthsstimmung betrifft, so scheinen Gesellen und Lehrjungen gewisser Gewerbe mehr als die Anderen niederschlagenden Gemüthsbewegungen ausgesetzt zu seyn. Es gibt nämlich Gewerbe, in denen die Gesellen weit weniger Aussicht haben, Meister zu werden und somit das Ziel ihrer Bestrebungen zu erreichen. In diese Kategorie gehören alle Gewerbe, die ein bedeutendes Betriebs-Capital erfordern, und ihrer Natur nach (außer von den Meistersöhnen) gewöhnlich nur von Personen erlernt werden, denen das nöthige Vermögen mangelt. Bierbrauer, Buchdrucker, Müller, Maurer und Zimmerleute betreiben solche Gewerbe, in denen die große Zahl der Gesellen auf die Hoffnung verzichten muß, sich dereinst ihren eigenen Herd zu bauen; es kann dieß nicht ohne Einfluß auf ihre Gemüthsstimmung, auf ihre Lebensweise, und auf ihre Gesundheit bleiben, und die Erfahrung bestätigt dieses. — Ein anderer Umstand, der auf die Gemüthsstimmung der Gewerbetreibenden schädlichen Einfluß üben kann, besteht darin, daß manches Gewerbe den Wechselfällen der Mode unterworfen ist, und dadurch zu einer Quelle von Nahrungssorgen, Kummer und Gram wird. Hierher gehören Schreiner, Tapezierer, Schneider u. s. w. Der Geselle, der vor wenigen Jahren ein ausgezeichneter Arbeiter war, aber mit der Zeit nicht fortgeschritten ist, findet jetzt nur schwer und für geringen Lohn Arbeit, und muß im Gefühle seines Unvermögens nicht selten selbst die Hoffnung aufgeben, dereinst als Meister gute Geschäfte zu machen. Dr. Fuchs ist sehr geneigt, die im Gegensatze von Ehemals jetzt eingetretenen ungünstigen Gesundheitsverhältnisse der Friseurs großentheils der niederdrückenden Gemüthsstimmung zuzuschreiben, den der Verfall dieser Kunst auf ihre Jünger ausübt. —

Uebersieht man die Resultate der bis jetzt angestellten Untersuchungen in Bezug auf die Frage: „Welches sind gesunde und welches ungesunde Gewerbe, und wodurch werden sie es?" so ergeben sich folgende Schlüsse: 1. Der Einfluß des Gewerbes auf Krankheit und Sterblichkeit im Allgemeinen ist bedeutend; 2. Erkrankungszahl und Sterblichkeitsverhältniß halten nicht immer gleichen Schritt; viele Gewerbe liefern zahlreiche Kranke und wenig Todte und umgekehrt; 3. diese Verschiedenheit ist theils in dem Betriebe des Gewerbes selbst, theils in der verschiedenen Lebensweise begründet; 4. die Zahl der Erkrankungen werden vermehrt: durch Aufenthalt im Kohlendampf, in warmer trockener Luft, durch Arbeit in gebeugter Körperstellung, mineralischen Staub, schlechten Lohn, anhaltendes Sitzen, häufiges Arbeiten am und im Wasser, Wechsel der Temperatur, anhaltendes Stehen, übermäßiges Getränk, geringen Kraftaufwand bei der Arbeit, Arbeiten im geschlossenen Raume; 5. die Zahl der Erkrankungen wird vermindert: durch

höhere geistige Ausbildung, hohen Lohn, Wechsel zwischen Stehen und Sitzen, thierische Ausdünstungen, reichliche Nahrung, warme feuchte Luft; 6. als schädliche und bösartige Krankheiten begünstigende Umstände zu betrachten sind: trübe Gemüthsstimmung, metallische Ausdünstungen, anhaltendes Sitzen, kalte feuchte Luft, schlechter Lohn, Arbeit in geschlossenen Räumen und in gebückter Stellung. Es kommt nun bei der Beurtheilung der einzelnen Gewerbe auf die Berücksichtigung genannter Umstände an — ein Geschäft, das wir später vornehmen wollen.

(Wird fortgesetzt.)

Miscellen.

Kürzlich ereignete sich zu Sansais-sur-Poitiers folgender Vorfall: Ein zehnjähriges krankes Mädchen verfiel in eine tiefe Schlafsucht. Ihre Aeltern glaubten sie todt, und ließen sie begraben. Tags darauf gingen zwei junge Mädchen zum Grabe ihrer verstorbenen Freundin, um daselbst zu beten. Sie hörten ein Gewimmer, das ihnen aus der Erde zu kommen schien; sie flüchteten sich voll Schrecken, und benachrichtigten hiervon den Küster. Dieser eilte alsogleich auf den Kirchhof und hörte ein ähnliches Geschrei; als er den Sarg öffnete, fand er das unglückliche Mädchen noch am Leben.

Eine schreckliche Begebenheit hat kürzlich unter einer sehr ehrbaren Familie in Paris die traurigste Bestürzung hervorgebracht. In dem jungen P., einem Mann von Talent und den besten Aussichten, erwachte plötzlich der Geschmack für die Schaubühne. Nachdem er zuerst seine Kräfte auf einem Provinzialtheater versuchte, kam der junge Künstler nach Paris, um daselbst sein Glück zu versuchen. Allein eine täglich zunehmende Gesichtsschwäche hinderte ihn, in der Hauptstadt als Schauspieler aufzutreten. Die ersten Aerzte von Paris wurden zu Rathe gezogen, und ihre Meinung ging einstimmig dahin, daß der Glanz der Lichter im Schauspielhause unvermeidlich den jungen Schauspieler zu vollkommener Blindheit führen müsse. In Verzweiflung über diesen Ausspruch, beschloß der Unglückliche, sich das Leben zu nehmen. Nachdem er an seine Aeltern ein schriftliches Lebewohl zurückgelassen, miethete er ein Zimmer und in dem Moment, wo die bestürzten Aeltern, seine Spur verfolgend, eben an seiner Thür ankamen und sie einschlagen ließen, hörte man einen Knall. Als die Unglücklichen hineinkamen, fanden sie ihren Sohn in den letzten Zügen. Er endete mit einem Pistolenschuß sein Leben.

— 12 —

Ueber eine Wirkung der tropischen Nächte auf den menschlichen Körper (die man den Mondschlag nennt) wird im Edimb. new. phi-

los. Journ. Folgendes berichtet: »Leute, die unter freiem Himmel schlafen, Schildwachen u. s. w. findet man zuweilen des Morgens todt, und, wenn man sie untersucht, so kalt wie Eis. Der Ergriffene fühlt sich erst von einem allgemeinen Erkalten befallen, dann tritt Gefühllosigkeit gegen Kälte, und endlich eine ihn allmälig überwindende Schläfrigkeit ein. Dieß bestätigen Personen, die aus diesem Erstarrungszustande noch gerettet wurden. Banks und Solander erfuhren dieß in Südamerika an sich selbst.« Der Berichterstatter findet den Grund dieser Zufälle in der starken nächtlichen Ausstrahlung, die vom menschlichen Körper aus Statt findet, und warnt davor, zwischen den Wendekreisen des Nachts zu reisen; indem, trotz der großen Hitze, das Reisen bei Tage weit weniger gefährlich sei, wenn man sich nur durch eine dicke Kopfbedeckung vor dem Sonnenstich schütze.

Ueber lebende Barometer hat Dr. d' Hombres Firmas eine Abhandlung geschrieben, in der er nachzuweisen sucht, daß der gesunde Mensch große Verschiedenheiten in dem Luftdrucke ertragen könne, ohne sich unwohl zu fühlen, und daß daher die unangenehmen Gefühle beim Ersteigen hoher Berge nicht vom veränderten Luftdrucke, sondern von Ermüdung, Kälte, geistiger Aufregung und Abspannung durch die Beschwerden der Reise herrühren. Am empfindlichsten gegen die Wirkungen des Luftdruckes seien aber Personen von schwacher Leibesbeschaffenheit, bedeutender nervöser Reizbarkeit, mit kranker Brust und solche, die mit Rheumatismen oder schlecht geheilten Wunden behaftet sind. Alle Ursachen, die auf das Barometer, Thermometer und Hygrometer einwirken, wirken auch auf die Empfindungen dieser Leute und Firmas nennt sie lebende Barometer.

Dr. Rincolini, Physikus des Spielberges in Brünn, führt in einer medicinisch-topographischen Skizze über den genannten Strafort *) die von ihm gemachte Beobachtung an, daß Sperlinge und Schwalben, die in dem unter dem Spielberg befindlichen Hornwerke zahlreiche Nester von jeher haben, kurz vor dem Ausbruche der Cholera-Seuche in Brünn selbe Nester fast zugleich verlassen haben und erst nach deren Aufhören wieder zurückgekehrt sind.

*) Medicinische Jahrbücher des österr. Staates XIII. I.

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Ruprechtsplatz Nro. 462, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonnirt man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugeschickt wird.

Gedruckt bei J. P. Sollinger.

Neue Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. H. Beer.

[N° 43.] Montag, den 29. Mai. [1837.]

Inhalt: Briefe über den zweckmäßigen Gebrauch der Gesundbrunnen und Mineralbäder. — Beiträge zur Geschichte des Heil- und Pfuscherwesens. — Ein Wort über die täglich wachsende Zahl der Aerzte. — Miscellen.

Briefe über den zweckmäßigen Gebrauch der Gesundbrunnen und Mineralbäder.

(Vom Redacteur.)

Erster Brief.

„Willst du, Marforio,
Von Krankheit dich befrei'n —
Mußt du nicht anderswo,
Du mußt ein And'rer seyn!"

Haug.

Du wirst vielleicht, verehrter Leser, schon beschlossen haben, diesen Sommer eine Reise in ein Mineralbad, oder zu einem Gesundbrunnen zu machen. Ich hoffe, du hast früher mit deinem Arzte die gewissenhafteste Rücksprache hierüber gehalten, und es nicht jenen Leichtsinnigen gleich gethan, die, von ihrem medicinischen Halbwissen aufgebläht, sich selbst die Badekur verordnen. Diese Menschen scheinen ganz zu vergessen, daß die Wahl des Gesundbrunnen oft selbst für den Arzt eine höchst schwierige Aufgabe ist. Ein Mißgriff bei einer Arznei kann leicht wieder gut gemacht werden; eine übel gewählte Badekur ist oft mit einem unersetzlichen Verlust von Zeit, Geld und Gesundheit verbunden. Nicht so leicht können der Staatsbeamte, der Familienvater, die Hausfrau, der Studirende, der Geschäftsmann, der Künstler, der Seelsorger oder der Arzt dem Kreise ihrer Thätigkeit auf so lange Zeit, als es für eine Kur nöthig ist, sich entreißen; nicht immer sind sie in der Lage, die Kosten hierzu zu erübrigen. Der Entschluß zu einer solchen Reise sollte also nur das Resultat der reifsten Ueberlegung seyn. Es ist gefährlich, sich von den pomphaften Ankündigungen in den öffentlichen Blättern verführen zu lassen, dieß oder jenes Bad zu gebrauchen, dieses oder

jenes Mineralwasser zu trinken. Bist du, verehrter Leser, ein Staatsmann, so weißt du ja, daß es in manchem Lande zur Staats-Oekonomie gehört, eine aufgefundene Quelle, selbst bei sehr geringem Gehalt wirksamer Stoffe, etwas mehr, als sie vielleicht verdient, in den Augen des Publikums zu heben. Das zieht die Leute an und bringt Geld ins Land. Bist du Geschäftsmann, Künstler, Arzt oder Rechtsgelehrter, so mußt du einsehen, daß auch du es, selbst bei zugestandener Redlichkeit, nicht immer so streng mit dem Ausdrucke nehmen kannst, wenn es sich darum handelt, Andern eine Waare, eine Erfindung, ein Kunstgemälde, eine Heilmethode, einen gewonnenen Prozeß recht anschaulich ans Herz zu legen. Man thut da gewöhnlich, theils aus unbewußter Selbsttäuschung, theils aus Eifer, theils vielleicht — verzeihe, lieber Leser, meinen Argwohn — aus Liebe zum Erwerbe, lieber des Guten etwas zu viel. Und die Badeinhaber sollten es nicht thun? Daher mußt du etwas mißtrauisch gegen solche Ankündigungen seyn. Hörst du von der Wunderkraft dieser oder jener Heilquelle, so vergiß nicht, daß diese nur dann Wunder wirken kann, wenn man vor ihrem Gebrauche einen vernünftigen Arzt zu Rathe zieht; daß du aber deine Gesundheit ein für allemal zerstören kannst, wenn du sie dem Lobe eines Zeitungsblattes anvertraust. Du darfst nicht vergessen, daß Mineralbäder und Gesundbrunnen zu den heroischen Mitteln gehören, die große Umwandlungen in deinem Körper sowohl, wie in deinem Geiste hervorbringen können; daß Mineralquellen nicht bloß schädliche Stoffe ausleeren, sondern daß die von ihnen zu erwartende Kur (wie sich der große Hufeland ausdrückt), „als eine künstlich erregte Krankheit, und ihre Nachwirkung als die Krise derselben" zu betrachten seien. Könntest du es mit deinem Gewissen vereinbaren, zur Heilung einer dir innewohnenden Krankheit, die du gar nicht kennst, eine künstliche Krankheit noch hinzuzufügen, deren Nachwirkung kritisch, also in ihren Folgen nur von dem Kunstverständigen berechenbar ist? — Und wer sagt dir, daß du gar einer solchen Brunnenkur bedürfest? Wer bürgt dir dafür, daß dein Uebel nicht vielleicht bloß ein eingebildetes oder wenigstens ein solches sei, dem eine strenge Diät, der Genuß einer reinen frischen Morgenluft, das fleißige Trinken eines gewöhnlichen, reinen Quell- oder Brunnenwassers, fleißige Bewegung, und das Aussetzen deiner gewöhnlichen Anstrengungen vollkommen abhelfen könnten? Ich weiß, daß in dieser Beziehung ganz eigene Vorurtheile herrschen. Da heißt es oft: „Ich reise ja nicht des Mineralbrunnens wegen so weit, (denn dieser hat wohl für sich allein schwerlich mehr Wirksamkeit, als das gewöhnliche Trinkwasser), ich reise bloß den anderen Umständen zu Liebe, die mit dem Gebrauche einer Heilquelle verbunden sind. Dahin gehören: die Reise hin und her, die veränderte Lebensweise, das Klima, die Entfernung von lästigen Geschäften, neue Bekanntschaften, Genuß der schö-

nen Gegend u. s. w." Allein, so wahr es ist, daß die eben genannten Umstände den heilsamsten Einfluß auf den guten Erfolg der Brunnenkur üben, ja sogar zu ihrem Gelingen von höchster Nothwendigkeit sind, eben so falsch wäre es, sie als Hauptmomente bei der Kur voranzustellen, und das Trinken oder Baden als Etwas, das man beiläufig und etwa der Mode wegen mitmacht, zu betrachten. Du darfst nicht vergessen, daß auf der Reise zum Kurplatz und an Badeörtern selbst auch viele Nebenumstände vorkommen, die deiner Gesundheit Nachtheil bringen. So ein eifriger Vertheidiger der Brunnenkuren ich bin, so kann ich dir doch nicht verhehlen, daß du an Badeörtern auch so manchem Reiz zur Sünde, mancher Veranlassung zu Gemüthsbewegungen, und zu Diätfehlern ausgesetzt seyn wirst, von denen dich nur der Glaube an die Heilkraft des Brunnengeistes, dem du dein Heil anvertraust, und der Ernst, mit welchem du seine Gebote hältst, schützen werden. „Man lebt in manchen Bädern (sagt Vogel), aber man lebt nicht kurgemäß; viele Kurgäste geben sich den Genüssen der Tafel, des Tanzes, des Spieles hin; es herrschen dort Leidenschaften, welche wieder verderben, was der lebenerweckende Heiltrank Gutes gewirkt hat." —

Du siehst, freundlicher Leser, daß ich dir vor Allem zwei große Wahrheiten ans Herz zu legen bemüht bin. Die eine besteht darin, daß du, bevor du die Bade- oder Trinkkur antrittst, mit deinem Arzte dich darüber ernstlich berathest, und die zweite, diese Kur mit Ernst und in der Ueberzeugung durchzuführen: daß die wahre Brunnenkur in dem regelmäßigen, mit der nöthigen Diät und einer strengen Lebensweise verbundenen, längere Zeit hindurch fortgesetzten Gebrauch eines Mineralwassers besteht. Der Erfolg deiner Kur hängt also nicht davon ab, daß du anderswo, sondern, wie du schon im Motto gelesen, ein Anderer werdest. Willst du dir daher den Erfolg deiner Reise sichern, so mußt du von der Wichtigkeit einer Brunnendiätetik innig durchdrungen seyn; da, wie ich schon oben bemerkt, der bloße Aufenthalt am Kurplatz dich keinesfalls vor Diätsünden schützt. Du fragst nun: Welche Lebensart, welche Diät soll ich beobachten, um ein Anderer zu seyn? Hierüber will ich dir in den kommenden Briefen einige Winke geben. Ich sage „Winke," denn ausführliche Vorschriften hierüber wird dir sowohl dein Hausarzt, als auch der Badearzt, dem du dich am Kurplatze anvertraust, am besten geben. Ich will dich nur in den Stand setzen, deinem Brunnenarzt sein dießfälliges Geschäft zu erleichtern, weil er im Drange der Geschäfte während der Badesaison nicht immer Zeit hat, sich über die Gründe seiner Vorschriften in nähere Unterredung mit dir einzulassen. Lebe wohl. —

*

Beiträge zur Geschichte des Heil- und Pfuscherwesens.

III.

Der Puf.

Die Industrie der Charlatane steigert sich täglich in Europa mit raffinirter Schlauheit. Sie wissen, daß es in allen großen Städten reiche Müssiggänger gibt, die täglich einen neuen, und früher noch nicht gekannten Genuß in den öffentlichen Blättern lesen wollen, und daß Alles auf den ersten Eindruck ankommt, den eine solche Ankündigung macht. Sie verschmähen es daher, in einer einfachen Sprache ihre erfundenen Heilmittel und Methoden jenen überreizten Neugierigen vorzutischen, und haben den sogenannten „Puf" zu ihren Ankündigungen gewählt. In der Form einer romantischen Erzählung, Novelle, Episode, eines Mährchens u. s. w. wird Das, was dem Leser eigentlich empfohlen werden soll, ohne daß er es merkt, auf eine angenehme Weise vor die Augen gehalten. Diese schlaue Art, seine Mittel in öffentlichen Blättern auf eine unmerkliche, angenehme, und doch einen tiefen Eindruck zurücklassende Art anzupreisen, nennt man in London den „Puf." Die Apotheker in eben genannter Stadt sind sehr geschickte Pufmacher; sie brüten alle Arten von Anekdoten, das Schreckliche und das Liebliche, das Drama und die Komödie aus, um nur ihre theueren Droguen an den Mann zu bringen. Wir wollen unsern Lesern einen solchen „Puf" vorführen, wie ihn neulich ein Londoner Apotheker fabrizirte: „John R.... (erzählt er ganz unschuldig) aus einer reichen Familie, litt an sehr heftigen Brustbeschwerden. Seine Jugend war eine Kette von Schmerzen, die ihn hinderten, den Reichthum, den ihm sein Vater hinterließ, zu genießen. In seinem 30. Jahre verfiel er in den dritten Grad der Lungensucht, und die Aerzte erklärten sein Uebel für unheilbar. Seine Vettern, die ihn beerben sollten, vernahmen mit einer kaum zu verbergenden Freude diesen Beschluß der medicinischen Facultät. Sein Zustand verschlimmerte sich täglich; sein schleppender Gang, sein blaßes und abgezehrtes Gesicht, sein matter Blick schienen schon die Vorläufer des gewissen Todes zu seyn. Seine Erben fingen an, die Maske abzuwerfen; sie rechneten schon ganz frei und unverholen auf den Tod ihres Anverwandten und borgten Geld auf dessen Güter. John gerieth in Wuth, als er dieses unwürdige Benehmen seiner Freunde sah, wollte sie enterben, und faßte den Entschluß, seine Güter in Leibrenten umzuwandeln. Der Sachwalter des Pächters kam nun mit einem Arzt zu John, und da er ihn dem Tode nahe fand, so bot er ihm 15 Procent. Die Acte ward unterzeichnet, und die Renten des Brustkranken waren nun verdreifacht. Das machte viel Lärmen in John's Familie, man schalt ihn einen Undankbaren, einen entarteten Verwandten, einen blinden Schwachkopf, der wegen 2 bis 3 Monate,

die er höchstens noch zu leben hätte, sein Capital auf Leibrenten anlege. John nahm wirklich täglich mehr ab. Eines Tages erhalten seine Vettern die Einladung, zu ihm zu kommen; sie zweifeln gar nicht, daß es sich um die Anstalten zu einem anständigen Begräbniß des theuern Verwandten handelt; schwarzgekleidet eilen sie zur Ceremonie und verwünschen den Verstorbenen, der so dumm war, ihnen nur das bewegliche Gut zu hinterlassen. Aber wie sehr erstaunten sie, als sie ihren John lustig, frisch und guter Laune sahen. Statt eines Leichenzuges stand ein herrliches Frühstück bereit, woran Er den thätigsten Antheil nahm. Nach dem Frühstück ging John mit ihnen spazieren und ertrug die Strapatzen des langen Weges mit seltener Kraft. Nicht minder als die Vettern, erschrack der Spekulant, der John's Capital auf 15 Procent nahm. John R.... ist ein wahrer Riese geworden; er ist gesund, munter, verheirathet, hat zwei Söhne und hofft noch, seine vierte Generation zu sehen. Seine Urenkel werden von ihm lernen, die Pillen Morison's, die dem Brustkranken neues Leben geben, zu segnen und zu ehren.

Ein Wort über die täglich wachsende Zahl der Aerzte.

In Holscher's Annalen für die gesammte Heilkunde, Band I., Heft 4, findet sich eine Mittheilung von Dr. Strieglitz über die im Hannover'schen Lande bestehende Verfügung, nach welcher sich nur eine gewisse Anzahl Aerzte in einzelnen Gegenden niederlassen darf, so wie über den Nutzen, den diese Verfügung im Allgemeinen hat. Ein Referent in der Salzburger medicinisch-chirurgischen Zeitung (1837, Nr. 34) meint: „Diese Verfügung hätte gewiß viel Gutes, so daß sie mit Recht zur Nachahmung in manchen deutschen Staaten empfohlen werden könnte; sie würde besonders dort, wo die öffentlichen Studien nur wenig oder gar keiner Strenge unterliegen, verhindern, daß sich nicht so manche unwissende und wenig gebildete Jünglinge dem ärztlichen Berufe widmeten. Der Zudrang von Aerzten sei in manchen Staaten so überaus groß, daß der Stand derselben im Allgemeinen sehr darunter leiden müsse. Solche neu ankommende Aerzte bedienen sich oft der niedrigsten Mittel, um älteren Aerzten das Vertrauen zu entziehen, das sie sich durch langjährige Praxis erworben haben. Nur eine Beschränkung der Aerzte von Seite der Staatsbehörden könne dazu führen, daß gewisse Wege, welche Unwissenheit und Arroganz einschlagen, um sich Praxis zu erschleichen, nicht ferner betreten würden, und daß der ärztliche Stand, wie er es bis jetzt war, ein achtungswerther und ehrenfester bleibe." — Wir können die Ansicht dieses Referenten nicht ganz theilen. Es ist wahr, daß die immer wachsende Zahl der Aerzte eine strenge Auswahl der Jünglinge, bevor sie sich der Heilkunde widmen, so wie eine strenge Prüfung derselben, bevor

man sie zur Kunstübung zuläßt, höchst wünschenswerth mache. Nicht minder nöthig ist ein scharfes Augenmerk auf die moralische Seite des künftigen Arztes und ein stetes Hinarbeiten älterer Aerzte und Lehrer, um durch edles Beispiel die Würde des ärztlichen Standes in unbefleckter Reinheit im Gemüthe des Jünglings zu erhalten. Ist aber der Arzt in den Mysterien seiner Kunst würdig eingeweiht — so soll ihm die Ausübung derselben, so lange er sich den Gesetzen fügt, überall frei und unbenommen bleiben, und nicht durch engherzige locale Rücksichten beschränkt werden. Sein Streben, mit dem älteren Arzte bescheiden in die Schranken zu treten, und ein gleiches Vertrauen, wie es dieser schon besitzt, sich durch Fleiß, Thätigkeit, Wissenschaft und Glück bei dem Publikum zu erringen — dieses Streben, so lange es durch rechtliche Mittel zum Zweck gelangen will, darf dem jüngeren Arzte nicht geschmälert werden. Die gesetzlich nach Quadratklafter berechnete und eingeschränkte Zahl der Aerzte macht die Vorhandenen noch nicht um ein Haar besser, so lange nicht die Mittel, wodurch man diese Zahl vermindert, zugleich die Einsichten der werdenden Aerzte vermehren und ihren moralischen Charakter veredeln. Strenge Prüfung der Köpfe, Ernst während der Studien, und der von jedem redlichen Lehrer ohnehin scharf beobachtete Grundsatz: „Odi profanum vulgus et arceo," wird weit mehr die Aerzte einschränken, als wenn man sie geographisch und statistisch mit engherziger Berechnung vertheilt. Dem tüchtigen Arzt soll überall, wo er der Menschheit nützen zu können sich berufen fühlt und Vertrauen findet, sein Glück offen stehen. Denn nur durch diesen edlen Wettstreit wird sein ganzer Stand vor dem erschlaffenden Südwest des wissenschaftlichen Monopols, das keinen Nebenbuhler fürchtet, geschützt. —

Die Red.

Miscellen.

Wir lesen in einem französischen Journal *) folgenden Correspondenzartikel, dessen Wahrheit wir dahin gestellt seyn lassen: „Man schreibt aus Konstantinopel, daß der Director der großherrlichen Apotheke angeklagt worden sei, den Plan gehabt zu haben, Se. Hoheit bei der ersten Gelegenheit, die sich hierzu bieten sollte, zu vergiften. Der Sultan stellte sich krank und ließ seinen Arzt kommen; dieser kam in Begleitung des Directors und verschrieb dem Kranken eine Arznei. Der Director erhielt den Auftrag, den fatalen Arzneitrank selbst dem Sultan zu überreichen, und als er dieß that, befahlen ihm Se. Hoheit, ihn selbst zu trinken. Als er sich jedoch dessen weigerte, ward er in einen Sack eingenäht und in den Bosporus geworfen.

*) Cabinet de Lecture 1837, Nr. 221.

Man untersuchte die Arznei und fand sie wirklich vergiftet. Seit dieser Begebenheit wurde die Oberleitung der Apotheken dem Seraskier anvertraut und die Apotheke Sr. Hoheit nach Galata verlegt."

Wie sehr man in England grausame Mißhandlung der Thiere verabscheuet und ahndet, beweiset folgende Anekdote: Im Polizei-Bureau von Union-Hall zu London ward kürzlich Jemand zu dreimonatlichem Gefängniß mit Zwangsarbeit verurtheilt, weil er sich ein Gewerbe daraus machte, lebenden Katzen das Fell abzuziehen. Der Prozeß gegen diesen Menschen ward auf Kosten der „Gesellschaft zur Verhütung unnöthiger Mißhandlung der Thiere" eingeleitet und durchgeführt. Ein kleiner Karren, den er durch die Straßen zog, und der zufällig umfiel, entdeckte seine Grausamkeit, indem man 20 bis 30 ihres Felles beraubte Katzen herausfallen sah, von denen die meisten noch lebten. Dieses Geschäft soll ihm ziemlich viel eingetragen haben, indem die den lebenden Katzen abgezogenen Felle dreifach höher bezahlt wurden. Die Polizei mußte die Wache verdreifachen, um eine ganze Armee alter Weiber zu verhindern, auf den Elenden herzuspringen, um ihn, wie sie offen gestanden, eben so zu behandeln, wie er ihre Katzen behandelte.

— x —

Das Klima Chili's ist eines der gesündesten. Die Regelmäßigkeit der meteorologischen Erscheinungen, der stufenweise Eintritt des Temperaturwechsels, das herrliche reine Trinkwasser, die Beständigkeit der Winde in gewissen Richtungen, der Mangel an Morästen und feuchten Waldungen sind die Hauptursachen, denen die Chilesen aller Classen ihren guten Gesundheitszustand zu danken haben. Ansteckende Krankheiten, die hier eingeschleppt werden, sollen die ansteckende Kraft sehr bald verlieren. Nur die Kinderpocken herrschen oft daselbst, und verursachen eine bedeutende Sterblichkeit, und man hat bemerkt, daß sie einen um so gefährlicheren Charakter annehmen, je schöner und wärmer die Witterung wird, und je entfernter die Regenszeit ist. Vor 30 Jahren versuchte die spanische Regierung die Einführung der Kuhpockenimpfung, allein die Indolenz und Dummheit der Eingebornen war bisher stets ein großes Hinderniß gegen die Verbreitung dieses heilsamen Schutzmittels. Jetzt haben sich Gesellschaften für die Kuhpockenimpfung gebildet, welche den Armen diese Wohlthat unentgeltlich angedeihen lassen. Zur Verbreitung dieser Krankheit, so wie zu den schlimmen Ausgängen derselben tragen nicht wenig die Unreinlichkeit der Wohnungen und die verkehrte Behandlung der Pockenkranken bei. Denn diese werden gewöhnlich in die entlegensten Winkel des Hauses verwiesen, unter wollenen Decken fast erstickt; auch wird durch ungeheure Feuer eine ungesunde Hitze um den Kranken verbrei-

tet und jeder Zutritt frischer Luft auf das Sorgfältigste von ihm abgehalten. — Das medicinische Studium hat bis jetzt nur geringe Fortschritte in Chili gemacht, und seit wenigen Jahren erst haben sich einige, der öffentlichen Achtung würdige Aerzte gebildet. Vor 20 Jahren wurde die Arzneiwissenschaft noch von Farbigen und von Charlatanen ausgeübt; die Spitäler standen unter Aufsicht von Mönchen. Jetzt aber ist die Zahl der Aerzte daselbst größer, als das Bedürfniß erheischt, und zu Santiago wird die Arzneikunde öffentlich gelehrt. Auf dem Lande jedoch fehlt es noch an hinreichend unterrichteten Aerzten. — 12 —

Nach einem Berichte des Dr. Mansfeld (in Holscher's Hannöver'schen Annalen für die gesammte Medicin Band I., Heft 4) über die in dem Braunschweigischen Lande befindlichen Taubstummen in statistischer und medicinischer Hinsicht, beträgt die Zahl der Taubstummen im genannten Lande 125, 60 männlichen und 65 weiblichen Geschlechtes. Die meisten dieser Unglücklichen sind Kinder der mittleren und niederen Stände und in einigen Familien sind mehrere vorhanden. Fünf von der Gesammtzahl sind blödsinnig. Nur bei zwei Kindern konnte die Krankheitsursache in ihrem klaren Zusammenhange mit der Taubheit, als unmittelbare Folge, nachgewiesen werden; in einem Falle nämlich soll sie nach einem heftigen Schrecken, in einem anderen durch Friesel, bei dem anfänglich das Gehör und dann auch die Sprache verloren ging, entstanden seyn. Am Schluße dieses Berichtes macht der Verfasser die beherzigenswerthe Bemerkung, daß man bisher die Sprachorgane der Taubstummen viel zu wenig anatomisch und physiologisch erwogen, und den Lehrer nicht darauf angewiesen habe, wie weit er in seinem Begehren, die Sprache zu erzwingen, gehen dürfe, und wo die Natur seinen Willen begränze. So fand er z. B., daß ein kleines, ganz unbewegliches Zäpfchen, oder eine etwas zu dicke Zunge und das Fehlen des Zungenbändchens, die Aussprache des R — eine schlaffe, an Muskelkraft Mangel leidende Zunge das J u. s. w. nicht aussprechen konnte. Dr. Mansfeld führt mehrere solcher Fälle an, um nachzuweisen, daß oft die Organisation der Sprachwerkzeuge die deutliche Aussprache gewisser Buchstaben ganz unmöglich mache. — y —

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Ruprechtsplatz Nro. 462, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonnirt man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugeschickt wird.

Gedruckt bei J. P. Sollinger.

Neue Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. H. Beer.

[N° 44.] Donnerstag, den 1. Juni. [1837.]

Inhalt: Stimmen über die Kräfte des kalten Wassers. — Die Wunderkuren (von Dr. Justin). — Miscellen.

Stimmen über die Kräfte des kalten Wassers.

II.

Die Redaction der Gesundheitszeitung erhielt neuerlichst folgendes Schreiben:

Euer Wohlgeboren!

Den in Ihrem gemeinnützigen Blatte unter der Aufschrift: „Stimmen über die Kräfte des kalten Wassers" eingerückten Aufsatz habe ich mit vieler Theilnahme gelesen.

Die Idee, gewisse wichtige Punkte der Diätetik durch ruhige und unparteiische Zusammenstellung verschiedener Stimmen vielseitig zu beleuchten, und das Urtheil und die Entscheidung darüber dem Leser zu überlassen, ist schon an und für sich sehr gut und zweckmäßig, und kann meines Erachtens auch dadurch fruchtbar und erfolgreich werden, daß Sie, durch diese Ablehnung des Richteramtes, gleichsam einen Aufruf an Ihre Leser ergehen lassen, daß Diejenigen unter ihnen, welche über solche Punkte eigene Erfahrungen gesammelt haben, diese zu Papier brächten und Ihnen zur Einrückung in Ihr Blatt zusenden möchten. Es würde sich hierdurch nach und nach ein Schatz von praktischen Erfahrungen bilden, aus denen es nicht schwer seyn sollte, die rechte und glückliche Mitte herauszufinden, und die wahren Gränzen festzustellen, quos ultra citraque nequit consistere rectum. War dieß Ihre Absicht, so bin ich gleich der Erste, darnach zu handeln, und übersende Ihnen hier einen kleinen Aufsatz, der meine Bemerkungen und Erfahrungen über das kalte Wasser

in diätetischer Hinsicht enthält, als Seitenstück zu den in Nr. 35 erschienenen Ansichten über denselben Gegenstand.

Es ist eine, wenn gleich in unseren Tagen viel zu wenig erkannte, ja zu unserem großen Nachtheile gänzlich vernachläßigte und in Vergessenheit gerathene, aber nichts desto weniger durch die vielfältigsten Erfahrungen und das Zeugniß der berühmtesten Aerzte außer allen Zweifel gesetzte und unwidersprechliche Wahrheit, daß das kalte Wasser, oder besser gesagt, das frische Wasser (wie es aus der Quelle oder dem Brunnen geschöpft wird) eines der wichtigsten und vorzüglichsten Erhaltungs- und Beförderungsmittel der Gesundheit ist.

Dieß wird und muß uns einleuchten, wenn wir die Wirkungen desselben 1. bei seinem äußerlichen und 2. bei seinem innerlichen Gebrauche etwas näher betrachten.

1. Aeußerlich angewendet, als Bad und Waschung, ist das kalte Wasser ein unentbehrliches und wichtiges Reinigungs- und Belebungsmittel der Haut. Nun ist aber die Haut nicht etwa ein lebloser, den Körper bloß vor schädlichen Einflüssen von Außen schützender Ueberzug, sondern eines seiner wichtigsten Organe, von einer bewunderungswürdigen netzförmigen Structur, mit Millionen kleiner, dem bloßen Auge sich entziehender Gefäße und Oeffnungen (Poren oder Schweißlöcher) versehen, die in unausgesetzter Thätigkeit und Arbeit begriffen sind, theils aus der Atmosphäre nahrhafte und für den Lebensprozeß gedeihliche Stoffe einzusaugen und sie den übrigen Körpertheilen zuzuführen, theils vorzüglich alle jene, durch das Ernährungsgeschäft als abgenützt, unbrauchbar und überflüssig oder schädlich von den übrigen Organen ausgeschiedenen Stoffe in Dunstgestalt aus dem Körper auszuführen und zu entfernen. Diese unmerklichen Absonderungen und Ausscheidungen sind so reichlich, daß nach genauen Beobachtungen eine gesunde Haut täglich, ohne zu schwitzen, 3 Pfund solcher überflüssigen und schädlichen feinen Flüssigkeiten ausdünstet. Es leuchtet nun hiernach von selbst ein, daß die Gesundheit des menschlichen Körpers durch die unausgesetzte und freie Thätigkeit der Haut bedingt ist; daß, wenn diese gestört wird, auch nothwendig Störungen theils in einzelnen Organen, theils im ganzen Organismus erfolgen, und, wenn die Haut schlaff, geschwächt und verstopft ist, so daß die unbrauchbaren und schädlichen Stoffe nicht gehörig ausgeschieden werden können und im Körper zurückbleiben, sich Verderbniß der Säfte, Stockungen und Anhäufungen bilden und allerlei Krankheiten entstehen müssen. Da die Haut ferner durch die Nerven, als Werkzeuge der Empfindung, deren Enden sich ebenfalls in die kleinen Gefäße der Haut hineinziehen, auch der Sitz des Gefühls oder desjenigen Sinnes ist, der uns mit der Au-

ßenwelt und besonders mit der Atmosphäre in Verbindung setzt, so hängt auch von dieser Seite die Gesundheit, oder wenigstens die größere oder geringere Empfänglichkeit für Krankheit von dem Zustande der Haut ab, und es ist uns erklärbar, wie ein Mensch, dessen Haut nicht die gehörige Beschaffenheit und Stärke hat, durch die geringsten Veränderungen in der Witterung, ja durch jedes Zuglüftchen in seinem Innern unangenehm und krankhaft afficirt wird.

Wenn nun aber die freie Thätigkeit, die Lebendigkeit und Stärke der Haut eine so wichtige Bedingung der körperlichen Gesundheit ist, so frage ich, ob es wohl ein anderes Mittel geben könne, diese Thätigkeit zu unterhalten, dieses Hautleben zu befördern und zu begünstigen, als sie fleißig zu reinigen und anzuregen mit kaltem Wasser, durch Waschen und Baden? Ich sage mit kaltem Wasser, weil durch diese Kälte oder lebendige Frische des Wassers die Haut nicht nur gereiniget und offen und thätig erhalten, sondern auch gestärkt, gegen Luftzug, Temperaturwechsel und Witterveränderung abgehärtet und unempfindlich gemacht, und der ganze Körper wohlthätig erfrischt, erquickt und neu belebt wird. Dieß wußten unsere Vorfahren, handelten darnach und hatten sich einer viel festeren und dauerhafteren Gesundheit zu erfreuen; wir aber, ihre so aufgeklärten Nachkömmlinge, die wir mit Recht uns rühmen, in allen Zweigen des menschlichen Wissens so riesenmäßige Fortschritte gemacht zu haben, haben in dieser Beziehung Rückschritte gemacht und die so nothwendige Hautcultur durch Waschen und Baden mit kaltem Wasser so vernachlässigt, daß schon vor mehr als 40 Jahren der große Hufeland Klage führte, daß bei weitem die meisten Menschen außer dem Bade der heiligen Taufe in ihrem ganzen Leben die Wohlthat des Badens nicht mehr empfingen, daher aber auch die Haut der meisten Menschen zur Hälfte verstopft und unthätig sei. Wir haben zwar — als das einzige Ueberbleibsel von der wohlthätigen Sitte des Waschens und Badens unserer Vorältern — die löbliche Gewohnheit beibehalten, uns täglich Gesicht und Hände mit frischem Wasser zu waschen. Weiter erstreckt sich unsere Sorgfalt für Reinlichkeit und Hautleben nicht. Hierin nicht unähnlich dem Vogel Strauß, der auch meint, für sein Leben genug gethan zu haben, wenn er nur den Kopf vor dem feindlichen Geschosse in Sicherheit bringt, den übrigen Leib aber sorglos der Gefahr preisgibt, lassen auch wir den bei weitem größeren Theil des Körpers unbeachtet, gleichsam, als bedürfe er der Reinigung nicht, etwa weil er bedeckt sei. Wir bedenken dabei nicht, oder wollen nicht bedenken, daß durch das tägliche merkliche oder unmerkliche Ausdünsten unseres Körpers ebenfalls Schmutz und Unreinlichkeit erzeugt wird, die, wird sie nicht fleißig abgewaschen, auf der Haut sitzen bleibt und sie nothwendig verstopfen und ihre Thätigkeit hindern muß. Wir

erkennen sogar den wohlthätigen Einfluß des kalten Wassers auf Gesundheit und Reinlichkeit und halten streng und pünktlich auf Waschen und Baden bei unseren Hausthieren; unsere Pferde müssen täglich gestriegelt, geschwemmt und gereiniget werden; unsere Hunde führen wir fleißig in's Wasser, und sorgfältig sehen wir darauf, daß es unserem Geflügel nicht an Wasser zum Saufen und Baden gebreche. Von uns selbst aber und von unseren Kindern halten wir diese Wohlthat durch eine unbegreifliche Verblendung eben so sorgfältig fern, und bei entstehenden Haut- oder anderen Krankheiten sind wir weit entfernt, die oft einzige und wahre Ursache, unterlassene Hautreinigung, auch nur zu ahnen. Ja, um unsere Scheu vor dem kalten Wasser nicht ablegen und unserer Bequemlichkeitsliebe und Indolenz nichts vergeben zu müssen, lassen wir uns viel eher von dem albernen Vorurtheile, daß kalte Waschungen schädlich sind, Erkältungen u. dgl. verursachen, als von der entgegengesetzten Stimme der gesunden Vernunft und Erfahrung beherrschen, die uns gerade jene Waschungen als das sicherste Mittel darbieten, Erkältungen vorzubeugen, entstandene zu beseitigen und den ganzen Körper abzuhärten, zu stärken und einem Heere von Krankheiten Thür und Thor zu versperren.

Sind wir aber thöricht genug, aus diesen oder anderen Rücksichten, vielleicht auch wegen unseres vorgerückteren Alters und der Macht, welche eine langjährige Gewohnheit auf uns ausübt, diesen so heilsamen Waschungen mit kaltem Wasser für uns selbst zu entsagen, so sollten wir doch wenigstens das an uns Versäumte um so sorgfältiger bei unseren Kindern nachholen; sollten es uns zur angelegentlichsten Pflicht machen, sie von Geburt an allmälig an kalte Waschungen und Bäder zu gewöhnen, als das einfachste und sicherste Mittel, ihnen zur Geradheit der Glieder, zu gedeihlichem Wachsthum, zur Erstarkung und Kräftigung und zu leiblichem und geistigem Wohlseyn zu verhelfen; sie vor so vielen körperlichen Leiden zu bewahren, denen wir unterlegen sind, ja selbst Anlagen und Keime zu Krankheiten in ihnen zu ersticken, welche wir auf sie vererbt haben, und dadurch in unseren Kindern die so wichtige und wünschenswerthe Regeneration des Menschengeschlechtes vorzubereiten.

Damit dieß aber geschehen und das kalte Wasser alle die heilsamen Wirkungen, die es auf die Gesundheit des menschlichen Körpers äußert, entfalten könne, muß aber auch mit seinem äußerlichen Gebrauche, mit kalten Waschungen und Bädern, zugleich der innerliche, nämlich das Trinken, in Verbindung gesetzt werden.

2. Was die Wirkungen des kalten Wassers als Getränk betrifft, so lehrt die allgemeine Erfahrung, daß Wassertrinker stärker und gesünder, in allen Verrichtungen gelenkiger, hurtiger und munterer sind, größeren Appe-

tit und bessere Verdauung haben und gegen ein Heer von Krankheiten des Ober- und Unterleibes geschützt werden, denen Bier- und Weintrinker unterworfen sind.

Schon in der Mundhöhle äußert es seinen vortheilhaften Einfluß, indem es das Zahnfleisch stärkt und vor Lockerheit bewahrt, das Unreine, Reste der Speisen ꝛc., von den Zähnen wegspült und sie weiß, fest und scharf erhält. Indem es an den Wänden des Rachens und der Speiseröhre hinabgleitet, stärket und kräftiget es diese Theile, und mindert die Anlage zu Entzündungen ꝛc. Im Magen angekommen, entfaltet es erst recht seine reinigenden, verdünnenden, auflösenden und stärkenden Eigenschaften. So wie es die ihm zugeführten Nahrungsmittel auflöset, und daraus einen guten Nahrungssaft erzeugt: so löset es auch alles Unbrauchbare und Schädliche, allerlei salzige, erdige und schweflichte Stoffe auf, und treibt sie als Dunst, Schweiß und Harn heraus. So wie seine angenehm kühlende Eigenschaft es zu dem zweckmäßigsten, durstlöschendsten Getränke macht, so gibt es auch kein vortrefflicheres Mittel, die Verdauung zu befördern, Stockungen und Verstopfungen zu verhindern ꝛc. Durch die ungehinderte Verdauung und den Blutumlauf werden natürlich auch die Muskeln und Nerven gestärkt; kurz alle Lebens- und Leibesverrichtungen erhalten durch kaltes Wasser einen freien und regelmäßigen Gang, — und darin besteht ja die Gesundheit. — So weit meine Ansicht über das kalte Wasser. Ich habe die Ehre ꝛc. ꝛc.

Die Wunderkuren.

(Von Dr. Justin.)

Die traurigsten Erfahrungen aller Jahrhunderte haben es leider nur zu klar bewiesen, daß sich oft ein Wahn mit unwiderstehlicher Gewalt der Gemüther bemächtigt, sie zu den ausschweifendsten Handlungen fortreißt und in eine Bahn der lächerlichsten Irrthümer hineinzieht. Aber nirgends wird auf die Leichtgläubigkeit der Menschen schwerer gesündigt, — nirgends ihr Hang zum Wundersamen gewissenloser mißbraucht, — niemals endlich mit ihrem arglosen Vertrauen heilloserer Spott getrieben, als bei Dem, was die Laien mit dem magischen Namen „Wunderkuren" zu bezeichnen pflegen. Schlaue Betrieger rechnen auf die blinde Neigung der menschlichen Natur, Alles ihr Unbegreifliche da, wo es sich als Heilmittel anpreist, so theuer als es nur geboten wird, zu bezahlen. Selbst der Gebildete wird oft in das Labyrinth solcher Gaukeleien hineingelockt, und bezeigt ihm der redliche aufgeklärte Arzt sein Staunen hierüber, so lautet gewöhnlich die entschuldigende Antwort: „Hilft es nicht, so schadet's nicht," ohne zu bedenken, daß sein Beispiel schon dadurch schadet, daß es Irrthum und Aberglaube fördert. „Ein

Arzt," sagt der große Zimmermann, „der mit krummen Methoden und wunderbarlichen Mitteln prahlt, ist weit mehr gesucht, als ein Arzt, der die ebenen Wege der Natur geht. Ein neu angelangter Charlatan bringt die ganze Stadt in Bewegung. Man hebt die Fenster aus, man deckt die Dächer ab, um den grünen Esel zu sehen." — Eine traurige Wahrheit, die aber eine nähere Untersuchung verdient. Wie kommt es, daß der Mensch so oft sein Leben einem Gaukler anvertraut, der ohne Wissenschaft, ohne Redlichkeit und ohne Hoffnung nichts als dreiste Versprechungen und geheimnißvolle Mittel zu bieten hat? —

Die einfachste Erklärung dieser räthselhaften Erscheinung dringt sich jedem Leser von selbst auf. In jeder Stadt gibt es Kranke, die von den Aerzten als unheilbar erklärt wurden, oder welche wenigstens bis jetzt umsonst Hilfe suchten. Solchen Leidenden ist jeder noch so schwache Hoffnungsstrahl ein Licht zum Heil — sie ergreifen die Aussicht auf Hilfe um so begieriger, je fester und zuversichtlicher sie ihnen angeboten wird und je hoffnungsloser ihr bisheriger Zustand war. Diese bilden den Kern, den Keim, die ersten Elemente zu dem Rufe des Wunderdoctors! Theils Dankbarkeit, theils Selbsttäuschung machen, daß sie die geringste Besserung mit pomphafter Beredsamkeit als große Kur überall ausrufen, ihren Retter in den Himmel heben und Andern dringend empfehlen. Auf diese begeisterten Lobhudler rechnet der Pöbel der Charlatane; er weiß mit eben so schlauer Kunst die Phantasie dieser erworbenen Freunde zu bestechen, als deren Herz mit Haß und Unwillen gegen ihren früheren Arzt zu erfüllen — und Wehe Diesem, wenn sein Ruf noch wankt! —

Um diesen Kern der gebesserten Unheilbaren bildet sich eine zweite Schichte — die der Ueberläufer. Wir armen Aerzte verstehen unter diesem Kunstausdrucke die Undankbaren, Flatterhaften, Geizigen, Hysterischen, Hypochondrischen, und wie sie alle heißen mögen — denn ihre Zahl ist Legion! — die es mit ihren Aerzten wie mit ihren Kleidern machen. Jede Jahreszeit, jeder Mondeswechsel, jede Witterung, jede Mode, jede Grille hat auf die Wahl desselben einen entscheidenden Einfluß. Sie haben die Wissenschaft der Aerzte ihrer Stadt, ihres Kreises, ihres Landes so ziemlich ausgebeutet, sie Tag und Nacht gequält; es erwacht die Lust zu einem neuen Aeskulap, dessen Kunst die aller früheren übertreffe, und welcher dennoch naiv genug sei, Versprechungen zu trauen, die man so selten gehalten — Grillen zu ertragen, die alle anderen schon unerträglich fanden, — Mitleid zu zeigen, wo alle anderen schon müde der verstellten Krämpfe sind — und endlich eine zerstreuende Badekur anzurathen, wo die früheren Aerzte häusliche Thätigkeit für das Heilsamste hielten.

Diese Ueberläufer sind entzückt über das menschenfreundliche, herzliche, theilnehmende Wesen des großen Arztes — schreien Wunder über Wunder, mit welchem Scharfblick er ihren Zustand erkannt und geheilt — und sein Ruf ist gesichert. —

Eine dritte mächtige Stütze findet das Thun und Treiben solcher Wunderärzte an einer kranken und zur Schwärmerei hinneigenden Einbildungskraft. Hat ein Wunderdoctor das Glück, zuerst in einer Stadt aufzutreten, die, wie das hochberühmte Abdera, von Hitzköpfen beherrscht und von Phantasten regiert wird, so kann er sicher auf die glänzendsten Kuren rechnen. Der Schlaue wird sich wohl in Acht nehmen, der kranken Gemeinde eine Ladung Niesewurz zu verschreiben; vielmehr wird er die erhitzte Phantasie seiner Clienten dazu benützen, um durch allerlei Manipulationen eingebildete oder wirkliche Heilungen zu Stande zu bringen, wie selbst unsere aufgeklärte Zeit derlei Beispiele liefert *). Bei manchen Leichtgläubigen findet wirklich eine ganz eigenthümliche Empfänglichkeit für den Reiz dieser Gaukeleien Statt, und der Wunderarzt versäumt es gewiß nicht, durch die Zuversichtlichkeit seines Tones diese Reizempfänglichkeit bis zum wirklich heilenden Einfluß auf den Körper zu steigern. Personen, die an hysterischen Beschwerden, an leichten Nervenzufällen, an geringen Graden von Lebensschwäche, oder an eingebildeten Krankheiten leiden, sind bei seinem ersten Auftreten dem Wundermann die willkommensten Fälle. Denn die Macht des Gemüthes, die so viele Krankheiten hervorbringen kann, vermag nicht weniger einige derselben zu lindern oder zu heilen. Auf diese Macht kann der Wunderarzt den glücklichen Erfolg seiner ersten Kuren um so sicherer gründen, als gerade solche leichtgläubige, reizempfängliche Gemüther es sind, die sich seiner Heilkraft zuerst anvertrauen. Allein bei leichten Beschwerden bedarf es ja solcher gaukelhaften Possen nicht. Jedem Arzt, der das Vertrauen seines Kranken besitzt, wird es gelingen, schon durch seine Gegenwart, durch beruhigende Zusprache u. s. w. Krampfanfälle zu verhüten oder zu mildern, Blutflüsse zu stillen und die große Empfindlichkeit seiner Patienten gegen Schmerzen herabzustimmen. — (Der Beschluß folgt.)

Miscellen.

Ritter von Röfler hat in einer Schrift unter dem Titel: „Ueber einige Krankheiten des Orients" seine Beobachtungen veröffentlichet, die er auf einer Reise nach Griechenland, in die Türkei, nach Egypten und Syrien gesammelt. Egypten hat er eine vorzügliche Berücksichtigung gewidmet. Er beobachtete die Pest in Smyrna, Constantinopel und Jerusalem, und fand, daß große Hitze der Verbreitung dieser Krankheit hinderlich sei; daß

*) Siehe diese Gesundheitszeitung Nr. 34.

sie daher in Egypten im Mai, in Smyrna und Anatolien im Juni zu wüthen aufhöre, obgleich auch die Kälte gleiche Wirkung hat. Dieser Reisende sah oft mit Entrüstung, daß man in Constantinopel aus großer Furcht vor der Pest, bloße Fieberkranke in den Spitälern wie Pestkranke einsperrte, sie sogar öfters, wie reißende Thiere, in Ketten legte und sie aller ärztlichen Hilfe und Beistandes beraubte. Er stimmt mit Larrey darin überein, daß die engen, schmutzigen Straßen der Städte, die Kloaken, die stehenden Gewässer, die Unreinlichkeiten der Einwohner, die Fäulniß thierischer Stoffe, die unzweckmäßig eingerichteten Todtenäcker und überhaupt die Vernachlässigung von Gesundheitsmaßregeln die sogenannte Pestatmosphäre erzeugen, und es sei nicht bloß ein Ansteckungsstoff die hauptsächliche Ursache des häufigen Vorkommens dieser Krankheit im Orient. — Nach Rösser ist die Lungensucht im Durchschnitte in Griechenland und Syrien selten, häufiger in der Türkei; in Egypten ebenfalls selten; in den erstgenannten Ländern trage das Tabakrauchen aus einer besonderen Art Tabakspfeifen sehr viel dazu bei. Interessant ist die Bemerkung Rössers, daß, so wie sich die Luftveränderungen im Oriente an eine große Regelmäßigkeit und strenge Periodicität binden, dieses ebenfalls mit den Krankheiten daselbst der Fall seyn soll. Auch sollen sich die Krankheiten im Oriente vereinfachen, wozu die einfache Lebensweise der Menschen viel beitrage.

In einer zu Dresden unter dem Titel: „Stiftungsurkunde der Witwen- und Waisen-Pflegschaft für Aerzte, Wundärzte, Apotheker und Thierärzte" erschienenen Broschüre sind die Statuten einer neuerlichst in Sachsen errichteten ärztlichen Witwen- und Waisencasse enthalten. Eine nähere Einsicht in diese menschenfreundliche Stiftung läßt das Bestreben nicht verkennen, ein mit Consequenz durchgeführtes Ganzes zu bilden, in welchem alle Mitglieder möglichst gleichgestellt und ihnen so viel Vortheile gewährt werden, als die Sicherheit der Casse nur irgend gestattet. Das Bedürfniß, für die Nachgelassenen zu sorgen, wird bei dem jetzigen Standpunkte der ärztlichen Praxis täglich fühlbarer, und die Errichtung solcher Vereine wünschenswerther *).

*) Auch in Wien hat (wie wir aus einer Schrift des Herrn Dr. Ritter von Heintl ersehen) der jetzige Rector Magnificus der dasigen Universität, Herr Hofrath Dr. v. Bierer, jene Bezüge, die während seines Rectorats für den Rector Magnificus eingehen werden, als ersten Fond zur Gründung eines von ihm beabsichtigten Vereines zur Unterstützung würdiger und dürftiger Mitglieder der hiesigen medicinischen Facultät bestimmt.

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Ruprechtsplatz Nro. 462, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonnirt man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugeschickt wird.

Gedruckt bei J. P. Sollinger.

Neue Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. H. Beer.

[N° 45.] Montag, den 5. Juni. [1837.]

Inhalt: Briefe über den zweckmäßigen Gebrauch der Gesundbrunnen und Mineralbäder (vom Redacteur). — Aphorismen über Kindererziehung von einem Arzte). — Die Heilkräfte des kalten Wasserstrahls.

Briefe über den zweckmäßigen Gebrauch der Gesundbrunnen und Mineralbäder.

(Vom Redacteur.)

Zweiter Brief.

Ich sehe dich schon, lieber Leser, mit deinen Anstalten zur Reise in's Bad vollauf beschäftiget, und fürchte beinahe, dir mit meiner Correspondenz lästig zu fallen. Ungern störe ich dich in den süßen Gedanken gewisser Genesung, denen sich jetzt schon deine Phantasie mit vertrauensvollem Muthe hingibt. Und doch möchte ich nicht von dir scheiden, bevor ich dir die ernste Frage vorgelegt: „Bist du auch zu dieser Kur am Gesundbrunnen hinlänglich vorbereitet? Ist dein Körper und dein Geist in der gehörigen Stimmung, um die heilsamen Eindrücke, die deiner warten, mit dem bestmöglichsten Erfolge aufzunehmen?" Erlaube mir daher, dich vor deiner Abreise auf einige der wichtigsten Puncte aufmerksam zu machen, welche zur sogenannten Vorbereitungskur wesentlich gehören. Die alten Aerzte legten auf eine vorbereitende Kur, d. h. auf jene Maßregeln, welche den Erfolg der eigentlichen Badekur, bevor man sie beginnt, gewissermaßen sichern sollten, einen zu großen Werth. Ein großer Theil der Zeit ging mit solchen Vorbereitungen verloren; die Kranken, die von schweren, entkräftenden Leiden sich erholen, und so schnell als möglich den stärkenden Brunnen trinken sollten, wurden mit unnützen Vorsichtsmaßregeln von der Heilquelle länger, als es nöthig war, fern gehalten. Allein die neueren Aerzte pflegten diesen Punct wieder etwas zu gering zu ach-

ten. Es ist Thatsache, daß bei Manchem das Mineralwasser nur dadurch heilsam wird, daß es im Kranken eine stürmische Krise, gleichsam eine künstliche Krankheit hervorbringt. Bist du daher ein solcher Kranker, lieber Leser, und kannst du dich von einem gegenwärtigen Leiden nur durch eine künstliche Krankheit — wie sie die Wirkung der Brunnenkur seyn kann — befreien, so darfst du auf deine ohnehin kranke Natur nicht unbesonnen mit dieser heilsamen Krise losstürmen. Das wäre ein Sprung, den die kranke Natur eben so ungern, als die gesunde in ihren Operationen macht. Daher wünsche ich, daß du dich zum Gebrauche des Gesundbrunnens gehörig vorbereitest. Um dir die Nachtheile recht anschaulich zu machen, die aus der vernachlässigten Vorbereitungskur entstehen können, so denke dir z. B. einen recht vollblütigen, zu Wallungen, Blutflüssen u. s. w. geneigten Menschen, der zugleich an einer örtlichen Schwäche eines einzelnen Organes leidet. Dieses örtliche Leiden erfordere innerlich oder äußerlich reizende, belebende, das Blut in Aufregung bringende Heilquellen, und doch kann der Kranke diese wegen seiner Vollblütigkeit nicht gebrauchen, weil bekanntlich reizende Mittel dem Vollblütigen gefährlich sind. Dieser Verlegenheit kann nur durch eine Vorbereitungskur abgeholfen werden. Eine ähnliche Verlegenheit tritt bei Personen ein, welche an hartnäckigen Stockungen des Unterleibes bei gleichzeitiger großer Trägheit seiner natürlichen Verrichtungen leiden. In solchem Falle kann das Beginnen mit einer kräftig einwirkenden Brunnenkur gefährlich werden. — Personen, die sehr reizbare Nerven, oder ein sehr leicht aufregbares Blut haben, pflegen oft ohne vorbereitende Mittel, die theils ihre Nerven beruhigen, theils ihre Wallungen besänftigen, zu ihrem größten Nachtheile sich einer Brunnenkur zu unterwerfen. Du mußt aber nicht glauben, daß solche Vorbereitungskuren jedesmal in Aderlässen, krampfstillenden, kühlenden, oder Abführ-Mitteln u. s. w. bestehen müssen. Es reicht oft eine der Brunnenkur vorausgehende regelmäßige Lebensweise hin, um jede Gefahr, die deren Gebrauch mit sich bringen könnte, abzuwenden, und den Körper zur Aufnahme und Verdauung der mineralischen Wässer zu stimmen. Vor Allem ist der tägliche fleißige Genuß einer reinen freien Luft nothwendig. Es ist bekannt, daß man die Mineralwässer früh Morgens mit der aufgehenden Sonne zu trinken und gleichzeitig eine Art von Luftbad zu gebrauchen pflegt. Wie kann man dieß auf einmal ohne Nachtheil für seine Gesundheit vertragen, wenn verkehrte Erziehung, Liebe zur Bequemlichkeit, epikuräische Lebensweise, affectirte Zärtlichkeit uns bis jetzt von der freien Luft gänzlich entwöhnt haben, und wir jeden Tag einer Erkältung ausgesetzt sind. Nicht nur, daß man durch öftere Unpäßlichkeiten in dem regelmäßigen Gebrauch des Gesundbrunnens unter-

brochen würde, müßte man noch dazu die Tage ängstlich auswählen, an denen man an den Brunnen zu gehen wagen könne. — Wenn Gewöhnung an die frische Morgenluft die erste Bedingung zum Gebrauche mineralischer Wässer ist, so ist nicht minder Mäßigkeit eine strenge Forderung zur Vorbereitungskur. Soll ein Gesundbrunnen wirklich heilsam seyn, so müssen wir ihn verdauen können; dazu müssen aber die Verdauungsorgane die natürliche Energie behaupten, und nicht durch unmittelbar vorhergegangene Unmäßigkeit zerrüttet seyn. Zur Gesundheit der Verdauungsorgane gehören aber tüchtige Leibesbewegung, die mit Ruhe und Schlaf regelmäßig abwechselt, und geselliger Umgang mit Menschen, die unsern Geist erheitern, und unsern Charakter stärken. Die genannten Puncte sind von größtem Einflusse auf das künftige Gedeihen unserer Gesundheit, und auf den Erfolg des Gesundbrunnens, und reichen oft allein hin, unsern Körper und unsern Geist zur lebendigen Aufnahme der sie im Kurorte erwartenden Eindrücke gehörig vorzubereiten. Zuweilen ist jedoch der Gebrauch eines gelinden, auflösenden oder stärkenden Mineralwassers, oder einer Aderlaß, oder einer sogenannten Kräuterkur, d. h. die regelmäßige Anwendung kleiner Gaben frisch ausgepreßter Säfte junger Kräuter, oder der Gebrauch der sogenannten süßen Molken, oder endlich warme Bäder zur Vorbereitungskur nothwendig. Allein ich enthalte mich hier über die Art, wie, und über die Zeit, wann diese Mittel in Anwendung zu bringen sind, nähere Vorschriften zu ertheilen. Es gehört dieses in das Gebiet des Arztes, und es lassen sich auch keine allgemein geltenden Vorschriften hierüber geben, weil bei deren Anwendung die Natur und die Verhältnisse eines jeden Einzelnen mit in Betracht zu kommen haben. Was ich dir daher, lieber Leser, in Bezug auf den Entschluß zur Brunnenkur im ersten Briefe gesagt, das wiederhole ich hier ernstlich in Rücksicht der Vorbereitungskur, nämlich nicht blindlings nach beschloßener Reise gleich die Kur zu beginnen, sondern dich gehörig vorzubereiten, und über die Mittel zur Vorbereitung selbst einen vernünftigen Arzt zu Rathe zu ziehen. Hast du dieß gethan, so reise getrost an die Heilquelle, hoffe mit Zuversicht auf Genesung, und bleibe an dem Orte, wo du der Natur deine Heilung anvertraust, auch den Gesetzen der Natur getreu. Doch wie du deine Lebensart an der Heilquelle einzurichten hast, hierüber im nächsten Briefe. Lebe wohl!

Aphorismen über Kindererziehung.

(Von einem Arzte.)

Die Erziehung, d. h. das in die Höheziehen des Kindes aus dem Staube der Erde zum selbstständigen Menschen, zum Menschen nach den Forderungen des Zeitgeistes, ist ein Werk, an dem, nach Hamanns trefflichen Worten,

ein Mühlstein hängt, der mit einer unermeßlichen Tiefe droht, dessen Werth in gleicher Stimmung des Guten, das man darin thun kann, und der Hindernisse, die zu überwinden sind, besteht.

Das Kind, als Gegenstand der Ausbildung, schwankt zwischen zwei Meinungen seiner Bildner, die beide im einseitigen Irrthume befangen sind, weil sie entweder nur den Körper, oder vorwaltend nur den Geist zum Zwecke der Behandlung sich vorsetzen. Leider geht bei diesem Zwiespalte die Bildung des Einen, des Harmonischen, dessen, was ihm das Gepräge des Menschen in seiner Gesammtheit geben soll, verloren.

Geist und Körper, sobald sie zum Menschen sich vereinen, sollen in harmonischer Eintracht sich wechselseitig durchdringen, sich liebevoll und innig umarmen. Eine Auflösung zweier verschiedener Körper lösen sich chemisch auf, und bilden ein drittes — so, wo Körper und Geist sich gleichsam verschmelzen, ist keines von beiden der eigentliche Mensch, sondern in diesem irdischen Leben ist da, wo der Geist wirkt, das Körperliche mit thätig, und was den Körper schmerzlich berührt, kann nicht ohne Einfluß auf das Leben des Geistes bleiben.

Denn der Mensch ist, als Gegenstand der Beobachtung, ein untheilbares Wesen, und dessen vollständige Bildung kann nur das Resultat einer in sich selbst geschlossenen, harmonischen, auf alle Kräfte seines Körpers und Geistes Rücksicht nehmenden Erziehung seyn. Wer kann es läugnen, daß Siechthum mit Geistesklarheit eben so schwer vereinbar ist, als einem gebrechlichen Instrumente ein reiner Ton entlockt werden kann.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Heilkräfte des kalten Wasserstrahls.

Die Heilkräfte des kalten Wasserstrahls mit einem Rückblick auf die Geschichte, und mit besonderer Rücksicht auf das Staubregenbad und kalte Bäder, dargestellt von L. W. Mauthner, Doctor der Medicin und Chirurgie, Magister der Geburtshilfe und Augenheilkunde, ehemaligem k. k. Regimentsarzte, correspondirendem Mitgliede der medicinisch chirurgischen Hufeland'schen Gesellschaft zu Berlin, wirklichem Mitgliede der medicinischen Facultät und praktischem Arzte zu Wien. Mit 4 Kupfertafeln. Wien 1837.

Obwohl dieses Werk zunächst die Heilkräfte des kalten Wasserstrahls zum Gegenstande hat, und daher schon deßwegen, als auch wegen der darin vorherrschenden strengwissenschaftlichen Darstellungsweise mehr in das Gebiet des Arztes als der Laien gehört, so enthält dasselbe doch auch

in diätetischer Beziehung so viel Lehrreiches und Beherzigenswerthes für den Nichtarzt, daß wir nicht umhin können, auf den Inhalt desselben, so weit er mit der Tendenz unserer Zeitschrift in näherer Beziehung steht, unsere Leser aufmerksam zu machen.

Der Zweck dieser Schrift ist, den praktischen Werth des kalten Wassers wissenschaftlich zu begründen, wenn dieses aus gewisser Entfernung auf den Körper einwirkt; welche Wirkung der Verfasser mit dem Namen Fallbad bezeichnet, wobei besonders auf die Wichtigkeit des Staubregenbades Rücksicht genommen wird. Bei der Verwirrung, welche unberufene ärztliche und nichtärztliche Schriftsteller in der Wasserheillehre angerichtet haben, hat es uns innig gefreut, daß der Verfasser zur Erreichung seiner Aufgabe den vergleichenden und geschichtlichen Weg eingeschlagen hat. Denn bei der Parteilichkeit und Leidenschaftlichkeit, die leider in diesem Gegenstande zur Mode geworden, dürfte es nur dem unparteischen Geschichtschreiber gelingen, uns vor aller Einseitigkeit im Urtheile — vor Unduldsamkeit gegen Andersdenkende — vor allzugroßem Vertrauen zu eigener und fremder Erfahrung — und endlich vor den Abwegen der müßigen Speculation, oder eines unzeitigen Enthusiasmus zu bewahren. Wir gehen nun zum Inhalt des angezeigten Werkes selbst über. Im ersten Capitel werden die verschiedenen Arten kalter Bäder aufgezählt, und zwar: A. Die gewöhnlichen kalten Bäder; B. die Fallbäder. Zu A gehören: 1. Das allgemeine kalte Bad. (Die geeignetste Temperatur für ein kaltes Bad ist zwischen 15° und 20° R.; zur plötzlichen und kurzen Einwirkung des kalten Wassers verdienen die Temperaturgrade von 1° bis 10° R. den Vorzug. Man gebraucht die kalten Bäder in Flüssen, Seen, Teichen, Bassins, Bächen und Wannen. Der unberechenbare Nutzen zweckmäßig eingerichteter Flußbadeanstalten und die Verbindung des Schwimmens mit dem kalten Bade ist vielleicht nirgends so sehr und so allgemein als in Wien anerkannt.) 2. Das örtliche kalte Bad; dessen Unterarten sind: a) das kalte Augenbad (das einfachste Reinigungs- und Stärkungsmittel der Augen); b) das kalte Ohrenbad (Kahtlor räth an, daß man sich beim Baden gewöhne, Wasser in die Ohren laufen zu lassen); c) das wiederholte Einziehen und Herausstoßen von kaltem Wasser durch die Nase (sehr nützlich zur Reinigung der Nasenhöhle von zähem Schleim und zur Stärkung des Geruchsinnes); d) das langsame und öfters wiederholte Ausspülen des Mundes mit kaltem Wasser (ein bewährtes Mittel, die Gebilde der Mundhöhle zu reinigen, das Zahnfleich, die Zähne, die Augen und das Gehör zu stärken und die Entstehung von Schwämmchen im Munde zu verhüten); e) Waschungen und Bähungen des Halses, der Brust und des Unterleibes mit einem in kaltes Wasser getauchten Ba-

deschwamme; f) die kalten Hand-, Arm- und Fußbäder. — 3. Die kalten Tauchbäder, d. h. das schnelle Eintauchen in kaltes Wasser und darauf das unmittelbare Abtrocknen des ganzen Körpers oder einzelner Theile. — B. Zu den kalten Fallbädern gehören: 1. Das kalte Gießbad, d. h. das reichliche Ueberschütten des ganzen Körpers oder einzelner Theile mit kaltem Wasser, wobei jedoch dieses nur von einer geringen Höhe herabfällt. Nach jeder Begießung wird der gebadete Theil schnell abgetrocknet und zugleich gelinde gerieben. 2. Das kalte Sturzbad, d. h. ein plötzliches, von einer bedeutenden Höhe geschehendes Herabstürzen reichlicher Wassergüsse auf den entblößten Körper oder auf einen Theil desselben. 3. Das Tropfbad, wobei das kalte Wasser tropfend auf irgend einen Theil des Körpers einwirkt. 4. Das kalte Spritzbad (die kalte Douche), wobei das Wasser die Form eines Strahles hat, der aus verschiedener Entfernung den Körper trifft. Die Stoßkraft des Wasserstrahls kann hier durch natürlichen Fall und den hydrostatischen Druck — oder auch durch ein künstliches Druckwerk hervorgebracht werden. Die Summe der Stöße von mehreren feinen Wasserstrahlen ist nie gleich dem Stoße, den dieselbe Wassermasse im Ganzen ausübt. (Hier beschreibt der Verfasser die zweckmäßigste Art von Douche-Maschinen.) Nach einer näheren Eintheilung der Douche in Bezug auf Form, Temperatur, verschiedene Flüssigkeit, Richtung des Stromes und die Körpertheile, worauf der Strahl eindringt, führt der Verfasser mehrere Vorrichtungen zur Augendouche an. 5. Das kalte Traufbad (Platzregenbad). Dieses besteht in dem gleichzeitigen Herabfallen mehrerer kalter Wasserstrahlen auf den Kopf oder auf einen anderen Theil des Körpers. Es ist vorzüglich in England unter dem Namen Shower-Bath (Schauerbad) bekannt. Nebst mehreren Vorrichtungen zum Traufbade gibt der Verfasser auch diejenige an, deren er sich selbst bedient. 6. Das Regenbad. So nennt man jene Art von Bädern, wo das kalte Wasser in viele feine Strahlen zertheilt, von einer oder von mehreren Seiten gleichzeitig auf den Körper einwirkt. Alle eben angeführten Vorrichtungen werden beschrieben und in den Kupfertafeln versinnlicht. —

Das zweite Capitel handelt von den Wirkungen der verschiedenen Arten kalter Bäder, und zwar: 1. Von den Wirkungen des allgemeinen kalten Bades. Der Verfasser unterscheidet hier a) eine primäre, b) secundäre, c) die Nachwirkung eines kalten Bades, wobei er zugleich auf die niedrige Temperatur, auf die Dichtigkeit und auf den tropfbarflüssigen Zustand des Wassers stete Rücksicht nimmt. Vollkommen stimmen wir hier der Ansicht des Verfassers bei, daß diese drei Momente keinesfalls zur Erklärung der Kräfte des kalten Wassers hinreichen, und daß

hier gewiß noch unendlich viel des Sphärischen, des Elektrischen, des Galvanischen und des Magnetischen einwirkt. —

Wir können hier nur als Resultat anführen, daß die Folgen eines kalten Bades und dessen Totaleffect darin bestehen, daß die thierische Faser an Festigkeit und Kraft gewinnt, und der Körper hierdurch gestärkt wird. Die Haut wird gegen die Veränderungen der Witterung abgehärtet, die Sinne aufgeregt, der Geist munterer, die allzugroße Empfindsamkeit der Nerven gemindert, die Ausdünstung freier, der Haarwuchs stärker und dichter, die Verdauung gestärkt, Fettanhäufung und Verschleimung verhütet, und die natürlichen Verrichtungen des Unterleibes befördert.

2. Was die Wirkungen der kalten Fallbäder betrifft, so liegt das Eigenthümliche derselben in dem Stoße des auffallenden Wassers, dessen Wirksamkeit wieder von vielen Nebenumständen abhängt. Hier geht der Verfasser wieder die primäre, secundäre und die Nachwirkung der kalten Fallbäder genau durch, wobei jedesmal sowohl auf die Wirkung der Kälte als des Stoßes Rücksicht genommen wird. Hier wird das Resultat nachgewiesen, daß durch den erschütternden Reiz des Falles die schwächende Wirkung der Kälte in den Hintergrund gedrängt wird, und daß die Belebung und Erquickung des Körpers hier vollkommener und schneller zu Stande kommt, als bei den gewöhnlich kalten Bädern. Diese Erschütterung trägt oft zur Entstehung heilsamer Ausschläge, des Badefriesels u. s. w. bei.

Der Verfasser weiset nun 3. die Wirkungen der verschiedenen Arten kalter Fallbäder, und deren specielle Heilkräfte in besonderen Krankheiten mit Gründlichkeit nach, welches Capitel wir jedoch nur andeuten, da es mehr für den Arzt von Interesse ist. Im dritten Capitel spricht sich der Verfasser über den Nutzen des Staubregenbades für Gesunde und Kranke aus. Was deren diätetische Benützung betrifft, so bemerkt der Verfasser mit Recht, daß das Bedürfniß nach Reinlichkeit mit dem Fortschreiten der Menschheit in inniger Beziehung steht, daß aber die Befriedigung dieses zur Bewahrung der Gesundheit und der Sittlichkeit unentbehrlichen Bedürfnisses meist noch mit zu vielen Schwierigkeiten verbunden ist. Die mit aller Zweckmäßigkeit eingerichteten Badehäuser der Hauptstadt sind theils kostspielig, theils von den fabrikreichen Vorstädten zu entfernt; die in den Sommermonaten unentgeltlich, aber mit vielem Zeitaufwande genießbaren Flußbäder gewähren keinen hinlänglichen Ersatz für eine drei Viertheile des Jahres verabsäumte Hautpflege; selbst die besteingerichtete Badeanstalt entspricht nicht den Anforderungen häuslicher Bequemlichkeit, während das Baden bei Hause mit Verunreinigung der Wohnung, mit Mangel an Raum oder an Wasser u. s. w. verbunden ist. Das Staubregenbad hingegen gewährt den Vortheil, daß der Badende in sei-

ner freien Bewegung durch nichts beschränkt ist; das Berieseln des Körpers erregt die Muskelthätigkeit; das Wasser ist unaufhörlich und in seinen kleinsten Theilen bewegt, und bewirkt durch das gelinde Anprallen seiner vielen kleinen Strahlen eine dem Wellenanschlage in der See ähnliche Wirkung; das Bad läßt sich nach Belieben wiederholen, es ist nicht von der Tages- und Jahreswitterung abhängig, auch für Kinder, für Schamhafte, für zarte, zu Schweißen und Verkühlungen geneigte Personen geeigneter, und mit weniger Zeitverlust verbunden; man ist dabei zu Hause, in seiner Bequemlichkeit, braucht nur ein Paar Maß Wasser hierzu, kann sich allen Verdruß mit den Dienstboten und alle Verunreinigung des Zimmers hierbei ersparen. Daher empfiehlt der Verfasser die Staubregenbäder auf Reisen, an Orten, wo keine Badeanstalten bestehen, im Winter, in Erziehungsanstalten, in Kasernen, Arbeits- und Versorgungshäusern u. s. w., so daß dieselben die gewöhnlichen warmen und kalten Bäder zu ersetzen im Stande sind. Nachdem der Verfasser die Heilkräfte des Staubregenbades genau erwogen hat, geht er im vierten Capitel zur geschichtlichen Betrachtung über die Fallbäder über. So viel Belehrung und Vergnügen uns dieses gehaltreiche, mit Gründlichkeit und tiefer geschichtlicher Forschung ausgearbeitete Capitel gewährt hat, und gewiß Jedem, der über die Geschichte der Wasserheillehre näheren Aufschluß und Belehrung sucht, gewähren wird — so müssen wir doch den Leser wegen seines reichen, und daher keines Auszugs fähigen Inhalts unmittelbar auf das Werk selbst verweisen, und wir gehen auf das, nichtärztlichen Lesern zu beherzigende fünfte Capitel über, das die Vorschriften beim Gebrauche der kalten Bäder und Fallbäder enthält. Hier geht der Verfasser A. den Einfluß des Alters, des Geschlechtes, der Körperbeschaffenheit, der physischen Anlagen und gewisser Lebensepochen, des Klimas, der Jahres- und Tageszeit, der Witterung und des Krankheitscharakters auf den Gebrauch kalter Bäder durch, gibt dann Regeln vor, während und nach dem Gebrauche kalter Bäder, so wie B. Regeln beim Gebrauche der Fallbäder, und zwar bei allen Arten derselben. Da aber diese Capitel den nichtärztlichen Leser näher interessiren, so wollen wir in einem der nächsten Blätter den Inhalt derselben etwas ausführlicher mittheilen.

Wir schließen die Anzeige dieses Werkes mit dem Wunsche, daß künftige Schriftsteller über Wasserheilgegenstände die leidenschaftslose, gründliche und wissenschaftliche Darstellungsweise des Herrn Verfassers nachahmen mögen.

D. — n.

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Ruprechtsplatz Nro. 462, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonnirt man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugeschickt wird.

Gedruckt bei J. P. Sollinger.

Neue Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. H. Beer.

[N° 46.] Donnerstag, den 8. Juni. [1837.]

Inhalt: Die Wunderkuren, von Dr. Justin (Beschluß). — Der Lehnstuhl für Gehörkranke. — Marienbad und seine Heilquellen.

Die Wunderkuren.

(Von Dr. Justin.)

(Beschluß.)

Zu dem Waffenvorrath, womit Charlatane ihre Wunderkuren erkämpfen, rechnen wir viertens den Glauben und das Vertrauen des Pöbels zu ihren Versprechungen. Einer der ersten Aerzte, dessen Verlust erst neuerlichst ganz Deutschland bedauerte *), hat das feste Vertrauen und den Glauben in die Reihen des Arzneischatzes aufgenommen, und denselben ihre Stelle unter den feinsten Heileinflüssen angewiesen. Nur ist zu bedauern, daß die Wirkung derlei Arzneimittel sehr schwer zu berechnen ist. Auch gibt es keine Apotheken, aus denen der Arzt derlei Heilmittel verschreiben kann; sondern er muß sie selbst dispensiren, d. h. durch seine Persönlichkeit Vertrauen einflößen. Der wahre Arzt benützt nun dieses Vertrauen, um das Gemüth des Kranken und die Heilkraft der Natur in ihm aufrecht zu halten. Der Wunderarzt sucht seine Kranken glauben zu machen, oder glaubt es selbst, daß hinter dem sichtbaren Mittel, das er anwendet, ein Etwas verborgen sei, das geheime und wundersame Heilkräfte in sich schließt; er benützt diese Gemüthsstimmung — nicht um seine Kranken zu heilen, sondern um sich zu bereichern, oder sich als Wundermann hochpreisen zu lassen. Wie viel Unheil diese Sucht nach dem Außerordentlichen, und diese krankhafte Selbsttäuschung der Phantasie stiftet, beweiset unter Andern fünftens auch der Unfug, den der Pöbel mit sogenannten sympathetischen Kuren zu trei-

*) Hofrath und Professor Himly in Göttingen.

ben pflegt. Es ist nicht zu läugnen, daß manche Krankheit durch Sympathie, d. h. durch Mittel geheilt wird, deren Wirksamkeit auf keiner materiellen Grundlage, sondern vielmehr auf jener geheimnißvollen, geistigen und heilsamen Beziehung beruht, in der die Lebenskraft des einen Wesens zu der eines Anderen steht. Allein Wahrheit und Betrug sind hier oft so schwer zu unterscheiden, — es wimmelt im Felde der Sympathie von den verschiedenartigsten Thatsachen in so bunter Menge, — das Geistigreine schlägt hier so leicht in das Grobirdische über, daß man nicht genug bei dem Glauben an diese Kuren auf seiner Hut seyn kann. Leider aber bildet eben diese Sympathie den Schauplatz, auf dem der Wunderarzt seine Bude aufschlägt, und seine Künste treibt. Gelingt es ihm, durch irgend einen eigenthümlichen, oder dem Kranken verborgen gebliebenen Reiz die großen Heilkräfte der Natur, wie sie in jedem Menschen schlummern, zu erwecken, und dadurch irgend ein hartnäckiges Uebel zu heben, so frohlockt er im Herzen, wenn er sieht, daß die leichtgläubige Menge diese Heilung nicht der in jedem Menschen wohnenden Heilkraft — die oft nur eines sehr geringen Reizes bedarf, um in volle Thätigkeit auszubrechen, — sondern gewissen unsichtbaren Kräften zuschreibt, die Er, der große Arzt, mit seinen Zauberformeln herbeizurufen wisse. Ist es ihm einmal gelungen, die gute Meinung der Gläubigen für sich zu gewinnen, so wird er täglich dreister in seinen Mitteln; je widerlicher sie sind, desto kräftiger der Eindruck, desto brillanter der Erfolg. Mit aller Feierlichkeit wird er seine Kuren beginnen und enden; so daß z. B. während derselben der Kranke nicht sprechen darf; durch welche Verschwiegenheit die ohnehin gereizte Phantasie in noch größerer Spannung erhalten wird. Solche Mittel und Künste werden angewendet, um den Leichtgläubigen zu täuschen, Vorurtheil und Aberglaube zu verstärken, und dem armen Kranken die wenigen Groschen, die er noch hat, aus der Tasche zu spielen. —

Es gibt endlich Menschen, deren Nerven eben so schwach, als für geringe äußere Reize höchst empfänglich sind. Fallen solche Unglückliche in die Hand eines Arztes, der diese erhöhte Reizbarkeit nicht gehörig schont, so werden sie ein Opfer der Unwissenheit, der Unvorsichtigkeit und der unreinsten Gesinnung. Die Geschichte der neueren Medicin ist voll solcher traurigen Erfahrungen. Sie erzählt uns auf jedem Blatte, mit welcher Kühnheit Unberufene es wagen, mit magnetischen Naturkräften ein Spiel zu treiben, deren Anwendung, wegen ihres Eingreifens in die verborgensten Tiefen des geistigen Lebens, der größten Vorsicht bedarf. Während diese Kräfte nur von dem geistigreinen und vollkommen gesunden Arzte angewendet werden sollten, — weil Charakterfestigkeit, Geistesgegenwart, Ruhe und Beharrlichkeit zu einem guten Erfolg unerläßliche Bedingungen sind, — während zum Gelingen dieser Heilart die tiefste Kenntniß der menschlichen Natur und des zu behandelnden

Kranken insbesondere erforderlich ist, — geben sich Charlatane, ohne Kenntniß des kunstgemäßen Verfahrens, ohne die Natur dieser geheimnißvollen Kraft von ihrem höheren Gesichtspunkte aufzufassen, das Ansehen, als stünde ihnen dieselbe jeden Augenblick in aller Fülle zu Gebote. Sind auch die Folgen dieser kühnen Manipulationen früher oder später höchst traurig, so erreichen diese Wunderärzte doch für den Augenblick ihren Zweck; ihr flüchtiger Hocuspocus zieht Neugierige herbei, und bald werden sie in den Augen des Publikums im Besitze eines Universalmittels seyn, das allmächtig jede nur gewünschte Wirkung zu Stande bringen könne. — Alles bis jetzt Gesagte gibt uns die Erklärung, wie es möglich ist, daß es Charlatanen, die den Stämpel der Unwissenheit und der rohesten empirischen Anmaßung an ihrer Stirne tragen, doch gar oft gelingen kann, durch sogenannte Wunderkuren die Augen der Welt auf sich zu ziehen. Die große Anzahl der Unheilbaren, das Heer der Hypochondristen und der Hysterischen, die maulmachenden Lobhudler, die Macht des Gemüthes, des Vertrauens und des Glaubens, die Heilkraft der Sympathie und des Magnetismus — alle diese Umstände werden von den Betriegern benützt, um sich bei dem Pöbel geltend zu machen. — Ich habe mich schon oft gefragt: „Hat ein solcher Betrieger Gewissensbisse? Wie sieht es im Innern eines solchen schlauen Fuchses aus, der die Leichtgläubigkeit der leidenden Menschheit so fein zu münzen weiß? Wie steht es in seinem Herzen mit der Heiterkeit, der Ruhe und der sanften Liebenswürdigkeit, die er immer zur Schau trägt? Hat er nicht auch Stunden, wo er sich gestehen muß, daß er mit der kranken Menschheit ein falsches Spiel treibt — ein Spiel, das früher oder später ruchbar werden muß?" — Ich habe mir Mühe gegeben, solche Wunderärzte in Stunden, wo sie sich unbewacht glauben sollten, zu beobachten; die Leerheit und Oede ihres Inneren zu sehen und ein Geständniß ihrer Ohnmacht zu hören, — aber es wollte mir nicht gelingen, sie zu entlarven. Sie sind auf ihrer Hut — in der größten Einsamkeit handeln sie so, als wäre die Welt Zeuge ihrer Schritte — sie runzeln die gelehrte Stirne, preisen ihre Mittel, erheben ihre Heilmethode, wenn sie auch Keiner sieht, um nur nicht aus der Uebung zu kommen. Wie lehrreich für Publikum und Aerzte wäre ein Tagebuch solcher ärztlichen Schauspieler, worin sich ihr Thun und Treiben, so wie es ist, getreu abspiegelte. Ihr offenes Geständniß, daß sie das Edelste im Menschen, seine höhere Natur mißbraucht, sein Vertrauen heimlich verlacht und übervortheilt, und mit seiner Gesundheit Ball gespielt haben, würde manchen Verirrten wieder zur Vernunft bringen. In einem solchen Buche müßte sich ein langes Verzeichniß thörichter Enthusiasten und leichtgläubiger Gemüthsschwächlinge vorfinden, die aus lächerlicher Sucht nach dem Außerordentlichen ihm schaarenweise zurannten, und während sie die bessere Hilfe verab-

säumten, zu seinen Gaukeleien ihre Zuflucht nahmen. Da es aber bis jetzt an solchen Selbstbekenntnissen der Charlatane fehlt, so müssen wir uns nur mit Warnungen begnügen — Warnungen, die der Vernünftige doch endlich hören und beherzigen wird, wenn er nicht ganz vom Netze der Schwärmerei, des Aberglaubens und der Leichtgläubigkeit umgarnt, für alle Zusprache der Vernunft und der Wahrheit taub geworden ist. —

Der Lehnstuhl für Gehörkranke *).

Was das Fernrohr für das Auge ist, müssen die Hörröhre einst noch für das Ohr werden, und wahrscheinlich ist die Zeit nicht mehr fern, in der man sich auf mehrere Meilen eben so gut durch das Gehör verständigen kann, wie dieß gegenwärtig mit Hilfe des Telescops durch das Auge möglich ist. Von diesem Gesichtspunkte ausgehend, hat einer der erfahrensten Männer in Ohrenkrankheiten, Herr Curtis, Ohrenarzt Sr. Majestät des Königs von Großbritannien (Aurist to his Majesty), einen sogenannten akustischen Lehnstuhl erfunden, worüber wir aus der neuesten Ausgabe des von diesem Künstler verfaßten Werkes **) Folgendes entlehnen:

„Mein akustischer Stuhl ist für den Gebrauch der unheilbar Schwerhörigen bestimmt. Duguet baute zwar schon im Jahre 1706 einen einigermaßen ähnlichen Stuhl, allein meiner hat vor jenem den sehr großen Vorzug voraus, daß die in demselben sitzende Person nicht mit der Seite hört, von welcher sie angesprochen wird, sondern mit der entgegengesetzten. Man vermeidet daher auf diese Weise das Unangenehme und Nachtheilige, welches daraus erwächst, daß sich der Sprechende dem Schwerhörigen so weit annähert, daß er ihm in das Ohr athmet, und dadurch eine noch größere Erschlaffung des Trommelfelles veranlaßt ***). Dieser letztere Erfolg ergibt sich auch gewöhnlich bei der Anwendung der kurzen elastistischen Hörröhren und der Hörtrompeten, welche letztere eben so oft angewendet werden, um durch sie zu sprechen, als zu ihrem ursprünglichen Zwecke. Viele Personen sind, nachdem sie sich der Trompete auch nur eine halbe Stunde lang bedienen, in Folge der Einwirkung des Athems auf das Trommelfell beinahe ganz taub. Mein Stuhl ist so gebaut, daß die mit aller Bequemlichkeit in ihm sitzende

*) Siehe Mechanics Magazine Nr. 701, S. 274, und Dinglers polytechnisches Journal. Band 64, Heft 2.

**) A treatise on the physiology and pathology of the ear. By John Har. Curtis Esq. 6. edition London 1836.

***) Es sind viele Fälle aufgezählt, in welchen, aus der Sitte, Schwerhörigen in die Ohren hinein zu sprechen, höchst nachtheilige und traurige Folgen erwuchsen, besonders, wenn der Athem des Sprechenden unrein war. So erzählt z. B. Lord Herbert, daß Cardinal Wolsey in der späteren Zeit seines Lebens seinem Monarchen Heinrich dem VIII. von England beständig in die Ohren zu flistern pflegte, und daß die Uebel, an denen dieser Monarch litt, nicht mit Unrecht diesem schädlichen Einflusse zugeschrieben wurden. A. d. O.

Person mit aller Genauigkeit hört, was in irgend einem der Gemächer, von denen aus die Hörröhre an den Stuhl gerichtet sind, vorgeht. Er beruht auf einer verbesserten Anwendung der Grundsätze der gegenwärtig allgemein gebräuchlichen Sprachröhre; und ist um so schätzenswerther, als dessen Benützung mit keiner Mühe verbunden ist, und überhaupt so einfach von statten geht, daß sich ein Kind desselben eben so leicht bedienen kann, wie ein Erwachsener. Abgesehen hiervon, bildet er auch ein eben so bequemes als elegantes Möbel. Er hat die Größe eines Lehnstuhls, an dessen hohem Rücken zwei Schallröhre angebracht sind. Am Ende einer jeden dieser Röhre befindet sich eine durchlöcherte Platte, die den von irgend einem Theile des Gemaches herbeigelangenden Schall in ein paraboloidisches Gefäß zusammendrängt. Auf diese Weise wird der Schall gesammelt, und dadurch, daß er mit einer geringen Menge Luft verbunden wird, eindringender gemacht. Das convexe Ende des Gefäßes wirft den Schall zurück, und macht ihn deutlicher, so wie die in der Röhre befindliche, durch den Schall aufgeregte Luft ihre Wirkung auf das Ohr fortpflanzt, welches auf diese Weise sowohl durch die artikulirten Töne, als auch durch jeden anderen Schall lebhafter afficirt wird. Mit Hilfe einer hinlänglichen Anzahl von Röhren kann man es dahin bringen, daß man in dem Stuhle sitzend, überall her, z. B. von dem Hause der Lords und der Gemeinen her in dem Palaste von St. James, und selbst im Palaste von Windsor Nachricht erhalten kann. So sonderbar dieß auch klingen mag, so ist es nichts Neues, sondern ein abermaliger Beleg für Salomon's Spruch, daß es unter der Sonne nichts Neues gibt. Itard erzählt nämlich in seinem vortrefflichen Werke über das Ohr, daß Aristoteles für seinen Zögling Alexander den Großen, eine Schalltrompete erfand, mit der er auf 100 Stadien Entfernung (etwa 12 engl. Meilen) seine Befehle ertheilen konnte. Schon dem Alcmäon und Hippocrates schreibt man übrigens die Erfindung der Hörtrompeten zu."

Herr Curtis soll jetzt, wie man sagt, mit den Lords des Schatzes über eine akustische Verbindung zwischen den verschiedenen Localen der verschiedenen Verwaltungs- und Militär-Bureaux unterhandeln.

Eine Zeichnung dieses akustischen Lehnstuhls findet sich in Dinglers polytechnischem Journal, Band 64, Heft 2.

Marienbad und seine Heilquellen.

Marienbad, seine Heilquellen und Umgebungen, von Med. Dr. J. Ad. Frankl, Brunnenarzte zu Marienbad ꝛc. ꝛc., Prag 1837.

Diese gehaltreiche, Sr. Majestät dem jetzt regierenden Könige von Sachsen gewidmete Monographie Marienbads beginnt mit einer topographischen Beschreibung dieses Ortes. Marienbad liegt im Nordwesten des Pilsner Kreises, auf der Stiftsherrschaft Teplitz, unter 49° 58′ 33″ Breite und 30°

21′ 45″ Länge, 1902 Schuh über der Meeresfläche, und hat 7° als mittlere Temperatur. Sein Terrain wird durch ein Gebirgsthal gebildet, das größtentheils in Porphirgranit niedersetzt. Dieses Thal öffnet sich nur im Süden. Die Berge rings herum sind bis zu den Höhen mit Fichtenwaldung überwachsen, und nur an seltenen einzelnen Stellen findet man etwas steile Felsenabschnitte. — Die Anzahl der Häuser beläuft sich auf 65, die alle in einem eleganten gefälligen Style von Außen und zweckmäßig von Innen gebaut sind. Die Häuserreihen bilden keine Gassen, da sie einerseits meist an Gebirge und Waldung sich lehnen, andererseits bedeutend weit aus einander stehen. Die sämmtliche Häuserflucht umschließt freundliche parkähnliche Gartenanlagen. — Nach einer sehr kurzen Geschichte des Stiftes Teplitz geht der Verfasser auf die Geschichte Marienbads über, woraus hervorgeht, daß die mit vieler Sachkenntniß abgefaßte Schrift des Herrn Hofrathes Dr. Nehr (Beschreibung der mineralischen Quellen zu Marienbad, 1817) es eigentlich war, welche das ärztliche Publikum zuerst auf die Heilkräfte Marienbads näher aufmerksam machte. Den Entwürfen Nehr's, den Dr. Heidler mit Recht den Vater des Kurortes nennt, gab Se. Excellenz der Herr Staats- und Conferenz-Minister, Graf von Kolowrat-Liebsteinski, damals Oberstburggraf von Böhmen, Gestalt und Leben. Von dem regsten Eifer für Emporbringung des Kurortes beseelt, ließ Se. Excellenz im November 1818 zu Marienbad eine Verhandlung pflegen, in der die Verhältnisse und Bedürfnisse des neuentstandenen Kurortes allseitig gewürdiget wurden. Nach dieser Verhandlung wurde auch Alles, so wie es jetzt in Marienbad besteht, angeordnet und ausgeführt. Nebst Dr. Nehr trugen die beiden wackeren und gelehrten Aerzte, Dr. Scheu und Dr. Heidler, durch ihre gehaltvollen Schriften über die Heilquellen Marienbads sehr viel zur Verbreitung ihres Rufes bei. — In der nun folgenden Beschreibung der Quellen, Bäder und einiger öffentlichen Gebäude, wird zuerst das alte Badhaus angeführt. Hier findet man 27 Zimmer zu Wasserbädern von der Marienquelle und 8 Zimmer zu Schlammbädern. Diese haben Luftheitzung, und jedes derselben hat zwei Badewannen, wovon die eine mit erwärmtem Schlamm gefüllt ist; aus dieser steigt man in die andere gleich daneben befindliche, die, mit Wasser gefüllt, zum Abspülen des Moores dient. Die Schlammbadewannen ruhen auf kleinen Rädern, damit sie nach jedesmaligem Gebrauche aus dem Zimmer in den Hof gefahren, dort abgelassen, gereiniget und frisch gefüllt werden. Der einmal gebrauchte und abgelassene Schlamm wird nicht wieder benützt, und lauft durch einen eigenen Kanal in den Bach ab. — In dem alten Badhause findet sich 1 Zimmer zum Douche-, Sturz- und Regenbad (wozu gleichfalls das Wasser der Marienquelle zu jeder beliebigen Temperatur verwendet wird), und eine Dampfbadeanstalt. In dem Hofraume des alten Badehauses ent-

springt die Marienquelle (welchen Namen sie von einem früher allda befindlichen Marienbilde erhielt), die täglich Wasser für 528 Bäder liefert und deren (im Verhältniß zu den Badezimmern) höhere Lage den Vortheil gewährt, daß das kalte Wasser durch wohlgeschlossene Röhren unmittelbar von der Quelle in die Badewannen geleitet wird. Der Boden um die Marienquelle herum besteht aus Moorerde; an verschiedenen Puncten dieses Moorgrundes bricht immerwährend kohlensaures Gas hervor, und die Stelle, wo die Entbindung dieser Luftart mit besonderer Mächtigkeit Statt hat, ist mit einem artigen Breterhäuschen überbaut, in welchem 4 Stübchen zu Gasbädern sich befinden. —

An 80 Klafter vom alten Badhause liegt das neue Badhaus mit 12 geräumigen, mit Luftheitzung versehenen Zimmern und einem Douche-apparate. Das Badewasser hierzu liefern der Ambrosius- und Carolinenbrunnen. Nach einer Beschreibung der genannten beiden Quellen und des Kreuzbrunnens bemerkt der Verfasser, daß dieser so ergiebig ist, daß er in 24 Stunden 5209 große Flaschen füllen kann. Sein Wasser ist klar, perlend, von schwachprickelndem, salzigen Geschmacke; bei längerem Stehen an der atmosphärischen Luft oder erwärmt, trübt es sich etwas und verliert den säuerlichen Geschmack. Ungefähr 900 Klafter in fast genau südlicher Richtung vom Kreuzbrunnen liegt die Ferdinandsquelle, 130 Klafter von diesem entfernt der Wiesensäuerling, der bis jetzt noch nicht medicinisch angewendet wurde. Endlich liegt in einer nun geebneten Waldschlucht der Waldbrunnen. Nebst dem Kursalon, der Boutikenhalle, der Kapelle, wird noch des Kurspitals erwähnt. Es dient zur Unterkunft und Verpflegung armer Kurgäste und wird von den einlaufenden Beiträgen wohlthätiger Kurgäste erhalten. In Marienbad befindet sich auch eine Apotheke und ein Theater. — Der Verfasser geht dann nach Vorausschickung einiger allgemeinen Begriffe zu den „Heilquellen Marienbads" über, und geht die Wirkungen und Heilkräfte derselben in einzelnen Capiteln durch. Von der Waldquelle bemerkt der Verfasser, daß sie eine Zeit lang im großen Civilspitale in Wien anstatt des Johannesbrunnens angewendet wurde; daß sie selbst bei den schwächsten Verdauungsorganen als mildes Auflösungsmittel vertragen werde, und daß sie, nach Professor Steinmann chemisch betrachtet, dem Salzbrunnen in Schlesien am nächsten komme. Die nähere „Angabe der Krankheiten, bei denen der Kurgebrauch zu Marienbad angezeigt oder zu widerrathen ist," müssen wir aus dem Grunde, weil unsere nichtärztlichen Leser sich ohnehin dießfalls an einen Arzt wenden, übergehen, und nur noch Einiges aus dem Capitel: „Badeleben," entnehmen. Wer nur immer Vergnügungen nachjagen möchte, wer das lustige Stadtleben nur mit eigenen Variationen in einer Badestadt wieder durchmachen will, der bleibe, wie der Verfasser sehr wahr bemerkt, fern von Marienbad; er würde sich sonst bit-

ter getäuscht sehen. Marienbad ist keine Stadt, es ist und will nichts mehr seyn, als ein Kurort, wohin man bloß kommt, um seine Gesundheit wieder zu finden. Es macht bei der Ankunft keinen imposanten Eindruck, das idyllische Thal erregt weder Staunen, noch Bewunderung, aber man fühlt sich bald heimisch und behaglich daselbst, und nur höchst ungern trennt man sich zuletzt von ihm und den neugewonnenen Freunden. Friedliche Heiterkeit, ein jovialer, von allen Fesseln der Etikette freier Ton ist daselbst die vorherrschende Stimmung. Geistes- und Gemüthsverwandte erkennen sich daselbst bald, und nicht lärmend und prunkvoll, sondern still und fröhlich gestalten sich hier die geselligen Unterhaltungen. — In einem eigenen Capitel werden die Spaziergänge und Ausflüge in die Umgegend näher beschrieben. Hier wird besonders der Besuch des Sr. Durchlaucht dem k. k. Herrn Haus-, Hof- und Staatskanzler Fürsten C. L. von Metternich gehörigen Schlosses Königswart als ein für den Freund der Natur und der Kunst höchst interessanter Ausflug bezeichnet, und die drei Königswarter Mineralquellen (zu den alkalisch-erdigen Eisenquellen gehörig) angeführt, unter denen die Trink- (Eleonoren-) Quelle nach dem Urtheile des Herrn Baron von Jacquin zu den stärksten Eisenwässern der Monarchie gehören. Was der Verfasser über „Entstehung der Mineralquellen" überhaupt, über „Mineralien und Pflanzen" in der Gegend Marienbads sagte, übergehen wir, um auf die den Kurgast näher angehenden „Notizen" aufmerksam zu machen. Für Unterkunft der Kurgäste, so wie für Bequemlichkeit, Ameublement und Nettigkeit der Wohnungen ist hinlänglich gesorgt. Es ist gut, die Wohnung etwas früher zu bestellen und gleichzeitig anzugeben, an welchem Monate und Tage man kommen, und wie lange man bleiben, wie vieler Zimmer, Betten u. s. w. man bedürfe. Jedes Haus hat die Gerechtigkeit, für seine Miethgäste die Küche zu führen. Arme Kurgäste erhalten bei Mangel an Platz im Spital Geldunterstützung zur Bestreitung der Miethe, und die Bäder gratis. — Für den Genuß der Trinkquellen kömmt nichts zu zahlen. — Für Lectüre sorgen zwei Buchhandlungen, die einen Cyclus von Journalen in fremden Sprachen halten. In diesem Capitel werden noch viele andere wissenswerthe Notizen und Vorsichten mitgetheilt, die wir aber im Werke selbst nachzulesen bitten. Mit Bemerkungen über Füllung und Versendung der Mineralwässer, so wie mit einer chemischen Analyse der einzelnen Marienbaderquellen wird diese Monographie geschlossen, die wir mit vollem Recht allen denen, die nach Marienbad gehen, empfehlen.

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Ruprechtsplatz Nro. 462, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonnirt man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugeschickt wird.

Gedruckt bei J. P. Sollinger.

Neue Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. H. Beer.

[N° 47.] Montag, den 12. Juni. [1837.]

Inhalt: Wichtigkeit einer eigenen Diät für dramatische Künstler (vom Redacteur). — Vorläufige Bemerkungen über die Molkenkur-Anstalt (von Johann Reautz). — Miscellen.

Einladung zur Pränumeration

auf den zweiten halben Jahrgang der neuen Folge der »Gesundheitszeitung.«

Indem der Gefertigte den P. T. Herren Abonnenten seinen innigsten Dank für die gütige Theilnahme, die sie seiner Zeitschrift bis jetzt angedeihen ließen, hiermit öffentlich abstatter, ladet er dieselben höflichst zur ferneren Pränumeration auf die nun bald folgende zweite Jahreshälfte derselben mit der Bitte ein, die dießfalls nöthigen Einleitungen baldmöglichst zu treffen, damit die Stärke der Auflage hiernach bestimmt werden könne.

Man pränumerirt in Wien mit jährlichen 6 fl., halbjährig 3 fl. und vierteljährig 1 fl. 30 kr. C. M. in dem Bureau des Unterzeichneten, Rupprechtsplatz Nr. 462, oder in der Carl Gerold'schen Buchhandlung, — in den k. k. Provinzen auf jeder Poststation mit jährlichen 7 fl., und halbjährig 3 fl. 30 kr. bei portofreier Zusendung, so wie in allen soliden Buchhandlungen der Monarchie.

Dr. H. H. Beer.

Wichtigkeit einer eigenen Diät für dramatische Künstler.

(Vom Redacteur.)

Während der Eine bei Ausübung seines Berufes nur den Körper, der Andere den Geist vorzüglich anstrengt, gibt es Künste, die gleichzeitig die körperlichen und geistigen Kräfte anstrengen. Eine solche Kunst ist die der Schauspieler, und die Lebensart, welche dramatische Künstler führen müssen, um gesund zu bleiben, ist eine so eigenthüm-

liche, daß es gewiß von höchster Wichtigkeit ist, daß ein erfahrner Arzt neuerlichst diesem Gegenstande seine ganze Aufmerksamkeit gewidmet hat*). Unter Schauspielern versteht er jedoch nicht jene gewöhnlichen Bretterhelden, die mit ihrer Kunst nur nach Brot gehen, ihre Rolle mechanisch ableiern, und, sobald sie das Kostüm abgelegt, jeder Idee der Person sich entäußern, deren Charakter ihnen anvertraut war; denn für derlei Menschen (meint er) genügen die Alltagsregeln der Diätetik. Es handelt sich hier vielmehr um die Gesundheit eines Künstlers, der, mit einer feinen Organisation begabt, schon von der Natur die höchste Empfänglichkeit für äußere Reize erhalten hat; der das Erhabene seiner Kunst begreift, und sie mit leidenschaftlicher Begeisterung liebt. — Da wird der Arzt mit den gewöhnlichen Diätvorschriften nicht ausreichen. Solche reichbegabte Menschen vergessen leicht im Feuer der Darstellung, im begeisterten Hinaustreten aus sich Selbst, das wahre Maß ihrer Kräfte, und werden leicht ein Opfer ihres Kunsteifers. Die Aufgabe des dramatischen Künstlers ist, die darzustellenden Charaktere nicht nur naturgetreu, sondern auch nach den Gesetzen des Schönen zu veranschaulichen; der körperliche Ausdruck der Affecte und Leidenschaften erfordert bei ihm eine um so größere Anstrengung, weil er in der Gränze des Schönen sich halten soll. Der Schauspieler, der ein ganzes vielbewegtes Menschenleben vor uns vorüberführt, muß durch leichte, feine und edle Bewegungen, durch ausdrucksvolles Antlitz und Auge, durch ein klangvolles, biegsames Organ, durch Ton und Sprache fremde Seelenzustände klar versinnlichen; er muß nicht nur seine Sinne und die übrigen körperlichen Anlagen durch gymnastische Uebungen, sondern auch seine geistigen Kräfte, Phantasie, Gefühl, Gedächtniß, Besonnenheit ausbilden und veredlen; er soll täglich andere Sitten, Gewohnheiten, Leidenschaften in ihrer schärfsten Eigenthümlichkeit treu copieren; im Momente dieser Darstellung sich seiner Persönlichkeit entäußern, sich gänzlich in seiner Gewalt haben, bei aller Leidenschaft mit Bewußtseyn verfahren, des höchsten Schwunges, wie der höchsten Kälte in wenigen Momenten nacheinander fähig seyn **). — Welche wohlberechnete Lebensart, welche scharfe Aufmerksamkeit auf das Gleichgewicht zwischen Körper und Geist wird also schon bei der Erziehung des werdenden Schauspielers erfordert! Und nun die Ausübung seiner Kunst selbst! Welchen Gefahren setzen ihn die mannigfachen Bewegungen und Stellungen des Körpers, die Anstrengungen der Sprach- und Brustorgane, die schnellen Uebergänge der Temperatur, der ewige Wechsel zwischen leidenschaftlicher und ruhiger Sprache und Haltung, zwischen feuriger Begeisterung und kalter Beson-

*) Hygiène philosophique des artistes dramatiques par Dr. Broue, Paris 1836.

**) Siehe: Aesthetisches Lexicon von J. Feitteles; Wien 1837. Art. Schauspielkunst.

nenheit aus! Denkt man sich noch die Stellung des Schauspielers seinen übrigen Kunstgenossen und der bürgerlichen Gesellschaft gegenüber, so wie die Leidenschaften der Liebe, des Neides, des Ehrgeizes, der Unmäßigkeit hinzu, denen er auf und außer der Schaubühne täglich ausgesetzt ist, so wird es klar, daß der dramatische Künstler mehr, als jeder Andere schädlichen Einflüssen ununterbrochen ausgesetzt ist. Je mehr der wahre Schauspieler von dem Geiste seiner Rolle innig durchdrungen ist, desto mehr wird er gleichsam eins werden mit der Person, die er darzustellen hat; er wird ihre Gestalt, ihre Stimme, Accent, Charakter, Ton, Kleidung, Sprache, Sitten und Manieren nachahmen, um so vollständig als möglich dem Original zu gleichen. Aber welche Geduld, welche Anstrengung, welch tiefes Studium des menschlichen Herzens werden erfordert, damit der Schauspieler dieser täglichen Umstaltung gewachsen sei; um die Physiognomie seiner Rolle nach Willkür annehmen zu können; um jene elastische Biegsamkeit der Phantasie zu erringen, die den Affect lebendig auffaßt, ihn kräftig und wahr darstellt, und doch sich selbst beherrscht. Der Schauspieler geht aus seinem eigenen Ich jeden Augenblick heraus, und ersetzt es durch eine erkünstelte Persönlichkeit, deren feinste Nüancen er auffassen muß; er soll seine Begeisterung bis zur lebendigsten Erwärmung des Zuschauers steigern, und sie doch innerhalb der Gränzen der Kunst festhalten. Welcher Fleiß, welche Beharrlichkeit gehört zur Verwirklichung dieser ideelen Aufgabe, und wie viele traurige Folgen kann sie für die Gesundheit haben, wenn diese Aufgabe nicht mit Klugheit und Vorsicht ausgeführt wird. Zwar kann nicht geläugnet werden, daß der erhöhte Zustand geistiger Regsamkeit, in der die Seelenkräfte des Schauspielers sich während des Spieles befinden, ihn für die Schädlichkeiten der Außenwelt weniger empfänglich macht; daß im Momente der höchsten Weihe dem Künstler die Idee als schützender Genius beisteht, und ihn mit einer hinreichenden Fülle von Lebensenergie versieht, die manche nachtheiligen Einflüsse kräftig zurückweist; allein dieser schützende Zustand dauert nicht lange; der erhöhte Reizungszustand der Nerven hört mit der ausgespielten Rolle auf — und der Künstler wird gegen jede Schädlichkeit nur noch empfänglicher. Nicht zu vergessen ist, daß die erhöhte Reizbarkeit der Dichter, die Horaz „genus irritabile" nennt, vielleicht noch größer bei Schauspielern ist; La louange est le seul baume (sagt ein französischer Arzt), qui puisse calmer ce spasme douloureux de l'imagination." Ihre Empfänglichkeit für Lob und Tadel ist sehr hoch gesteigert. Eben diese Eitelkeit verführt sie oft, Fehlern der Natur oder Schwächen des Alters durch gesundheitswidrige Surrogate abhelfen zu wollen, oder sich den nachtheiligsten Einflüssen der Mode auszusetzen. — Aus dem bisher Gesagten leuchtet ein, daß

*) Siehe dasselbe Lexicon, Art. Begeisterung.

Schauspieler ganz eigenthümlichen Schädlichkeiten ausgesetzt sind, denen sie nur durch eine ihrem Berufe angemessene Diät abhelfen können. Dem Bedürfnisse einer solchen Diätetik für Schauspieler hat Dr. Brouc in dem oben angeführten Werke mit vieler Sachkenntniß abzuhelfen gesucht, auf welches wir Schauspieler und Aerzte dringend aufmerksam machen.

Vorläufige Bemerkungen über die Molkenkur-Anstalt, welche auf der sogenannten hohen Wand, nächst Hainbach, errichtet wird, von Johann Reautz.

Zu allen Zeiten und bei allen Völkern wurde die aus dem Euter mehrerer Haussäugethiere gesammelte Milch, besonders aber die Kuhmilch, nicht nur als Nahrungsmittel, sondern auch, nebst der aus ihr bereiteten Molke, als Heilmittel in verschiedenen chronischen Uebeln angewendet.

Schon die alten Griechen gebrauchten diese beiden Mittel bei ihren Kranken. Die Hippocratischen Schriften enthalten schon Vieles darüber.

Milch und Molke gehören in die Reihe jener Heilmittel, die ohne in die Sinne fallenden Eigenschaften, sanft wie die Natur selbst, die herrlichsten Wirkungen in derselben hervorbringen. Die größten Aerzte haben daher von jeher in vielen Leiden des Menschengeschlechtes ihre Zuflucht zu Molkenkuren genommen.

Wenn die vortheilhafte Wirkung der natürlichen Molke die Verdauung nicht beschweren soll, dann muß sie süß seyn, und darf keine fremden Stoffe oder andere Zusätze enthalten, so wie auch durch ein thierisches Product geschieden seyn, und nicht gekocht werden, wodurch sie ihrer lebendigen Verbindungen und flüchtigen Theile beraubt wird, sondern sie muß gleichsam ihre Lebenswärme beibehalten. Die Molke soll auf ruhigem Platz, gleich nach dem Melken, durch den reinen, noch mit Wasser verdünnten Magensaft des Kalbes aus einer von gewürzhaften Bergkräutern entstandenen Milch abgeschieden werden. Solche Molken verträgt der schwächste, reizbarste, nervöseste Magen, auch ein solcher, der nie Milch vertragen konnte. Ich habe dieses einige Mal an einigen meiner Begleiter nach den steiermärkischen Hochalpen wahrgenommen. Sie erzeugt keine Säure im Magen, keine Blähungen, löset gelinde auf, befördert alle Ausscheidungen, auch die der Nieren, gibt einen frischen und guten Chylus, belebt und verbessert die organischen Säfte. Dieses Alles können wir freilich nicht hoffen von einer Molke, die aus mancher Milch, welche man uns zu Markte bringt, bereitet wird, und welche letztere öfters so verfälscht wird, daß nur die strengste Sanitätsaufsicht uns in dieser Beziehung schützt, da auch hier der chemischen Wissenschaft noch Manches zu leisten übrig bleibt, um dem Betrug und der Gewinnsucht alle Wege abzuschneiden. Den Wassergehalt der Milch müssen wohl die

meisten Menschen fast täglich bei ihrem Frühstückkaffeh erfahren, ohne eines andern Prüfungsmittels zu benöthigen.

Wir werden jetzt und zwar in kurzer Zeit in die Lage gesetzt, in der Nähe unserer Hauptstadt eine Milch- und Molkenkuranstalt zu besitzen, wo alles dazu Erforderliche erscheinen wird, und zwar auf der hohen Wand bei Hainbach, hinter Hadersdorf. Der Unternehmer ist der sehr thätige und eifrige Herr Kopensteiner, Hauseigenthümer und Inhaber einer Erziehungs- und Lehranstalt für Knaben, zu Hütteldorf, welcher auf den dortigen Berganhöhen eine Alpenwirthschaft zu errichten begonnen hat, und zwar eine weitläufige Behausung nach Schweizerart, mit den nöthigen Stallungen, welche gegen 40 Kühe der besten Racen aufnehmen, denen seine an jener Berganhöhe befindlichen 70 Joch Wiesen ein kräftiges und nahrhaftes Futter liefern. Eben so wird derselbe auch bereit seyn, täglich gute, reine Milch und Molke auf Verlangen nach Wien am frühen Morgen zu senden. Kurgäste aber, welche selbst in der Nähe zu wohnen wünschen, bieten seine zu Hütteldorf in Verbindung stehenden zwei großen Häuser Nr. 52 und 53 eine günstige Gelegenheit dar, nachdem 30 Zimmer und einige Säle nach erforderlicher Anzahl in die Miethe genommen werden können. Der an diese Häuser anstoßende große, weitläufige Garten, welcher sich gegen eine sanfte Anhöhe, von der man die schönsten Aussichten gegen den k. k. Hof-Jagdthiergarten, so wie gegen den Auhof, Maria-Brunn, dann gegen Hacking, St. Veit, Hietzing u. s. w. gewinnt, hinauszieht, gewährt großes Vergnügen. Auch gebricht es bei dieser Behausung nicht an den erforderlichen Stallungen und Wagenremisen, wenn man ihrer bedarf.

Hier wird auch eine eigene Localität eingerichtet, zum Gebrauche der Milch- oder Molkenkur, und noch am grauen Morgen täglich diese von der hohen Wand hierher gebracht werden.

Wer die hohe Wand und Hainbach mehrere Jahre schon nicht besucht hat, der wird jetzt bei seinem ersten Erscheinen wieder staunen über die herrlichen Anlagen, die er dort findet. Denn seit einigen Jahren haben die große Huld und Gnade, so wie die gespendeten reichlichen Summen Sr. k. k. Hoheit, des Erzherzogs Franz Carl, die Gegend von Hainbach und der hohen Wand in einen großen Park umgewandelt. Es entstanden Wege sowohl zum Gehen als zum Fahren, die die prächtigen Waldpartien nach verschiedenen Richtungen durchschneiden, und zu mehreren, äußerst schönen Aussichten in die nahe und entfernte Gebirgsgegend, so wie auch gegen den ausgebreiteten Tullnerboden und einen Theil der jenseits des Donaustromes im Viertel unter dem Mannhartsberge liegenden Ortschaften führen. Nicht minder zeigen jetzt uns diese besagten Waldungen bequemere Pfade, selbst über einige neu angelegte, haltbare Brücken, welche erstere früher wegen mehreren Grä-

ben, die sich die Wasserfluth nach starken Regengüssen, nicht selten oft Bäume entwurzelnd, bahnt, unterbrochen waren, welche aber dermalen den Wanderer ohne Hindernisse und Umwege zu den verschiedenen Häuserparthien der hiesigen Waldbewohner von Steinbach, Mauerbach, Seiblingstein, Lebereck, Hainbuch, und abwärts den jetzt städtischen Neuwaldegg, so wie auch den zartesten Damenfuß ohne der geringsten Beschwerde dahin gelangen lassen.

Durchschauen wir nun dieses große Landgebiet nebst den zwei angränzenden großen Parken des Freiherrn von Loudon zu Hadersdorf und des Fürsten von Schwarzenberg zu Neuwaldegg, ferners die romantischen Mauerbachergegenden gegen den Tulbingerkogel oder Seitenstettermaß und des Reitermaßes und Chorherrenwald zu, dann von Hainbuch und dem sogenannten Steinriegel abwärts zu dem beginnenden engen und herrlichen Weidlingbacherthal, welches sich zwei Stunden weit in verschiedenen Krümmungen mit seinen prächtigen Wiesengründen bis an das rechte Donauufer an die Klosterneuburgerstraße hinauszieht, so sehen wir einen einzigen ungeheuer großen Park von mehreren Meilen im Umfange, dessen Schönheit gewiß Britannien vergebens in seiner Heimat suchen würde. Hier sehen wir zugleich im hohen blumenreichen Grase fette Heerden weiden, die mit ihrem harmonischen Geläute die Luft erfüllen, und eine schmackhafte, gesunde Milch ist die Ausbeute der genossenen Blumen und Kräuter. Hier kann der Melancholiker seinen Träumen nachhängen, der Geschäftsmann auf Wiesen und in Bosketen sich der Sorgen entschlagen, der Freund der vaterländischen Flora, sowohl im Thale und auf Anhöhen an ihrem Busen schwelgen, der Dichter phantasiren; und Alle insgesammt auf heimatlichem — auf österreichischem Boden! *)

Miscellen.

Wohlthat des Taubstummen-Unterrichtes.

Die Gazette des Tribunaux theilt die einen Taubstummen, Namens Hebert, betreffende öffentliche Sitzung am königlichen Civil-Gerichtshofe von Paris mit, in welcher es sich handelte, ob derselbe sein Vermögen selbst verwalten könne. Hebert, taubstumm geboren, 34 Jahre alt, gegen den sich, seitdem er majorenn geworden, keine Klage erhoben, war

*) Wer nähere Aufklärung über die verschiedenen Localitäten, geschichtlichen Verhältnisse, Beschreibung der in der hiesigen Umgebung befindlichen Aussichtspunkte, der hiesigen Flora u. s. w. zu erhalten wünscht, dem empfehlen wir die bekannten und beliebten Weidmann'schen und Seidl'schen Schriften über die Umgebung Wiens und die Beschreibung des Kahlengebirges u. s. w. von Johann Groß, nebst naturhistorischen Fragmenten von Johann Reautz. Wien 1832. Ferners kann nachgesehen werden: Schilderung des Tulbingerkogels hinter Mauerbach von Johann Reautz. Allgemeine Theaterzeitung und Unterhaltungsblatt. Wien 1828, Nr. 80 — 81. Der Red.

immer im Besitz seiner vollen Vernunft, und kann lesen und schreiben. Einer seiner Onkel schuldete ihm seit 8 Jahren die Summe von 165 Francs, und wußte sich der vom Taubstummen gegen ihn erhobenen Klage nicht anders zu entziehen, als daß er bei dem Gerichtshof von Sens ansuchte, seinen taubstummen Neffen für unfähig zu erklären, sein Vermögen selbst zu verwalten; welche Erklärung dieses Tribunal mit dem Bedeuten, daß Hebert blödsinnig sei, wirklich aussprach. Herr Colmet d'Age, ein Advocat, wies indessen nach, daß der Taubstumme bei einem Notar in Expeditionssachen arbeitete, sich längere Zeit mit dem Feldbau beschäftige, an Sonn- und Feiertagen dieselben Vergnügungen, wie die übrigen Bauern, mitgenieße, das Kegelspiel sehr gut verstehe, sich nicht betriegen lasse, den Werth der Münzen sehr gut kenne u. s. w. Leidenschaftlich für den Tanz eingenommen, habe er sich doch desselben neulich enthalten, als er seine Tante verlor, und gab deutlich zu verstehen, daß es ihm bei einem solchen schmerzlichen Verluste nicht erlaubt sei, zu tanzen. Herr Colmet d'Age stellte dem vom Tribunal als blödsinnig erklärten Unglücklichen mehrere Fragen, denen dieser mit „Ja" oder „Nein" sehr treffend antwortete, und er bezeigte bei dieser Gelegenheit durch Zeichensprache sehr rührend seine Liebe und Anhänglichkeit an einen seiner Verwandten, den Einzigen, der an der Klage gegen ihn keinen Antheil nahm. Er schrieb auch an seinen Advocaten: „Da ich weder blödsinnig, noch närrisch, noch ein Verschwender bin, so begreife ich nicht, warum ich nicht mein kleines Vermögen selbst verwalten sollte, und bitte Sie daher, die Gerechtigkeit meiner Sache zu vertheidigen." — Der Vertheidiger seines Onkels behauptete mit juridischer Spitzfindigkeit, daß Hebert der moralischen Welt fremd sei, daß er wohl schreiben könne, aber das Geschriebene nicht verstehe, weil er es nicht laut lesen könne; daß er ein Opfer der Verwandten sei, die ihm Alles, was er schrieb, dictiren; er habe ein bloßes Nachahmungsvermögen u. s. w. Der Pariser Gerichtshof beschloß indessen, daß Hebert nicht in einem Zustande von Blödsinn oder Wahnsinn sei, daß aber doch seine Lage erfordere, daß Jemand ihm als Rathgeber an die Seite gesetzt werde, wozu Herr Labarte, Sachwalter bei dem Pariser Tribunal, ernannt wurde.

— x —

Die Gewalt des Instincts.

Le Vaillant erzählt folgendes interessante Beispiel vom Instinct. Als er in Holländisch-Guiana zu Peramarilo lebte, wo er geboren ward, und wo er, obwohl noch sehr jung, sich eine Insektensammlung machte, hatte er und seine Begleiter auf einer solchen Excursion einen weiblichen Affen getödtet. „Da das Weibchen (erzählt er) auf dem Rücken ein Junges trug, das noch nicht verwundet war, so nahmen wir beide mit uns, und als wir zur Pflan-

zung zurückkehrten, hatte der Affe noch nicht die Schultern der Mutter verlassen. Er schmiegte sich vielmehr so dicht an dieselbe, daß ich genöthigt war, einen Neger zu Hilfe zu nehmen, um sie auseinander zu bringen; aber kaum war das Junge von der Mutter getrennt, als es, gleich einem Vogel, auf einem hölzernen Perrückenstock, der in der Nähe mit meines Vaters Perrücke bedeckt stand, zuschoß, denselben mit seinen vier Pfoten umfaßte, und durchaus nicht dahin gebracht werden konnte, diese Stellung zu verlassen. Getäuscht durch seinen Instinct, glaubte der junge Affe noch immer auf dem Rücken seiner Mutter und unter deren Schutz zu seyn. Da er sich an dieser Perrücke ziemlich wohl zu befinden schien, so beschloß ich, ihn daselbst zu lassen, und ihn mit Geißmilch zu füttern. Beinahe drei Wochen blieb er in diesem Irrthum, bis er, gleichsam sich selber angehörend, die Pflegemutter-Perrücke verließ, und durch seine unterhaltenden Streiche der Freund und der Günstling der ganzen Familie wurde."

Möglichkeit öffentlicher, warmer, unentgeltlicher Bäder.

In der Sitzung der Akademie der Wissenschaften zu Paris vom 22. Mai d. J., gibt Herr Arago neue Erläuterungen über den artesischen Brunnen, den die Stadt Paris jetzt graben läßt. Man ist jetzt bis auf die Tiefe von 400 Mètres gekommen, und die Sonde fällt noch inmitten der unermeßlichen Kreideschichte des Pariser Bassins; das Wasser erscheint noch nicht, weil man es in einem porösen Erdreich, wo es eingesogen wird, nicht erhalten kann; nur wenn man bis zur äußersten Gränze dieser Schichte wird durchgedrungen seyn, ist Hoffnung, das Wasser bis auf die Erdoberfläche steigen zu sehen. Ungeachtet daß diese Thatsache beweist, daß man schwerlich auf dem linken Seine-Ufer mit Hilfe eines artesischen Brunnens sich Wasser verschaffen dürfte, so besteht die Stadt dennoch darauf, das Bohren noch tiefer fortzusetzen, in der Hoffnung, hierdurch auf Resultate von hohem Interesse zu kommen. Denn gelingt es z. B. bei dem tieferen Durchbohren von einigen hundert Mètres auf eine lebendige Quelle zu stoßen, so kann man mit Gewißheit voraussagen, daß ein Wasser, welches einer solchen Tiefe entspringt, eine hinlänglich hohe Temperatur haben wird, um öffentliche und unentgeltliche, warme Bäder zu liefern, um Armenanstalten zu versehen u. s. w. In einer Tiefe von 400 Mètres, bis wie weit man bis jetzt gedrungen ist, haben die Herren Arago und Dulong bei sorgfältiger Untersuchung die Temperatur des Wassers 23½ Grad gefunden, und der fixen Temperatur der Keller des Observatoriums gleich, so daß die Wärme des Wassers jedesmal um einen Grad zunimmt, so oft man um 31 Mètres tiefer in die Erde vordringt.

Gedruckt bei J. P. Sollinger.

Neue Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. H. Beer.

[N° 48.] Donnerstag, den 15. Juni. [1837.]

Inhalt: Das Salinen-Dampfbad zu Ischel. — Beiträge zur Geschichte der Mäßigkeitsvereine. — Miscelle.

Das Salinen-Dampfbad zu Ischel.

Einen besonderen Zweig der vielbewährten Heilanstalten, welche Ischel in so reichem Maße darbietet, bilden dessen Salinen-Dampfbäder. Da diese Gattung von Bädern ihrer heilsamen Wirkung wegen sich besonders auszeichnen, und die neuesten Erfahrungen die günstigsten Resultate hierüber lieferten, so glauben wir unseren Lesern, die mit dem Wesen dieser Anstalt minder vertraut sind, einen nützlichen Dienst zu erweisen, wenn wir ihnen einen treuen Auszug aus der unten angeführten Schrift *) mittheilen, um sie auf die Einrichtung, Natur, Eigenthümlichkeit und Wirkung der Salz- und Solen-Dampfbäder aufmerksam zu machen. —

Wer Solenbäder an Orten braucht, wo Salinen sich befinden, darf niemals vergessen, daß sich daselbst eine mit Salzdämpfen geschwängerte Atmosphäre bildet. Durch zahlreiche Erfahrungen von dem heilsamen Einfluß dieser Salzdämpfe in vielen Krankheitsformen überzeugt, fanden sich daher die Gründer der Solenbad-Anstalt zu Ischel bewogen, auch die aus den Salzpfannen aufsteigenden Dämpfe als Heilmittel anzuwenden, und so kam nach und nach eine in vieler Rücksicht ganz eigenthümliche Solendampfbad-Anstalt zu Stande **).

*) Das Salinendampfbad zu Ischel von Fr. v. Erlach, Magister der Chemie. Wien 1837.

**) Während anfangs die Kranken sich nur von Zeit zu Zeit in das Sudhaus begaben, und sich dort den Dämpfen der kochenden Sole aussetzten, wurde bei Zunahme der Kurgäste, und da das Verweilen im dunkeln Sudhause unter viel beschäftigten Arbeitern beschwerlich wurde, auf dem über der Pfanne hinlaufenden Dachgebälke ein mit Geländer versehe-

Die Salinenatmosphäre entsteht nicht bloß aus der kochenden Sole, sondern auch aus der theilweisen Zersetzung des Salzes am Rande der Pfanne und in den Dörrkammern. Die aus der kochenden Sole selbst entweichenden Dämpfe sind meistens nur Wasserdämpfe mit äußerst geringen Spuren von Kochsalz; allein aus den Salzkrusten, welche am Rande der Pfanne sich festsetzen und sehr erhitzt werden, so wie aus einer gleichen Zersetzung in den Dörrkammern, entbinden sich die eigentlichen wirksamen Bestandtheile der Salinendämpfe *).

---

ner Rostboden gelegt, auf welchem die Badegäste, welche die Dampfkur gebrauchten, gemeinschaftlich dem dichtesten Dampfe sich aussetzten. Allein der allzufreie Zutritt der Luft veränderte die Richtung der abziehenden Dämpfe so, das diese den Badenden oft plötzlich entzogen wurden. Da zugleich Entblößung mit der Schicklichkeit unvereinbar war, so wurden die Kleider der Badegäste durchnäßt, und die leidenden Theile von den Dämpfen nur wenig berührt. Diesem Uebelstande abzuhelfen, wurde im Jahre 1829 nach Angabe des Badearztes, Herrn Dr. Götz, eine lange Gallerie über die Pfanne gespannt, kleine tragbare Kämmerchen aus Leinwand auf selber aufgestellt, worin die einzeln Badenden, nach Bedürfniß entkleidet, das gesammte Hautorgan den Dämpfen aussetzen, und deren Zuströmen durch eine sehr einfache Vorrichtung selbst vermehren oder vermindern konnten. Da sich gleichzeitig ein An- und Auskleidekabinet daselbst befand, so gewann diese Einrichtung zwar den Rang und Namen einer Dampfbad-Anstalt, die aber aller Gefälligkeit und Bequemlichkeit ermangelte.

In dem im Jahre 1835 neu erbauten Siedehause wurde auf die etwa zu errichtende Dampfbadanstalt möglichst Rücksicht genommen. Hier wurden die Dämpfe in zwei nebeneinander aufsteigenden Dampffängen gesammelt. Jeder derselben wurde im Innern mehrfach getheilt; und zwar in 8 Kammern (zum eigentlichen Badegebrauche) und einen (mit mehreren Eintrittsthüren versehenen) Gang, der, mit minder dichten Dämpfen erfüllt, zur Vorbereitung diente. Diesem Dampffange gegenüber war eine Reihe Auskleidekabinete errichtet. Indem nun über jeder der beiden Pfannen ein Dampffang und ein Auskleidekabinet zum Badegebrauche eingerichtet war, so entstanden zwei Reihen von Dampfbädern, die Eine für Damen, die Andere für Herren bestimmt. Indeß übten die Solendämpfe an den Holz-, Metall- und Leinwandgeräthen ihren auflösenden Einfluß in so hohem Grade, daß die sinnreiche Einrichtung gänzlich zerstört, und für das Jahr 1836 eine neue Herstellung nöthig war. Es wurden wieder die schon erwähnten Leinwandkämmerchen eingeführt, die nach beendigtem Bade den Dämpfen entzogen, und daher rein und unbeschädigt erhalten werden konnten. Gleichzeitig wurden 8 Roste angebracht, die mittelst Rollen über den Rostboden vor- und rückwärts beweglich sind, worauf die Badekämmerchen festgestellt, und darin die Badenden, wie in geschlossenen Wagen, den Dämpfen mehr oder weniger ausgesetzt werden können. Die an den Kämmerchen angebrachten Deckel kann der Badende selbst öffnen und schließen. Durch diese Einrichtung gewann das Innere der Dampfbäder ein gefälligeres Ansehen; die aus den Dämpfen gebildeten Tropfen wurden mittelst Rinnen gesammelt und abgeleitet; der Boden mit reiner Leinwand bedeckt, die äußeren Wände mit weißer Farbe übertüncht, und für pünktliche Bedienung gesorgt. So ausgestattet ward diese Dampfbadeanstalt im 1. Juni 1836 eröffnet, und wird in gleicher Einrichtung unter steter Verbesserung in den nächsten Badejahren fortgeführt werden.

*) Diese Salinenatmosphäre enthält Chlor, Salzsäure, Salmiak, etwas Hydrobromsäure, und die aus dem Erdharz sich bildenden Brandprodukte, daher ihr saurer Geruch, der durch ein eigenthümliches Brand-Aroma eine annehmliche Beimischung enthält. Die Dämpfe der Dörrkammern sind es vorzüglich, welche der Luft des ganzen Bezirkes von Ischel

Das Salinendampfbad zu Ischel bildet eine ganz eigene Art von Dampfbad, und unterscheidet sich wesentlich von allen bisher bekannten Dampf-, Qualm- und Schwitzbädern; es verdankt seinen besonderen Charakter der eigenthümlichen Beschaffenheit der Solendämpfe, deren großartigen, ununterbrochen sich erneuernden Entwicklung, und der Mitwirkung gesunder freier Gebirgsluft. Wohl zu beherzigen ist, daß zwar die wässerigen Dämpfe der Sole durch Verdampfung einer Partie Sole überall leicht zu gewinnen seien; daß aber die sauren und salzigen Dämpfe nur bei der Saline aus den Dörrkammern und dem Pfannenrande sich entwickeln, und daß eben in der Fortdauer ihrer Erzeugung eine bedeutende Wirksamkeit liegt. Auch ist das große Verhältniß der Dampfentwicklung und die Bildung einer so großen Menge desselben bei so geringen Kosten nur bei Salinen möglich. Es ist ferner nicht zu vergessen, daß nicht an jeder Saline die Einwirkung der freien Luft auf die in Dämpfen Badenden von so guter Wirkung sei, wie in Ischel, wo die Atmosphäre ruhig, und die Luft rein und milde ist. Einen anderen Vortheil gewährt unser Salinendampfbad, daß im ganzen Bereiche derselben ein Wärmegrad verbreitet ist, der vor jeder Abkühlung schützt, ohne daß dabei die Unannehmlichkeit der Ofenwärme empfunden würde. Auch übt die in solcher Fülle, und so lebhaftem Wechsel, unaufhalsam forttreibende Dampfluft einen so kräftigen Reiz auf den Körper aus, daß gewisse, bei anderen Dampfbädern übliche Manipulationen, als: Kneten, Peitschen, Begießen u. s. w. unnöthig sind, und selbst bei unempfindlichen Personen schon durch sanftes Reiben mit Tüchern ersetzt werden können. Endlich wird bei den Solendampfbädern die Wäsche nie gewärmt, indem die hautstärkenden Eigenschaften der Solendämpfe und die gleichmäßige Temperatur des Salinengebäudes den Körper fähig machen, diese Verweichlichung zu entbehren.

Von großer praktischer Bedeutung ist der Umstand, daß das Dampfbad nach Verschiedenheit der Bade-Saison, der Tageszeit und Witterung, Dämpfe von sehr verschiedener Temperatur und Dichte enthalte. In den heißesten Monaten, an warmen Tagen und vorzüglich in den Stunden des höheren Sonnenstandes sind dieselben heißer, durchsichtiger, eindringender; bei kühler, gemäßigter Witterung, so wie vorzüglich in den Morgen- und Abendstunden mäßig warm, nebelartig, feucht. Selbst die Trockenheit und Feuchtigkeit der Luft hat einigen, obwohl nicht bedeutenden Einfluß auf den Zustand der Dämpfe. —

einen eigenthümlichen erquickenden Salzgeruch, und überhaupt die Vorzüge einer Salinenatmosphäre geben, die für die Kurgäste in Ischel eben so wichtig ist, als es bei dem Gebrauche der Seebäder die mit salzigen Ausdünstungen erfüllte Meeresluft für die Heilkräfte des Meerwassers ist.

*

Die Salinendampfbäder sind daher nach ihrem verschiedenen Wärmegrad in heiße und warme eingetheilt worden. Die warmen Dampfbäder (28 — 36° R.) bringen eine angenehme, sanftem Wellenschlage ähnliche Empfindung hervor, bedecken die Haut mit der Feuchtigkeit verdichteter Dämpfe, locken nur wenig Schweiß hervor, an der Oberfläche des Körpers wird Electricität frei, der Badende fühlt alle Organe in Schlummer ähnliche Ruhe versinken, und tritt dennoch neugestärkt aus demselben heraus; die Eßlust wird erhöht, und bei der Einwirkung der Luft eine wohlthätige Aufregung empfunden. Die Dauer eines warmen Dampfbades kann sich auf 18 bis 24 Minuten erstrecken.

Das heiße Dampfbad (über 36° R.) ist zugleich ein Schwitzbad. Der Körper des Badenden wird heiß und trocken, und bald bricht heftiger Schweiß hervor, die innere Lebenswärme wird vermehrt, und die im Körper erzeugten flüssigen und flüchtigen Substanzen verdampfen und entweichen.

Das heiße Dampfbad ergreift daher in den ersten Augenblicken sehr heftig; mancher Badende glaubt den Wärmegrad und den Andrang der aufströmenden Dämpfe kaum ertragen und kaum Athem holen zu können. Sobald jedoch der Schweiß ausgebrochen, wird die Wärme erträglich, das Athmen leicht und frei, wie in den reinen Lüften der Alpenregion *). Die Dauer eines heißen Dampfbades kann 5 bis 15 Minuten seyn.

Aus dem Gesagten geht klar hervor, daß es keineswegs gleichgültig sei, das Dampfbad warm oder heiß zu gebrauchen; und da dieser Wärmegrad des Dampfbades von der Temperatur der äußeren Atmosphäre abhängt, und nicht nach der Willkür des Badenden eingerichtet werden kann, so muß der Kurgast für sein Bad eine Tageszeit beobachten, in welcher eine seinem Zustande angemessene Badwärme zu erwarten ist **).

In den dermaligen Dampfbädern, wo eigene Deckwände den Zutritt der Luft und Zugwinde von der kochenden Sole abhalten, geschieht es viel seltener, als es früher der Fall war, daß die Dämpfe einige Secunden lang aussetzen, und ein Wind über den Körper streicht, welcher das unangenehme Gefühl plötzlicher Kälte hervorbringt. In den Momenten jedoch, wo diese Schutzdecken, um das Salz auszuziehen, geöffnet werden — besonders bei Nord- und Nordostwinde — tritt dennoch ein rascher Luftwechsel ein, wobei

*) Die Dämpfe des heißen Dampfbades enthalten einen viel größeren Antheil von den salzigen Bestandtheilen, so daß der Badende beim Einathmen einen salzigen oder sauren Geschmack bemerkt. Auch wird Electrizität am Körper des Kranken frei, die Wechselwirkung zwischen der schwitzenden Haut und den schon in Dampf verwandelten Stoffen macht diese Letztere negativ electrisch, und den noch tropfbar flüssigen Theil — folglich auch den leitungsfähigen Körper, der ihn trägt, positiv electrisch, und dieses Wechselspiel der Electrizität ist um so höher gesteigert, je rascher und thätiger die Verdampfung des Schweißes ist.

**) In der oben angeführten Schrift ist eine eigens dießfalls verfaßte Tabelle, die das Verhältniß der Sommermonate, der Tageszeiten, der Witterung und Winde zu dem Wärmegrad des Dampfbades angibt.

die Badenden sogleich jene schnelle Abkühlung fühlen, die von Einigen sehr gefürchtet wird, weil sie dieselbe für die Folge eines kalten Zugwindes halten. Allein dieses plötzliche Gefühl von Abkühlung rührt nicht von der kälteren, äußeren Luftströmung her — denn die äußere Luft gelangt jederzeit warm in den Baderaum, weil sie durch das erwärmte Siedehaus und über die kochende Sole früher streichen muß, ehe sie durch die Dampffänge in den Baderaum gelangt — sondern diese Empfindung ist eine Folge der rascheren Verdunstung der am Körper haftenden Feuchtigkeit, weil, wie bekannt, bei jeder Verdunstung Kälte entsteht. Daher findet das Gefühl von Kälte hier auch dann Statt, wenn eine, obwohl erwärmte Luft schneller an dem Körper hinaufströmt, und die Verdunstung beschleunigt. Da aber hierdurch die Ausdünstung nicht gehemmt wird, und in wenig Augenblicken die Einwirkung der Dämpfe wieder eintritt, so haben die Badenden dießfalls um so weniger Grund, besorgt zu seyn, als gerade diese flüchtige Abkühlung — ähnlich dem Begießen mit kaltem Wasser bei den russischen Dampfbädern — nützlich seyn dürfte. Nicht immer ist jedoch diese Abkühlung dienlich, und Kranke, denen es an Muth oder Kraft gebricht, können durch Leinwandschieber unter dem Boden des Kabinets oder durch Schließung des Kabinetdeckels, oder endlich dadurch dieser Verkühlung vorbeugen, daß sie zum Bade eine Zeit wählen, wo die Pfannendeckwände geschlossen sind. Im Gegentheil sind jenen Badegästen, welchen ein rascheres Aufströmen und die zeitweise Abkühlung zuträglich ist, die Stunden zu empfehlen, wo die Pfannendeckwände geöffnet sind *). Was die Anweisung zum zweckmäßigen Gebrauche der Salinendampfbäder betrifft, heben wir hier als die wichtigsten Momente folgende heraus:

Vor Allem ist nöthig, dießfalls den Rath eines erfahrnen, und mit den Eigenthümlichkeiten Ischels innig vertrauten Arztes einzuholen. Ist dieß geschehen, so ist es gut, sich im Dampfbadlocale (im neuen Sudhause) zu melden, um über die Badestunde und andere Bedingungen sich zu verständigen.

Wer das Dampfbad als Mittel zur Kräftigung der Hautthätigkeit, zur Reinigung, und für eine kranke, empfindliche Haut, als ausgleichendes, nervenstärkendes Mittel (also das warme Salinen-Dampfbad) gebraucht, bedarf im Allgemeinen des Nachschwitzens nicht. Da das Dampfbad die Empfindlichkeit der Haut gegen die klimatischen und atmosphärischen Eindrücke bedeutend vermindert: so hat der nach Hause Gehende, wenn die Witterung nicht besonders ungünstig ist, von der freien Luft nichs zu fürchten.

Für diejenigen, welche das Dampfbad gegen Unthätigkeit, oder andere tief gewurzelte Uebel der Haut (nämlich das heiße Dampfbad) gebrauchen, gewährt das Nachschwitzen Behagen und Vortheil.

*) Auch über die Stunden des Tages, wo die Deckwände einer jeden Pfanne, sowohl im Herren- als Damenbade geschlossen oder geöffnet sind, gibt obiges Buch eine Tabelle.

Bei den mächtig wirkenden heißen Dampfbädern ist vor Allem ein stufenweiser Uebergang zu empfehlen. Oft ist auch ein ähnliches Rückschreiten nöthig.

Wer zu Aufwallungen des Blutes gegen Kopf geneigt ist, soll vor dem Eintritte in den Dampfraum und auch im Bade selbst den Kopf, besonders die Schläfe, die Stirne und den Scheitel mit kühlem Wasser, mittelst eines Badschwammes, öfters benetzen. Auch das Trinken einiger Gläser frischen Wassers, während der Dauer des heißen Dampfbades, hat sich oft wohlthätig bewiesen.

Würde indeß, ungeachtet dieser Vorkehrung, ein anhaltender Andrang des Blutes gegen den Kopf, oder eine bedeutende Beschleunigung der Pulsschläge bemerkt: so muß das Bad verlassen werden, und hätte es auch nur eine Minute gedauert.

Vor dem Dampfbade muß jede Erhitzung vermieden werden.

Wie jedes Bad, ist auch das Dampfbad bei gefülltem Magen weder angenehm, noch nützlich. Erst zwei bis drei Stunden nach dem Male soll gebadet werden. Eben so ist auch der Genuß geistiger, aufregender Getränke vor keinem Bade zu rathen; doppelt nachtheilig aber beim Dampfbade.

Wer von den Dampfbädern sehr ergriffen wird, und sich ermattet fühlt, soll nach zwei oder drei Bädern einen oder auch zwei Tage aussetzen.

Da der Betrieb der Salinen-Manipulation öftere Ausbesserungen der Pfannen, und deßhalb das Auslöschen des Feuers nöthig macht: so sind wegen Mangel der Dämpfe die Dampfbäder während dieser Zeit eingestellt. Dauert ein solcher Stillstand nicht länger als drei Tage, so dürften solche von den Badegästen als eine Ruhezeit angesehen werden. Währt er aber länger, so werden in einem, von dem Herrn Rector Magnificus der Wiener Universität, Hofrath Dr. v. Wirer, erbauten kleinen Badhause, welches zur Dampfentwicklung mit einer Salzpfanne versehen ist, die Dampfbäder als Aushilfe gegeben *).

Beitrag zur Geschichte der Mäßigkeitsvereine.

Im Phönix 1837 Nr. 112 lesen wir folgenden interessanten Beitrag zur Geschichte der Mäßigkeitsvereine:

Im IX. oder X. Jahrhundert entdeckten die Araber die Bereitung des Alkohol's, welches anfangs, als Arznei gebraucht, den Namen Lebenswasser (aqua vitae) erhielt, und noch zu Ende des XVI. Jahrhunderts ließen die Engländer ihren Soldaten solches Aquavit als Herzstärkung verabreichen. Aber bald wurde das Lebenswasser zum Todestrank für Millionen. Smollet erzählt, daß unter Wilhelm und Maria, Branntwein- (Gin-) Verkäufer in England auf ihren Aushängschilden ankündigten: „für die kleine Summe von einem Pfennig (3 kr.) könne man sich betrinken, und für zwei

*) Ueber die electrischen Solenbäder in Ischel werden wir in einem der künftigen Blätter Einiges mittheilen. D. Red.

Pfennige sich todttrunken machen; den Schläfern gebe man das Stroh umsonst." Das Parlament beschränkte in der Folge den Verkauf der geistigen Getränke; seit aber 1827 diese Beschränkungen aufgehoben, gibt es sogenannte Gin-Paläste in London, wo Tausende dem Trunke fröhnen, wie es denn Monate gegeben, in denen an 4000 Betrunkene, die Nacht auf der Straße liegend, gefunden und auf das Polizei-Amt gebracht worden.

Vielleicht nirgends hatte aber die Trinksucht mehr überhand genommen, als in Nordamerika, wo von 1790 bis 1832 fast eine Milliarde Flaschen geistiger Getränke eingeführt, und im Jahre 1825 der jährliche Verbrauch auf 274 bis 328 Millionen Flaschen (für eine Bevölkerung von circa 12 Millionen) angeschlagen wurde. Wirklich zählte man in jenen Jahren an 30,000 entschiedene Trunkenbolde, und der hierdurch erwachsende Schaden wurde auf 500 Millionen Franken geschätzt.

Aber wo das Verderben auf's Höchste gestiegen, erblühte auch das Heilmittel. Schon frühe hatte man in Flugschriften und Tagblättern und von der Kanzel herab zur Mäßigkeit im Genusse jener Getränke ermahnt. Beides vergeblich. Auch eine 1813 in Massachusetts zu diesem Zwecke gebildete Gesellschaft erfreute sich nur geringen Erfolgs. Das Uebel mußte an der Wurzel angegriffen werden. Da vereinigten im Jahre 1816 einsichtsvolle Menschenfreunde sich zur völligen Abschaffung der geistigen Getränke, und eine Zeitschrift wurde zu Boston gegründet, durch welche die amerikanische Mäßigkeitsgesellschaft ihren Grundsätzen Eingang zu verschaffen suchte.

Sehr bald zeigte sich eine allgemeine Theilnahme. Die Sache wurde in vielen Flugschriften besprochen, und zu Ende 1818 zählte man schon mehr als 200 Mäßigkeitsvereine mit nahe an 30,000 Mitgliedern. Man sah ganze Regimenter der Miliz, Körperschaften von Geistlichen, Aerzten, Advocaten entsprechende Beschlüsse fassen, und im Jahre 1830 war die Zahl der Vereine auf mehr als 1000 mit mehr als 100,000 Affiliirten gestiegen; mehr als 50 Brennereien und 400 Branntweinwirthschaften waren eingegangen. Zu Lyme im Vermont, wo der Verkauf von 6000 Gallonen auf 600 herabgesunken, hatte sich die Sterblichkeit von 24 1/6 auf 17 1/2 von 100 vermindert.

Im Jahre 1831 fing man nur auch an, die tägliche Branntweinration bei den Soldaten und Seeleuten mittelst einer Solderhöhung abzuschaffen, und 1832 hatten von 1107 Seeleuten an Bord der amerikanischen Eskadre im Mittelmeere schon 819 die Entschädigung angenommen. So konnte schon im folgenden Jahre die Branntweinvertheilung im ganzen Heere abgeschafft werden.

Dem letzten Berichte der nordamerikanischen Mäßigkeitsgesellschaft zu Folge, hatten im vorigen Jahre schon nahe an 2 Millionen Einwohner völlig dem Genusse geistiger Getränke entsagt, und mehr als 8000 Vereine mit ungefähr 1 1/2 Millionen Mitgliedern waren in Thätigkeit zur weiteren Verbreitung dieser Reform. Schon 4000 Brennereien hatten ihre Arbeit, und

8000 Verkäufer ihren Debit eingestellt. Wenigstens 1200 Schiffe waren ausgelaufen, ohne Branntwein an Bord zu haben, und man zählte 12,000 gebesserte Trunkenbolde! —

Indessen war die Anerkennung der Mäßigkeitspflicht, wie 50 Jahre früher die Anerkennung der Menschenrechte — auch für die übrigen Welttheile fruchtbringend geworden. Seit 1831 haben in Großbritannien, Irland, Schweden und Rußland sich Mäßigkeitsvereine gebildet, und besonders von der zu London gegründeten britischen und fremden Gesellschaft aus hat diese Reform sich nach allen englischen Colonien hin verbreitet, so daß jetzt Mäßigkeitsvereine in allen fünf Welttheilen bestehen. Daß auch in Frankreich und Teutschland einige, freilich noch sehr unbedeutende Veranstaltungen zu gleichem Zwecke getroffen, ist schon im Feuilleton des vorigen Jahres berichtet worden. Um dieses Werk zu fördern, ist ein edler Nordamerikaner, Herr M. R. Baird, nach Europa gekommen, und hat im vorigen Jahre zu Paris eine „Histoire des sociétés de tempérance" erscheinen lassen, die er kürzlich auch zu Berlin in teutscher Sprache herausgegeben, und Sr. königl. Hoheit, dem Kronprinzen von Preußen gewidmet hat. Wie nun in Sachsen bereits unter dem Schutze Sr. königl. Hoheit des Prinzen Johann ein Mäßigkeitsverein besteht, so sieht man mit Nächstem auch der Bildung eines solchen in der Hauptstadt Preußens entgegen, was dann hoffentlich auch die übrigen Hauptstädte Teutschlands veranlassen wird, in dieser so heilsamen Reform den Nordamerikanern und Engländern nachzueifern.

Miscelle.

Die gastronomischen Clubs.

Diese in England zahlreichen Clubs suchen den Mäßigkeitsvereinen ein heilsames Gleichgewicht zu halten. Sie unterhalten mit den berühmtesten Gourmands einen Briefwechsel; setzen Preise auf die Erfindung der schmackhaftesten Sauce, bezahlen mit theuerem Gelde eigene reisende Commis, die ihnen aus allen Gegenden die seltensten Früchte und Erstlinge zusenden müssen. In solchen Clubs ist ein guter Bissen und ein echter Wein ein Gegenstand der Verehrung, und die lustigen Zechbrüder leben fröhlich in die Welt hinein. Man will behaupten, daß die eifrigsten Mitglieder solcher Clubs in späteren Jahren in die Mäßigkeitsvereine treten, und nicht durch Worte, sondern durch ihr leidendes Aussehen Proselyten machen. —12—

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Ruprechtsplatz Nro. 462, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonnirt man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugeschickt wird.

Gedruckt bei J. P. Sollinger.

Neue Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. H. Beer.

[N° 49.] Montag, den 19. Juni. [1837.]

Inhalt: Die Eisenbahnen und ihr Einfluß auf die Gesundheit des Menschengeschlechtes (vom Redacteur). — Brudermord als Folge der Schwärmerei. — Miscellen.

Die Eisenbahnen und ihr Einfluß auf die Gesundheit des Menschengeschlechtes.

(Vom Redacteur.)

Die Geschichte der Heilkunde ist nur eine angewandte Geschichte des menschlichen Erfindungsgeistes. Jeder große Fortschritt im Gebiete der Industrie, besonders wenn er einen mächtigen Einfluß auf Verkehr und gesellschaftliches Leben übt, gewährt auch dem Arzte reichen Stoff zum Nachdenken. Er kann der Frage nicht ausweichen: Welchen Vortheil wird die neue Erfindung der leidenden Menschheit bringen? Eröffnet sie den Weg zu neuen Heilmitteln, oder hören durch sie wenigstens frühere Krankheitsursachen auf? Auch die Erfindung der Eisenbahnen greift zu tief in das Leben der Gesellschaft und in die wechselseitigen Verhältnisse der Menschen ein, als daß die Erörterung der Frage überflüssig wäre: Welchen Einfluß kann dieselbe auf die Gesundheit des Menschengeschlechtes üben? »Nicht bloß auf den menschlichen Verkehr (sagt Hufeland), auf Handel, Politik, Wissenschaft und Leben überhaupt, sondern auf den Arzt insbesondere hat die Erfindung der Eisenbahnen einen nicht unwichtigen Einfluß.« — Es sei uns daher erlaubt, den nicht ärztlichen Leser auf einige nähere Beziehungen der Eisenbahnen zur Gesundheit des Menschen aufmerksam zu machen. —

Das Reisen gehört zu den Hauptmitteln der ärztlichen Kunst. Alles, wodurch die Anwendung dieses Heilmittels erleichtert wird, gewährt schon einen Vortheil für die Gesundheit. Unzählige Beispiele lehren, daß eine bedeutende Luftveränderung, die Versetzung des Kranken in ein ent-

ferntes, von dem seines Wohnortes ganz verschiedenes Klima, lang eingewurzelte Uebel des Körpers und des Geistes heilten, die den bewährtesten Heilmitteln in der Heimat widerstanden. Aber wie viele Hindernisse stellen sich hier oft dem Arzte und dem Kranken entgegen. Die Leiden mancher Kranken sind oft so eigenthümlich beschaffen, daß sie nur in einem südlichen milden Klima Trost und Balsam finden, und doch wagt es der Arzt bei der zarten Constitution seines Kranken nicht, die weite Reise in ein solches Klima anzurathen. Wenn es auch langwierige Unterleibsleiden gibt, bei denen die mit dem gewöhnlichen Fahren verbundene Erschütterung die wohlthätigsten Folgen hat — wenn es auch nicht zu läugnen ist, daß oft bei einer Reise nach den Bädern und Mineralquellen die vorhergehende Fahrt und Erschütterung als Vorbereitungskur gelten kann — so gibt es andererseits viele Krankheitszustände, z. B. Blutflüsse, Brustleiden, bei denen eine sanfte, milde Art der Fortbewegung von höchster Wichtigkeit und die körperlichen Erschütterungen mit Gefahr verbunden sind. Diese nachtheiligen Einflüsse fallen bei dem Fahren auf Eisenbahnen weg, weil bei ihnen die Bewegung sanft und ohne Erschütterung zu Stande kommt. — Nicht minder beachtenswerth ist der Gewinn an Zeit, den diese Erfindung dem Kranken gewährt. Oft ist der Gebrauch einer weit entlegenen Heilquelle oder eines Seebades das einzige Mittel zur Rettung eines Leidenden — aber seine Verhältnisse als Familienvater, Staatsbeamter, Geschäftsmann, erlauben ihm nur den Aufwand weniger Wochen zu seiner Herstellung. Wie traurig, die Hälfte dieser karg zugemessenen Zeit der Hin- und Herreise aufopfern zu müssen! — Selbst wenn die für unseren Krankheitszustand passende Heilquelle nur 2 bis 3 Meilen von unserem gewöhnlichen Wohnorte entfernt ist, ist die eben erwähnte Zeitersparniß von unberechenbarem Vortheil. Es gibt nämlich viele Personen, denen ihre ämtliche oder bürgerliche Stellung den täglichen Aufenthalt in der Hauptstadt durch einige Stunden nöthig macht. Ist nun in der Nähe einer solchen Stadt ein Gesundbrunnen, wie z. B. Baden bei Wien, welche Wohlthat gewährt es einestheils dem Geschäftsmanne, täglich seinem Wirkungskreise ohne großen Zeitverlust vorstehen, andererseits dem Familienvater, die Seinigen täglich sehen zu können. Welche unberechenbare Wohlthat für die Gesundheit und Erziehung der Kinder, wenn ihre kranke Mutter, trotz des Gebrauches der Bäder, doch täglich mit ihrem zärtlichen Auge sie bewachen und für die Bedürfnisse des Hauses sorgen kann! — Welchen wohlthätigen Einfluß übt selbst dieses tägliche Ueberschauen des eigenen Herdes auf die Gemüthsberuhigung des Kranken! — Bemerkenswerth ist in dieser Beziehung, daß oft das, was man Heimweh nennt (eine Empfindung, wodurch oft

der ganze Erfolg einer Bade- und Brunnenkur oder einer Klima-Veränderung vereitelt wird), bloß in dem Gedanken wurzelt, daß man von einem zu Hause etwa vorgefallenen unglücklichen Ereignisse zu spät benachrichtigt werden — oder auf einen freudig überraschenden Besuch seiner Angehörigen gar nicht rechnen — daß man im Falle des Erkrankens seinen Arzt nicht haben könne, und was mehr derlei beängstigende Vorstellungen sind. Alle diese beunruhigenden Empfindungen werden beschwichtigt durch die leichte und schnelle Art des persönlichen Verkehrs, wie ihn die Eisenbahnen gewähren.

Ein anderer vortheilhafter Umstand, den die Errichtung von Eisenbahnen mit sich führt, liegt in der Vermeidung gewisser schädlicher Einflüsse, denen man bei der gewöhnlichen Art zu reisen ausgesetzt ist. Wer bei der noch jetzt bestehenden Weise eine etwas größere Reise zu machen hat, muß entweder des Nachts reisen, oder viel in Gasthäusern übernachten, viel Staub verschlucken, die Atmosphäre mehrerer oft kranken Personen bei geschlossenem Wagen einathmen, in gekrümmter oder zusammengedrückter Lage Tage lang sitzen. Alle diese Umstände, die auf die Thätigkeit der Augen, der Brust- und Unterleibsorgane nachtheilig einwirken, Rheumatismen verursachen, — die sogar (wie es oft bei der größten Vorsicht nicht vermieden werden kann) zur Verbreitung ansteckender Krankheiten Veranlassung geben können — alle diese Nachtheile können bei dem Reisen auf Eisenbahnen vermieden werden. Ob die Bewegung auf Eisenbahnen wegen der pfeilschnell vorübereilenden Gegenstände den Augen — ob die hierbei bewirkte Luftströmung und der Dampf, der Brust schaden können, getrauen wir uns, aus Mangel an hinreichender Erfahrung, nicht zu entscheiden. Es wäre zu wünschen, wenn Aerzte, die hierüber Beobachtungen anzustellen Gelegenheit haben, sich dießfalls aussprechen möchten. Auch kann nicht geläugnet werden, daß es Fälle gibt, wo der Zweck der Reise weit besser erreicht wird, wenn der Kranke sich der gewöhnlichen Art zu reisen bedient. In dieser Beziehung ist wohl zu beherzigen, daß da, wo es sich bei chronischen Krankheiten um Auflösung von Stockungen im Unterleibe und um Beförderung des Blutumlaufes in demselben handelt, eine fortdauernde Erschütterung durch das Fahren auf gewöhnlichen Straßen wohlthätig werden kann. „Ich habe Fälle genug gesehen," sagt Hufeland, „wo zur Kur von Goldaderbeschwerden und Hypochondrie gar nichts weiter nöthig war, als eine fahrend vollbrachte Reise von mehreren Wochen und Monaten." Dieser große Arzt glaubt daher, daß es Fälle gebe, wo es künftig nothwendig seyn dürfte, bei solchen medicinischen Reisen, wobei die Erschütterung als Heilmittel wirken soll, den Kranken ausdrücklich die Eisenbahnen zu ver-

bieten und ihnen das Fahren auf den Chausseen zu empfehlen. Auch solche Reisen, bei denen der Arzt ein Abwechseln zwischen Fahren und Zufußgehen als heilsam erachtet — bei denen als abwechselnd mit dem Fahren das Besteigen sanft sich erhebender Hügel als bruststärkend empfohlen wird — dürfte unsere jetzige Art zu fahren noch immer ihre Vortheile gewähren. Nur müssen wir noch auf den Umstand aufmerksam machen, daß durch den schnellen Transport mittelst Eisenbahnen so manche gefährliche Seereise vermieden werden dürfte; die man oft nur des kürzeren Weges halber dem Landwege vorzieht, der zu gleichem Ziele, nur in längerer Zeit, führt. So haben wir z. B. Personen gekannt, die durch die zu überstehende Seekrankheit mit vielem Nachtheile für ihre Gesundheit, die Reise von Triest nach Venedig bloß der dringlichen Zeit wegen zur See machten und gewiß lieber eine zwischen beiden Städten bestehende Eisenbahn befahren hätten. Ein Aehnliches gilt von den Reisen auf großen Strömen, wobei mancher wegen des Aufenthaltes in einer feuchten Atmosphäre sich kalte Fieber, Katarrhe, Rheumatismen zuziehen kann, und wo auch die Kost und die vielen auf einem Schiffe zusammengedrängten Personen leicht krankmachende Schädlichkeiten abgeben können. Wir zweifeln nicht, daß mit dem Fortschreiten und der Verbreitung der Eisenbahnen in Europa auch eine Diätetik für Reisende auf Eisenbahnen erscheinen wird; nur wäre es zu wünschen, daß sie aus der Feder eines erfahrnen Arztes fließen möchte, der selbst mehrere Reisen auf denselben gemacht, und mehrere Kranke auf denselben zu beobachten Gelegenheit hätte. Was wir in diesem Aufsatze hierüber gesagt, möge der geneigte Leser als bloße Winke in dieser Beziehung betrachten, und eben deßwegen mit Nachsicht beurtheilen.

Brudermord als Folge der Schwärmerei.

M. P., von Kindheit an in jeder Hinsicht wohl erzogen, hatte als Knabe die Schule regelmäßig besucht, und seine Lehrer waren mit seinem Fleiße sehr zufrieden. Eben so fleißig besuchte M. P. die Kirche und den Religionsunterricht. Nicht nur seine Bekannten, sondern auch sein Seelsorger bezeugen seinen moralischen, untadelhaften Lebenswandel. Mit seinen Geschwistern lebte er beständig in der größten Eintracht und übte sogar ein geistiges Uebergewicht über sie aus.

Während dieses arbeitsamen Lebens hatte er es sehr gern, wenn sein, des Lesens kundiger Bruder ihm aus Gebetbüchern und andern religiösen Schriften vorlas, während er selbst mit einer Handarbeit beschäftigt war. Zu dieser Richtung seines Geistes scheinen die Ermahnungen, welche die Mutter ihm und der übrigen Familie auf dem Sterbebette ertheilte, indem sie auf eine ergreifende Weise vor den Gefahren, welchen man, besonders in moralischer

Hinsicht, auf Erden ausgesetzt sei, warnte, zuerst entschieden beigetragen zu haben.

Es faßte nun die Idee bei ihm Wurzel: Er besitze nicht die erforderliche moralische Stärke, um den Versuchungen der Welt zu widerstehen, und es sei daher sehr leicht möglich, daß er bei der strengen Gerechtigkeit Gottes der Freuden des Himmels verlustig gehen werde.

Während er sich so abmühte, einen Ausweg zu finden, um der ewigen Glückseligkeit dennoch theilhaftig zu werden, kam er auf den Gedanken, sich zur Ehre Gottes tödten zu lassen. Aber wie zu einem solchen Märtyrertode gelangen? Den Selbstmord verbot ihm die Religion; er dachte also daran, einen Andern zu überreden, ihn zur Ehre Gottes zu tödten.

Er fand Niemand, der diese Idee hätte auffassen können, als seinen jüngeren Bruder Heinrich. So kam er endlich auf den complicirten Gedanken, seinem Bruder Heinrich dieselbe Ansicht über die Gefahr, auf dieser sündhaften Welt verführt zu werden, und den Wunsch beizubringen, je eher je lieber durch einen freiwilligen Tod dieser Gefahr zu entgehen; alsdann wollte er derjenige seyn, der diesen seinen Liebling durch Tödtung zum Himmel verhälfe, in der Ueberzeugung, daß die irdische Justiz, seine That als ein Verbrechen ansehend, ihn wiederum dafür mit dem Tode bestrafen werde.

Es ward ihm nicht schwer, seinen Bruder Heinrich für seinen Plan zu gewinnen. Dieser, ein gesunder, munterer Knabe von 15 Jahren, war ihm mit wahrer brüderlicher Liebe zugethan, und wenn er gleich nicht geneigt war, mit so melancholisch-schwärmerischen Ideen sich abzuquälen, wie M., so war er doch von jeher gewöhnt, die Aussprüche seines älteren Bruders, dem er einen reiferen Verstand zutraute, als sich, als über allen Zweifel erhaben anzusehen. Ohne Arg ließ er sich von diesem überzeugen, daß hienieden kein Heil zu hoffen sei, und daß, um den Himmel zu erlangen, es kein besseres Mittel gebe, als freiwillig dem Aufenthalte auf der Erde zu entsagen. Er nahm daher den Vorschlag des Bruders, sich von ihm zur Ehre Gottes tödten zu lassen, freudig an.

Also einig, schlossen sich die Brüder noch inniger an einander an, als früher, und verabredeten gemeinschaftlich die Ausführung ihres Planes.

Auf Alles vorbereitet, führten die beiden Brüder Sonntags am 27. Juli 1834 ihre Absicht aus. Mit einem Rasirmesser und Gebetbüchern versehen, gingen sie zusammen in den Wald. Hier kniete der jüngere Bruder nieder, und las aus den Gebetbüchern mehrere zur Bekehrung ermahnende Gebete laut vor; der ältere nahm mit Händedruck und Kuß von ihm Abschied, bat ihn, für ihn zu beten, wenn er im Himmel seyn werde; hinzusetzend, daß auch er ihn bald im Himmel wieder zu sehen hoffe, und — ein

rascher, kräftiger Schnitt mit dem Rasirmesser durch den Nacken lieferte das Opfer!

Während dieses ganzen Schauder erregenden Vorgangs wurde, wie es scheint, von beiden Brüdern gar nicht an den Act selbst, an die Tödtung gedacht. Alle Gedanken waren lediglich auf das Verdienstliche und die Folgen desselben gerichtet, und mit dem kältesten Blute, ohne den geringsten Abscheu verrichtete der Opfernde die in seinen Augen heilige Handlung. — Auch nach der That trat keine besondere Aenderung in der Gemüthsstimmung des nun zum Brudermörder Gewordenen ein. Nachdem er der Leiche eine ihm passend scheinende Lage gegeben hatte, nahm er die Gebetbücher und das Messer zu sich, und schlug den Weg nach dem Dorfe wieder ein. Zwar drang sich ihm der Gedanke auf: Er möchte doch wohl nicht recht gehandelt haben, und es möchte wohl besser seyn, wenn er an der Stelle seines Bruders und im Himmel wäre. Aber sehr bald wurde dieser Gedanke wieder durch den über das Verdienstliche der Handlung, so wie durch die Hoffnung, daß auch er seinerseits nun bald in den Himmel gelangen werde, verdrängt, und, im Dorfe angelangt, verkündigte M. P. einem Jeden, der es hören wollte, mit freudigem Antlitze, er habe seinem Bruder in den Himmel geholfen und werde selbst bald auch dorthin kommen.

Erst als er später im einsamen Untersuchungsarreste ruhig über seine That nachdachte und allmälig wieder mehr Theil an seiner Umgebung nahm, kam Inquisit zu der Ueberzeugung: er habe unrecht gehandelt, die Gebote Gottes übertreten und einen Brudermord, also eine Todsünde begangen. Nun änderte sich sein Gemüthszustand. Statt, wie früher, einen zufriedenen, triumphirenden Blick zu zeigen, schlug er jetzt das Gesicht zu Boden, nahm keinen Theil an der Außenwelt, antwortete auf vorgelegte Fragen nicht, oder doch nur nach Wiederholung derselben, und sobald man ihn an seine That erinnerte, weinte, schluchzte und seufzte er dermaßen, daß die Unterredung mit ihm abgebrochen werden mußte, weil er außer Stand war, eine zusammenhängende Antwort zu geben.

Dieß ist actenmäßig die Geschichte eines glücklicher Weise eben so seltenen, als tragischen Ereignisses *).

Miscellen.

Etwas für Freunde des Thee.

Im Cabinet de Lecture lesen wir folgende praktische Bemerkungen über die Methode, den Thee zu bereiten. „Man hat beobachtet, daß ein Theeaufguß in einem silbernen Gefäße kräftiger und aromatischer ist, als wenn er in einem schwarzen Töpfergeschirre bereitet wird, und zwar aus dem

*) Siehe Henke's Zeitschrift für Staatsarzneikunde, 1837, Heft II.

Grunde, weil eine polirte Oberfläche die Wärme besser bewahrt, als rauhe und dunkle Oberflächen. Nächstdem aber ist bemerkenswerth, daß ein silbernes Gefäß, das zum zweiten Male gefüllt wird, einen schwächeren Thee bereitet, als ein irdenes Geschirr, so daß man, wenn die Nothwendigkeit eines zweimaligen Aufgusses eintritt, sich lieber des Fayence-(Halbporzellan-)Geschirres bedient. Auch hiervon leuchtet der Grund ein; indem nämlich die in den silbernen Gefäßwänden zurückgehaltene Wärme so stark auf das Theeblatt wirkt, daß sie dasselbe austrocknet, und in demselben nur wenig Aroma zu einem zweiten Aufguß übrig läßt, während die mäßige Wärme des Fayence beim ersten Aufgusse zwar minder kräftig wirkt, aber etwas Gewürzhaftes noch für mehrere Aufgüsse aufbewahrt. Man behauptet ferner, daß der Theeaufguß kräftiger sei in einem kugelrunden, als in einem Gefäß von jeder anderen Form, und zwar deßwegen, weil ein kugelförmiges Gefäß eine bestimmte Menge Flüssigkeit in einem geringeren Raume fassen kann, als irgend ein Gefäß von einer beliebig anderen Gestalt, so daß das Kugelförmige weniger Wärme verliert, folglich der Aufguß schneller und kräftiger wird. Warum gießt man vor dem Aufguß siedendes Wasser in die Theekanne? Damit dadurch der Aufguß weniger Wärme verliere, und daher kräftiger werde. Aus gleicher Ursache wird dieser auch stärker, wenn man hierzu anfangs nur eine kleine Menge siedendes Wasser nimmt, das man nur nach und nach in größerer Menge zugießt. Bedenkt man nur, daß die mit dem Theeblatt in Berührung kommende Flüssigkeit zwar auf dasselbe wirkt, aber diese, besonders in einem schwarzirdenen Geschirr, leicht auskühlt, so ist klar, daß die Wirkung da stärker seyn wird, wo die Wärme durch öfteres Zugießen von siedendem Wasser unterhalten wird, als da, wo das Gefäß auf einmal gefüllt wird, und die Flüssigkeit nach und nach auskühlt. Sobald der Aufguß fertig ist, so findet man, daß jede fernere Zugabe von Thee dessen aromatische Kraft nur wenig erhöht, weil das Wasser auf einen Wärmegrad unter dem Siedepunct herabgesunken ist, und daher minder kräftig auf das Theeblatt wirkt. Es ist also besser, jedesmal neuen Thee in einer anderen Theekanne zu machen, als den Aufguß auf ausgedrückte und erkaltete Blätter wieder zu erneuern.

Schädlichkeit der gesalzenen Fleischspeisen in Westindien.

Sir Andrew. Halliday, hochgebildet und reich an ärztlicher Erfahrung, wurde nach Westindien durch einen Feind getrieben, den weder Erfahrung noch Kenntniß bezwingen konnten, nämlich durch die Gicht. Um dieses Uebel zu mildern, suchte er ein warmes Klima, und so lange er daselbst wohnte, fand er auch das erwünschte Mittel. Nach seiner Rückkunft jedoch kam auch der alte Feind wieder heim, und jetzt hat er sich bemüht, seine

Schmerzen durch ein Werk über Westindien *) zu mildern, das voll nützlicher Bemerkungen über verschiedene Gegenstände aus dem Gebiete der Statistik, über Sclavenhandel, Krankheiten, Religion, Handel, Geschichte, Naturerscheinungen und Volkssitten ist. Barbadoes war die erste Insel, die er besuchte. Bei Gelegenheit, wo er von der Sterblichkeit unter den Truppen spricht, macht er folgende Bemerkung: „Es wäre eben so weise und menschlich, als ökonomisch, alle englischen und irischen Contracte für gesalzenes Rind- und Schweinefleisch zu vernichten, und der örtlichen Behörde die Erlaubniß zur Anschaffung dieser Surrogate der Feisch- und Pflanzenspeisen, wie man sie zur Erhaltung der Gesundheit und Thätigkeit der Truppen nöthig hat, zu ertheilen. Ich habe klare, ämtliche Beweise, die ich an Ort und Stelle unparteiisch gesammelt, in der Hand, daß es weder eine Colonie, noch einen Winkel auf einer Colonie, wo brittische Truppen stationiren, in Westindien gebe, die nicht im Stande wären, diese Truppen mit frischem Rindfleisch bester Gattung, und wohlfeiler zu versehen, als was die gesalzenen Vorräthe das Land kosten, bevor sie noch dem Soldaten als Gericht dienen. Dieser Umstand sollte hinreichen, um den Gegenstand näher zu untersuchen; wenn man aber noch bedenkt, daß mehr als der dritte Theil der Sterblichkeit, die unseren militärischen Dienst in den Colonien so traurig und zurückschreckend macht, durch die faulen und krankhaften Säfte veranlaßt wird, die wiederum das Ergebniß ungesunder Nahrungsmittel sind — so sollte diese Untersuchung die volle Aufmerksamkeit unserer Civil- und Militärbehörden anregen. Die gesalzenen Gerichte sind zwar an sich genommen, so gut als man sie nur haben kann, und in ihrer Art vortrefflich; aber für den Soldaten in Westindien sind sie doppelt verderblich. Erstens geben sie dem Körper keine hinreichenden Nahrungsstoffe, weil, wie jeder Arzt weiß, der Ueberfluß an Kochsalz einen unnatürlichen und ungesunden Zustand des Blutes hervorbringt, der so leicht in den Scharbock ausartet; zweitens erregt die gesalzene Fleischspeise eine solche Lust nach Getränken, daß sie oft weder Entschluß, noch feste Willenskraft überwinden können. Hunger ist ein strenger Gläubiger; aber Durst ist ein böser Feind, und selbst, wenn der Tod im Becher ist, so überwältigen uns seine Reize.

*) The West Indies; the natural and physical history of the Windward and Leeward Colonies etc. etc. London 1837.

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Ruprechtsplatz Nro 462, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonnirt man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl 30 kr, und vierteljährig 1 fl. 45 kr. C. M., wofur das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugeschickt wird.

Gedruckt bei J. P. Sollinger.

Neue Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. H. Beer.

[N° 50.] Donnerstag, den 22. Juni. [1837.]

Inhalt: Gemeinnützige Beobachtungen über verstellte Krankheiten einer gewissen Menschenclasse (von Dr. Franz Rittler). — Aphorismen über Kindererziehung. (Von einem Arzte.) — Miscelle. — Nekrologe.

Einladung zur Pränumeration

auf den zweiten halben Jahrgang der neuen Folge der „Gesundheitszeitung."

Indem der Gefertigte den P. T. Herren Abonnenten seinen innigsten Dank für die gütige Theilnahme, die sie seiner Zeitschrift bis jetzt angedeihen ließen, hiermit öffentlich abstattet, ladet er dieselben höflichst zur ferneren Pränumeration auf die nun bald folgende zweite Jahreshälfte derselben mit der Bitte ein, die dießfalls nöthigen Einleitungen baldmöglichst zu treffen, damit die Stärke der Auflage hiernach bestimmt werden könne.

Man pränumerirt in Wien mit jährlichen 6 fl., halbjährig 3 fl. und vierteljährig 1 fl. 30 kr. C. M. in dem Bureau des Unterzeichneten, Rupprechtsplatz-Nr. 462, oder in der Carl Gerold'schen Buchhandlung, — in den k. k. Provinzen auf jeder Poststation mit jährlichen 7 fl., und halbjährig 3 fl. 30 kr. bei portofreier Zusendung, so wie in allen soliden Buchhandlungen der Monarchie.

Dr. H. H. Beer.

Gemeinnützige Beobachtungen

über verstellte Krankheiten einer gewissen Menschenclasse.

(Von Dr. Franz Rittler.)

Als ein Laie in der Arzneikunst habe ich mir eine eigene Classification der Krankheiten erlaubt, was zwar etwas verwegen klingen mag, bei einiger Nachsicht aber vielleicht nicht ohne Grund gefunden werden dürfte; ich denke mir nämlich die Krankheiten als wirklich vorhanden, dann eingebildete und endlich sogar als absichtlich, aus unlauterem Zwecke erheu-

heuchelte. — Mit Erstern speziell, kann ein Profaner durchaus gar nichts zu thun haben, auch nicht füglich mit den anderen; obgleich wohl Niemand dem Hypochonder, (der nach und nach die Symptome aller Krankheiten in sich wahrzunehmen wähnt, sein eigener Quäler wird, und dem redlichen Arzte, der ihm freimüthig die Quelle seiner eingebildeten Leiden nennt, alles Vertrauen entzieht) — eine aufrichtige Theilnahme an seinem in Wahrheit bedauernswerthen Zustande versagen wird; die Tendenz dieses Aufsatzes beschränkt sich allein auf die aus betrügerischer Absicht erheuchelten, mithin entweder ganz falschen, oder doch im hohen Grade übertriebenen Krankheiten und sichtbaren Körpergebrechen.

Welcher Gefühlvolle sollte nicht bei dem Anblick eines kranken, gebrechlichen, oder sehr alten Hilfbedürftigen gerührt werden, und dessen Elend nicht gern durch eine milde Gabe zu lindern suchen — die Neigung zum Wohlthun liegt in der Brust jedes unverdorbenen Menschen, und wohl dem, der sich ihr ohne ängstliche Rücksichten auf sich selbst überlassen kann. Aber auf diesen schönen Trieb zu sehr rechnend, haben sich von jeher in allen Ländern Faulenzer und Tagediebe förmlich dem Bettlerhandwerke gewidmet, und sich nicht selten die unerhörtesten Täuschungen erlaubt, um das Mitleid der Vorübergehenden rege zu machen, und sich ein müßiges, sorgenfreies Leben zu sichern. — Ja, man hat sogar Beispiele von solchen Verworfenen, die sich die ekelhaftesten, an jeder Arbeit hindernden Geschwüre durch gewisse Pflaster gezogen hatten, und von Müttern — wem schauert nicht die Haut? — die ihre Kinder schon in der frühesten Jugend verstümmelten, sie absichtlich für die ganze Lebenszeit zu elenden Krüpeln, und eben dadurch für ihr schändliches Gewerbe tauglicher machten. Ehe man ein ungünstiges Urtheil über mich fällt, mich vielleicht gar in den harten Verdacht zieht: ich wollte durch diesen Aufsatz den schönsten, edelsten Trieb meiner Mitbürger, den Hang des Wohlthuns zu bekämpfen suchen, dessen Ausübung eben den Menschen der Gottheit am ähnlichsten macht; ehe man — sage ich — diesem für mich sehr schmerzlichen Verdachte Raum gestattet, schenke man diesen Zeilen einige Aufmerksamkeit, und man wird — wie ich hoffe — sehr gern einräumen, daß die in der Folge aufgestellten Beobachtungen, Thatsachen und Erfahrungen mich mit Recht zu dem Wunsche veranlaßten, durch ihre Bekanntmachung für die wohlthätige Neigung des Publikums eine bestimmtere Richtung zu erzwecken.

Wie weit es Menschen unserer Zeit in der Verstellung gebracht haben, um durch erheuchelte Krankheiten selbst die geschicktesten Aerzte und erfahrensten Psychologen lange genug zu täuschen, darüber gab vor Kurzem eines unserer gelesensten öffentlichen Blätter ein merkwürdiges, in Wahrheit schauderhaftes Beispiel durch jene Erzählung, in welcher die Rolle des Wahn-

sinns von einem Individuum — und von zwei anderen gleichzeitig, ohne alles Einverständniß, die der tobendsten Wuth mit kaum denkbarer Consequenz und Anstrengung festgehalten, sogar mehrere Monate — ungeachtet der einleuchtendsten Gefahr über der Anwendung eines so verzweifelten Mittels, die Vernunft wirklich zu verlieren — glücklich durchgeführt wurde.

1. Vor ungefähr drei Jahren spielte in einigen von einander entfernten Stadtvierteln von Paris ein ränkevoller Bettler, mit fast unnachahmlicher Täuschung, die Rolle eines von Hunger, Durst, Entkräftung und Elend auf öffentlicher Straße Sterbenden durch mehrere Wochen. Indeß, da es bald Leute gab, die dasselbe Schauspiel von derselben Person erst am Tage zuvor, in einem anderen Quartier der Stadt aufgeführt gesehen hatten, und die Entdeckung dieser Spiegelfechterei unter dem gaffenden Haufen verbreiteten, so war natürlich diese Maske nicht länger rathsam, und wurde wahrscheinlich gegen eine andere, vielleicht noch raffinirtere vertauscht.

2. In einer berühmten Stadt des Auslandes trieb ein bettelnder Betrüger mehrere Jahre sein Wesen auf eine sehr auffallende Art, die jedoch nicht den geringsten Verdacht aufkommen ließ, und selbst die Wachsamkeit der Polizei hinterging. Der unerhörte Betrug wurde auch am Ende nur durch einen früheren Theilnehmer desselben, wahrscheinlich aus Rache gegen die eigentliche Hauptperson angezeigt.

3. Ein ganz gesunder, starker, wohlgewachsener, 22jähriger Mensch ließ sich täglich, schon in den frühesten Morgenstunden, nackend in einem Leintuche, nach einer Vorhalle der Hauptkirche tragen, wo er auf dem Boden liegend, so oft sich Jemand näherte, mit einer kleinen, bei sich habenden Glocke läutete, um die Vorübergehenden auf sich aufmerksam zu machen. Diesen Zweck erreichte er denn auch natürlich; nun aber schlug er das ihn verhüllende Leintuch etwas auseinander, und gab dem Mitleidigen einen so gräßlichen Anblick seines, mit dem ekelhaftesten Aussatze ganz überzogenen Körpers, daß sich Jeder nach einer reichlichen Gabe auf das Leintuch, voll Ekel und Abscheu so schnell als möglich zu entfernen suchte.

Um die Mittagszeit ließ sich der Betrüger von seinen Gehilfen nach Hause tragen, wo er durch ein laues Bad den Teig von Milch, Mehl, Butter und Eier — dem das hin und wieder darauf gefleckte Blut einer erwürgten Taube, oder eines geschlachteten Huhns, den gräßlichsten Anblick lieh — von seinem Körper wusch, sich in eine andere Tracht warf, und die manchen Tag in drei bis vier Louisd'or bestehende Einnahme in liederlichen Häusern, der bethörten Leichtgläubigkeit seiner Wohlthäter spottend, verschwelgte.

Zwar ist jede kluge Behörde ernstlich dafür besorgt, daß wir nicht so leicht auf eine solche empörende Art hintergangen werden; unmöglich läßt sich aber, wenn auch die Aufmerksamkeit verdoppelt würde, ganz

verhindern: daß man nicht zuweilen durch einen nur scheinbar kranken Fuß — einen in der Schlinge getragenen Arm, durch verstelltes Contractseyn, oder durch ein Schauer erregendes Zittern das Mitleid der Vorübergehenden zu erregen suche, oder — falls auch diese Gebrechen wirklich vorhanden wären, sie nicht so übertrieben würden, daß es selbst der täglichen Gewohnheit bisweilen nicht gelingt, diese zwanghafte Rolle stets fest zu halten.

Schon vor mehreren Jahren bemerkte ich in einem Wirthshause, wohin mich eine Angelegenheit am frühen Morgen führte, einen damals ziemlich bekannten Zitterer, der hier das Glas ohne zu zittern an den Mund führte, und sich — was ich später auf meine Erkundigungen erfuhr — täglich in den Stunden, wo die Wirthshäuser noch am wenigsten besucht sind, einfand, um einige Seidel zwei Gulden Wein zu trinken; — zu einer Zeit, wo sich gewiß der größere Theil seiner Wohlthäter mit Wein für einen weit geringeren Preis begnügte.

4. Vor nicht gar langer Zeit wurde ein fremder Bursche, der als Taubstummer das Mitleid rege zu machen suchte, vor eine Polizei-Behörde gestellt. Man ließ ihn, da eben eine Menge anderer Geschäfte abzuthun war, im Vorzimmer warten; als endlich die Thür mit dem hinausgerufenen Befehl: „den Taubstummen herein!" — geöffnet wurde, drehte sich der Bursch unwillkürlich um, und verrieth durch seine Anschickung, jenem Rufe nachzukommen, daß er — wenigstens nicht taub sei; dem inquirirenden Beamten gelang es aber noch überdieß, ihm sehr bald auch die Sprache wieder zu geben.

Wie viele hundert in unserer Mitte sich zutragende Beweise der Behauptung, daß die meisten Gebrechen professionsmäßiger Bettler entweder ganz erheuchelt, oder doch in einem hohen Grade übertrieben werden, kommen in einer großen Stadt, sogar nach einer allenfallsigen Entdeckung, nicht zur allgemeinen Kenntniß des Publikums, und selbst der nicht von der Behörde, sondern bloß von Privatpersonen entlarvte Bettler, läßt sich in der Betreibung seines Handwerkes nicht irre machen, sondern biethet auch dem früheren, nun enttäuschten Wohlthäter eine freche Stirne.

Ein Glück für die gutmüthigen Wohlthäter unserer Hauptstadt, daß eine weise Polizeiverfassung durch wohlberechnete Maßregeln unter den Bettlern selbst nicht jenen gewissen, — wenn ich mich so ausdrücken darf — auf ihren Orden sich beschränkenden Innungsgeist, keine förmliche Zunftverbindung mehrerer Familien aufkommen läßt; sonst würden wir hier gar bald dieselben Erfahrungen zu machen Gelegenheit haben, die ein Freund jenem beliebten, sowohl durch seinen Witz, als auch durch sein mit-

leidiges Gefühl ausgezeichneten, englischen Schriftsteller (Fielding) verschaffte, in dessen Gesellschaft er unerkannt einer Bettlerhochzeit in einem zu Wohnungen eingerichteten Keller Londons — wohin man nur durch verborgene Fallthüren und angesetzte Leitern gelangen konnte — beiwohnte, dort Zeuge war, wie die eintretenden Bettler, nachdem sie ihre scheinbaren Gebrechen abgelegt hatten, sich den zügellosesten Ausschweifungen aller Art überließen, in den üppigsten Genüßen schwelgten, und am anderen Tage wieder mit Krücken, Stelzfüssen und allen nur erdenklichen Mitteln das Mitleid der Vorübergehenden zu rühren, ihre gewöhnlichen Stationen einnahmen.

Für den Psychologen dürfte vielleicht die Beobachtung, daß die bettelnden weiblichen Individuen, für ihre eigene Person nie zu Entstellungsmitteln oder erheuchelten Gebrechen ihre Zuflucht nehmen, und sich nöthigenfalls wohl auch im Schmutze der dürftigsten Armuth darstellen, aber gewiß ja nicht zu verunstaltenden Körpermängeln und Abscheu erregenden Krankheiten greifen mögen, — nicht ohne Interesse seyn, weil sich auch hierin die angeborne Koketterie des Geschlechtes, das unter allen Umständen schön heißen will, zu erkennen gibt. Aber dafür wissen sie sich im Allgemeinen auf eine andere Art zu helfen, nämlich durch Kinder, deren Zustand ihnen — je elender, oft um so willkommener ist.

Ueberhaupt sind Kinder, selbst vom zartesten Alter, als ein bekanntlich sehr wirksames Mittel, das Mitleid rege zu machen, Bettlerfamilien, sowohl stationirten als wandernden, zum besseren Betriebe ihres Handwerkes, höchst wünschenswerth; haben sie keine eigenen, so leihen *) sie entweder solche von andern reichlich damit versehenen, gleichgesinnten Weibern für einen gewissen täglichen Zins, wie es in großen Städten häufig genug der Fall ist, oder stehlen sie wohl gar aus dem älterlichen Hause oder von der Straße, wovon man bei den das ganze Land, oft halb Europa durchstreichenden Bettlern traurige Beispiele genug erlebt hat. Bei erwachsenen Kindern, die sie als Verräther fürchten müssen, geschieht dieß bisweilen bloß, um sie ihrer Kleidungsstücke zu berauben; nachher überlassen sie dieselben — gewöhnlich in der Nähe eines Dorfes, an einer Waldecke, oder sonst einem abgelegenen Platze — ihrem Schicksale, und entfernen sich von ihnen; kleine aber, die kaum erst reden können, erziehen sie nach ihrer Weise, entweder um sie für den eigenen

*) Der allgemein beliebte „Wanderer" erzählte vor mehreren Jahren eine sich hierauf beziehende Anekdote, als ein belauschtes Gespräch zwischen zwei Bettelweibern, mit folgenden Worten: „Daß Müßiggang und Arbeitsscheu den Menschen zu den niederträchtigsten Handlungen verleiten, beweiset folgender Zug: Zwei Bettelweiber sprachen unter sich von ihrem täglichen Erwerbe. Die Eine erzählte: sie gäbe für ein Kind, daß sie bei sich hatte, um das Mitleid guter Seelen zu erregen, täglich vier Groschen. — Was? rief das andere Weib, — seyd ihr toll? vier Groschen! — dafür bekomm' ich ja den schönsten Krüppel." —

besseren Geschäftsbetrieb zu behalten, oder sie in der Folge an Seiltänzer u. dgl. wieder zu verkaufen! —

Solche arme, bemitleidenswerthe, oft kaum ein Paar Wochen alte Geschöpfe werden in den jämmerlichsten, ihre Blöße kaum deckenden Lumpen, jedem Ungestüm der Witterung, selbst in der rauhen Jahreszeit überlassen, indeß die wirklichen oder nur vorgeblichen Mütter, ihr gedankenloses Lippengebet halten; denn je schlechter das Wetter ist, um so mehr fordert ja der Anblick dieser unglücklichen Wesen zu Mitleid und Almosen auf. Nicht nur um solche zu erhalten, sondern auch sich und das Kind — welches bei diesen verächtlichen Geschöpfen immer die Hauptrolle zu spielen scheint — von den erbetenen Tellerüberresten der Gäste zu füttern, werden in den Mittagsstunden so viele Wirthshäuser als nur möglich besucht, und die gewöhnlich schon erkalteten Ueberreste, ohne alle Auswahl von süß und sauer, von schwer zu verdauenden Fleisch-, Fisch- oder Mehlspeisen, dem Kinde ohne weitere Rücksicht auf sein Alter, eingestopft, damit die Anwesenden glauben sollen: es liege der zärtlichen Mutter nur an der Sättigung des armen Würmchens. (Der Beschluß folgt.)

Aphorismen über Kindererziehung.

(Von einem Arzte.)

(Fortsetzung.)

Wird auch bei unserer Erziehung die körperliche Gesundheit jedesmal berücksichtiget? Wird auch bei uns diese Empfänglichkeit für äußere Eindrücke in ihrer unbefleckten Reinheit erhalten, und in ihrer einflußreichen Wichtigkeit für geistige Bildung vollständig anerkannt? Dem Grundsatze nach, wohl; aber in der Ausführung herrscht noch leider die grelle Ansicht von Theilung der menschlichen Erziehung unter zwei Gewalten, deren Eine nur den Leib, die Andere nur den Geist einseitig im Auge behält.

Die Schulen der Alten waren der körperlichen und geistigen Gesundheit zugleich gewidmet. Ihre ganze Umgebung war geeignet, den Jüngling durch geschichtliche, religiöse Erinnerungen für alles Große und Edle zu er-

Es fehlt bei uns manchen Weibern aus der Hefe des Volkes keineswegs an kühnem Unternehmungsgeiste; denn blinde Bettler lassen förmlich, wenn sie weder Gattin, noch Kinder, oder wenigstens gut abgerichtete Hunde haben, um das Recht, sie herumzuführen, von dergleichen Weibern lizitiren. Die am meisten bietet, holt jeden Morgen früh den Blinden ab, muß ihm aber, noch ehe er den Fuß zur Thür hinaussetzt, den bedungenen Taglohn — gewöhnlich ist es ein Gulden CM., für welchen er sich zum Betteln herleiht oder vermiethet — vorhinein erlegen, dafür überläßt er sodann seiner Führerin die ganze Einnahme des Tages.

Ein ziemlich sprechender Beweis, daß alles Betteln doch bei dieser Classe von Menschen anerkannt einträglicher seyn müsse, als viele der geehrten Leser sonst geglaubt haben mögen. Anmerkung des Einsenders.

wärmen, und man ging bei deren Einrichtung von dem praktisch-wahren Grundsatze aus, daß klare, lebendige Anschauungen zur Bildung von Geist und Herz die kräftigsten Mittel sind; daß aber diese klaren Anschauungen nur bei einem gesunden Körper möglich sind.

Der Arzt, der den Menschen und die Art seiner Kraftäußerung unbefangen beobachtet, der überzeugt sich jeden Tag, daß von der Gesundheit des Körpers die Fülle und Frische der geistigen Thätigkeit abhängen; daß jede Störung in der Harmonie der geistigen Kräfte wieder auf das Wohl des Körpers nachtheilig einwirke. Herrscht also bei der Erziehung des Kindes nicht eine Idee, die der Harmonie zwischen Körper und Geist, und die beständige Rücksicht auf die Gesundheit beider vor, so können nur Blödsinn, Siechthum, Krankheit die Folge seyn. Was nützt es, die Kräfte des Geistes zu entwickeln, wenn der Körper des Zöglings in der verdorbenen Stubenluft, in gekrümmter Stellung, oder stundenlangem Sitzen verwelkt?

Ist auch der Körper nur ein Aeußeres, oder (um in einem Bilde zu reden) nur die Rinde, und der Geist die Wurzel, der Stamm oder etwa die Blüthenkrone — so darf man nicht vergessen, daß der naturgetreue Gärtner auf die ganze Einheit der Pflanze wirkt; überzeugt, daß nur eine unparteiisch-gleichmäßige Pflege aller Theile der Pflanze Leben, Frische und Gedeihen erhalten kann, und daß sein Werk verunglückt, wollte er, unbekümmert um Holz und Rinde, seine Kunst ausschließend auf die Blüthenkrone, auf die Knospen verwenden.

Unsere Zeit ist eine praktische; sie verlangt bei dem Zudrange der vielfachsten Bestrebungen große Anstrengung, um nur die erste Bedingung einer geistigen Wirkungssphäre, nämlich die der Selbsterhaltung sich zu sichern. Welche Aufgabe wird die Welt an die physische Kraft des einstigen Mannes stellen, — welche schwierige Aufgabe und Anforderungen werden an ihn einst ergehen, damit er nur seine Familie ernähre, seiner häuslichen Sphäre redlich vorstehe. Diese Anstrengungen erfordern eben so sehr körperliche Kraft als sie Festigkeit des Charakters, kräftigen Willen und Beharrlichkeit voraussetzen.

Zu dieser Willens- und Körperkraft gehört, daß des Zöglings Aufmerksamkeit sich auf die offenbaren Interessen der Gesellschaft hinwende, daß er das Leben von seiner praktischen Seite auffasse, und sich nicht in schwindelnde Höhen theoretischer Grübeleien verliere. Soll aber dein Zögling ein brauchbares Mitglied der Gesellschaft werden, und sich derselben mit aller aufopfernden Liebe hingeben, so bedarf er der körperlichen Kraft, um zu ertragen und zu nützen — der geistigen Energie, um zu schaffen und zu leiten — in jedem Falle darf und kann die Menschenliebe der Kraft sich nicht entäußern.

Darum sei auf den Körper deines Kindes mit gleicher Vaterliebe wie um dessen Geist bedacht. Die Feuer- und Wasserprobe, die seine Nerven und Muskeln durchmachen, werden ihn abhärten, daß er mit Muth und Kraft die großen Gedanken seiner Seele durchführe. Es ist die schönste Erbschaft, die du deinem Kinde unterlassest, wenn es dir einen gesunden Körper und seine heitere Gefährtin, einen unumwölkten Geist zu verdanken hat.

Süß sind die Erinnerungen des gesunden, kräftigen Mannes an die glücklichen Stunden, wo er als Knabe tobte, rannte, stürzte, kletterte — mit Dank sieht er auf seine Spielwunden hin, die ihn lehrten, mit Beharrlichkeit und Thatkraft, Verstand und Vorsicht zu paaren. „Aus der wilden englischen Jugend (sagt Jean Paul) wird ein besonnenes Parlamentsglied. — Körperliche Entkräftung macht geistige; je schwerer das Gewicht am Magneten, desto mehr erhebt sich seine Anziehung."

Der körperschwache Mensch ist unschlüssig; — das, was er bei ruhiger Gemüthsstimmung beschlossen, dem entsagt er mit hypochondrischem Zweifel bei der Ausführung. Warum? Es fehlt ihm an Kraft, die Anstrengung zu ertragen, oder an Muth, den Hindernissen zu trotzen. Seine sogenannte Gemüthlichkeit wird mißbraucht, weil man seine Ohnmacht kennt, und seine Drohungen für Seifenblasen hält.

(Wird fortgesetzt.)

Miscelle.

Electrisches Kind.

Der Libéral du Nord erzählt, daß bei der Entbindung einer jungen Frau aus Douai der Geburtshelfer von dem Knaben, welchen er zur Welt förderte, wie von einem Zitteraale, eine Art von electrischer Erschütterung erhielt. Der kräftige Knabe wurde gleich nach seiner Geburt in einen Wiegenkorb, der durch Glasfüße isolirt war, gelegt, und gab alsdann 24 Stunden lang unzweideutige Zeichen von Electrizität, so daß der Geburtshelfer eine Leydner Flasche laden, Funken ziehen, und eine Menge anderer physikalischer Versuche machen konnte.

Nekrolog.

Der durch sein System des Contrastimulus berühmte Arzt zu Mailand, Dr. Rasori, ist am 12. April d. J. daselbst gestorben.

Der durch viele chemische Untersuchungen verdiente Deyeux, Professor der Pharmacie an der medicinischen Schule zu Paris, Mitglied des Institutes, zu Napoleons Zeit Oberapotheker der Armeen, ist im 93. Jahre seines Alters gestorben.

Gedruckt bei J. P. Sollinger.

Neue Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. H. Beer.

[N° 51.] Montag, den 26. Juni. [1837.]

Inhalt: Gemeinnützige Beobachtungen über verstellte Krankheiten einer gewissen Menschenclasse (von Dr. Franz Rittler). — Die Benützung der Geberden zur Verbesserung des Stotterns. — Miscellen.

Gemeinnützige Beobachtungen
über verstellte Krankheiten einer gewissen Menschenclasse.

(Von Dr. Franz Rittler.)

(Beschluß.)

Haben nun die Kinder der Bettler von Profession bei einer so unordentlichen Lebensart in Speise und Trank, bei dem Mangel fast aller Wartung und Pflege, siech und elend das dritte oder vierte Jahr erreicht, so beginnt ihr eigener Erwerb; zuerst in den zunächst gelegenen Gast- und Kaffehhäusern, dann auf denen des ganzen Grundes, und endlich — bei zunehmender Erfahrung, Klugheit und Vorsicht der Kleinen — so weit sie kommen können, mit Lottonummern und Blumensträußen, von welchen sie eine gewisse Anzahl, unter harter Bedrohung, sie alle, wenigstens um den bestimmten Preis anzubringen, zugezählt erhalten. — Diese Kinder können oft kaum ein Paar Worte reden, — aber um so besser! denn sie nehmen mit ihrem unmündigen Stammeln um einen Kreuzer, wobei sie so treuherzig die Hoffnung eine Terne im Lotto zu machen, gewähren, das Mitleiden am zuverlässigsten in Anspruch. Werden sie erst über fünf Jahre alt, so beginnt an öffentlichen Orten das Feilbieten der Zahnstocher, und endlich das Declamiren, oder richtiger zu sagen: das Herplappern irgend eines elenden, auf die letzten politischen Ereignisse sich beziehenden Gedichtes unter den lächerlichsten Actionen und Betonungen.

Daß schon an der jüngsten Classe dieser unglücklichen, bloß zum Betteln angehaltenen Geschöpfe, ungeachtet ihrer oft rührenden Naivität, eine gewisse, auf den Eindruck berechnete Anleitung ihrer Erzieher hervorblickt, mit welchen Geberden die Kleinen eintreten, bitten,

danken, antworten und wieder gehen sollen, muß den ruhigen Beobachter wohl längst bemerkbar geworden seyn; — bei den älteren aber ist der Unterricht in der Verstellung und Lüge ganz unverkennbar. Solche haben schon für jede Frage eine auswendig gelernte Antwort im Munde — gewöhnlich einen todtkranken, verschmachtenden Vater zu Hause, dem die Gattin vor wenigen Tagen, mit Hinterlassung von fünf oder sechs unmündigen, noch nichts zu erwerben fähigen Kindern gestorben u. dgl. — genug Antworten, von deren Wahr- oder Unwahrheit sich leider nur äußerst selten Jemand zu überzeugen Lust hat. — Für die von ihnen des Bettelns wegen zu besuchenden öffentlichen Orte beobachten sie gewisse Tageszeiten, an welchen sie nach Verschiedenheit der Umstände und nach der ihnen etwa schon bekannten Denkungsart der Mehrzahl eben anwesender Gäste, ihr Benehmen meisterhaft, nicht selten auf eine sehr grell von einander abstechende Weise einzurichten wissen; — hier ihren Zweck durch traurige Geberden, unter Thränen und Wehe-klagen, wenige Minuten darauf aber wo anders durch die niedrigsten Possen und schamlosesten Zottenreißereien zu erreichen verstehen — besonders wenn sie durch das Beifallsgewieher einiger Bewunderer so verächtlicher Talente dazu aufgemuntert werden — bisweilen auf eine Weise der Verworfenheit, über die jeder wahre Menschenfreund schaudern muß.

Sind nun die Kinder der einheimischen Bettler von Profession so weit erwachsen, daß ihr Almosenheischen und Klüglichthun das Mitleid nicht mehr so recht in Anspruch nimmt, so treten sie höchst selten — nach einem sehr dürftig genossenen Schulunterrichte — in die Lehre eines Handwerkers; sie verdingen sich nun, wenn die Umstände sie durchaus dazu nöthigen, als Arbeiter in irgend einer Fabrik, weil dieß ihrem Hange zur Ungebundenheit noch am meisten zusagt, denn sie können eher in diesem Verhältnisse kommen und ausbleiben, oder ihren Brotherrn wechseln, so oft sie wollen, und stehen außer den Arbeitsstunden unter keiner weiteren Aufsicht, als der ihrer Aeltern, die eben auch keine sonderliche Autorität über sie behaupten — weder können noch mögen.

Diese Bursche und Mädchen stellen Jedem, der sie näher zu beobachten Gelegenheit hat, die schrecklichsten Beweise einer verworfenen Erziehung dar, wirklich entsetzliche Beispiele der ruchlosesten Denkungsart über Alles, was auch den rohesten Menschen erheben und ihm heilig bleiben muß; sie bestätigen die traurige Erfahrung, daß nur Furcht vor der strengen Strafe, sie zur Noth in den Schranken einer bürgerlichen Ordnung erhalten, und das — dem Himmel sei Dank, in unserem Vaterlande nie zu befürchtende — Unglück der Anarchie, die gräßlichsten Scenen der französischen Revolution, abhalten kann.

7. Es gibt aber auch noch eine andere Classe von Bettlern, die von frühester Jugend an, ohne Unterbrechung, Bettler waren, und bis in ihr spätestes Alter, bis zum Tode, diese lieb gewonnene Bahn nicht verlassen. — Menschen, die ganz heimatlos sind, die im eigentlichen Sinne des Wortes, hinter einem Zaune, oder hinter dem Buschwerk eines Waldes geboren wurden, und deren Aeltern oft nicht einmal das Land zu nennen wissen, in welchem die Mutter einem bedauernswürdigen Geschöpfe das Daseyn gab. — Kaum einige Stunden alt, tritt das kleine Wesen schon auf dem Rücken des Vaters seine Reise in die weite Welt an, oder wird, wenn der Kinder zu Viele schnell hinter einander folgen, in einem niedrigen, von den Aeltern selbst gezogenen Wagen fortgeschleppt, und durchwandert so, schon in der frühesten Jugend, einen nicht kleinen Strich Europens in allen Richtungen, doch stets ohne einen anderen Zweck kennen zu lernen, als das Daseyn ohne Arbeit zu fristen. — Auf diese Art wachsen solche Kinder heran, beweiben sich auch, zeugen wieder Kinder, und lassen — ohne je dieser Lebensart überdrüssig zu werden — für alles Uebrige den Himmel sorgen. Hierunter sind nicht bloß gewisse wandernde Karavanen, welche oft in kleinen Familien — deren jede gewöhnlich zehn bis zwölf Köpfe stark ist — aus dem Innersten Polens bis an den Rhein und von hier in einer anderen Richtung wieder zurückpilgern, um, sobald sie die Weichsel erreicht haben, ihre Reise nach demselben Ziele rastlos fortzusetzen, — auch nicht allein die genugsam bekannten Zigeuner und die ihnen oft irriger Weise beigezählten Gauner, sondern überhaupt alle bettelnden Landstreicher zu verstehen, unter welchen ganz vorzüglich diejenigen unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen, die ihre wahren oder nur scheinbaren Körpergebrechen, von einem Orte zum anderen im ganzen Lande herumtragen, im Sommer gewöhnlich alle Wallfarthsorte besuchen, und sowohl durch ihren Mitleid erregenden Zustand der entsetzlichsten Verkrüppelung, als auch durch die Maske der Gleisnerei und Scheinheiligkeit die fromme Einfalt zu täuschen suchen; denn diese beschränken ihren schändlichen Betrug, zu welchem sie nur die empörendste Arbeitsscheue verleiten kann, nicht allein auf ihre oft Staunen und Schauer zugleich erzeugende Gebrechlichkeit, und ein monoton heulendes, ganz gedankenloses Lippengebet, sondern unternehmen auch die härtesten, schmerzlichsten Bußübungen, die jedoch nicht in gänzlichem Fasten bestehen dürfen; jede sonstige, auch noch so auffallende Qual ertragen sie mit dem stoischen Muthe eines Kalenders oder Derwisches, nach ihrem eigenen, die Vernunft empörenden Ausdruck: „Gott zu Liebe!" gewöhnlich aber für Geld und gute Worte, um der Sünden Anderer, auch wohl ganzer Gemeinden willen, oder zur Erlösung armer Seelen. — Von den

Augen der gutmüthigen oder verblendeten Menge werden diese Betrieger — das sind sie, im Durchschnitt genommen, wohl Alle, man wird kaum auf Tausenden derselben Einen oder den Anderen rechnen können, dem es um wahre Frömmigkeit zu thun ist — für fromme Heilige angesehen; man empfiehlt sich durch reichliche Geschenke ihren Fürbitten, bezahlt ihnen die ausgestandenen, bei einem schon von jeher dazu abgehärteten Körper bald gewohnten Schmerzen so verschwenderisch, und betheilt die ihre Gebete herschreienden Krüppel so freigebig, daß die Meisten dieser Leute nicht nur ein eigenes Fuhrwerk haben, auf welchem sie nahe und entfernte, in- und ausländische Wallfahrtsörter den Sommer hindurch bereisen, und sich besonders in ihren Wagen — so lange sie unbeobachtet sind, durch Speis und Trank und allerlei Kurzweile für die Mühsamkeit ihrer Rollen vortrefflich zu entschädigen verstehen, sondern auch den ganzen Winter höchst sorgenlos in irgend einem abgelegenen Dorfe — nach ihrer Art — verschwelgen. Beginnt endlich die Wallfahrtszeit auf Neue, so fliegen sie aus, um am nächsten Gnadenorte ihre neu erdachten, noch mehr Staunen und Rührung erregenden Büßungen zu üben, oder das Mitleid um so dringender, durch frisch ersonnene, noch gräßlichere Verkrüppelungen in Anspruch zu nehmen. So wird der Wohlthätigkeitssinn und die Frömmigkeit der Menschen mißbraucht! Heißt das nicht: decipiatur mundus, qui decipi vult?

Die Benützung der Geberden zur Verbesserung des Stotterns *).

Serres machte an Personen von den verschiedensten Ständen und Fähigkeiten, die als öffentliche Redner, Prediger, Professoren u. s. w. auftraten, die wichtige Beobachtung, daß die Geberden eine unmittelbare Wirkung auf das Sprechvermögen oder auf das Hervorbringen der Töne äußern, durch welche man Gefühle und Gedanken auszudrücken pflegt. Diese Erfahrung führte ihn auf den Gedanken, daß die Geberden durch ihren nützlichen und heilsamen Einfluß auf das Sprechvermögen zur Heilung des Stotterns benützt werden könnte. Er ging hierbei von folgenden Grundsätzen aus: Es tritt oft zwischen unsern Gedanken und Gefühlen, und zwischen den Geberden, wodurch wir jene ausdrücken wollen, eine so dunkle Beziehung und Aehnlichkeit ein, daß sich das, was wir fühlen, durch die Geberde durchaus nicht errathen läßt; hingegen sieht man mit gewissen Bewegungen der Stimmorgane, d. h. mit gewissen Tönen auch gewisse Bewegungen der Arme so in Verbindung treten, daß man sich auf den ersten Blick versucht fühlt, diese Armbewegungen als eine unmittelbare Wirkung der Töne zu betrachten. Der Arm scheint sich hier gleichsam instinctmäßig

*) Bulletin général de therapeutique Feb. 1837.

zu bewegen, um das Hervorbringen der Töne zu regeln, und ihnen die gehörige Artikulation zu geben. Beobachtet man daher öffentliche Redner, Prediger u. s. w., die eine regelmäßige, kräftige und ausdrucksvolle Gestikulation haben, so wird man bei solchen auch eine feste, sichere Stimme finden, deren Begleiter und Stütze die Geberde ist. Zu Anfang jedes Redesatzes führt der Redner mit dem Arme eine, mit der Kraft des Tones, den er von sich zu geben gedenkt, in Verhältniß stehende, und ihr angemessene ruckweise Bewegung aus; später bemerkt man zwei, drei solcher Armbewegungen, und zuletzt geht sogar jeder Sylbe (je nach der Wichtigkeit des Gedankens) eine mehr oder weniger starke, ruckweise Bewegung der beiden Hände oder eines Fingers vorher; endlich bemerkt man überhaupt, daß die Sylben durch genau gleiche Zwischenzeiten von einander getrennt sind. Es läßt hier der Einfluß der Geberden auf die Reinheit und Regelmäßigkeit der Sprache sich nicht verkennen. Der Ruck der Arme, wie er jeden Redesatz oder jede Sylbe begleitet, dient in der Regel (wenigstens unmittelbar) mehr zur Verstärkung des Tones, als des Gedankens, und er wirkt auch mittelbar auf den Redner selbst, indem er Töne in sein Ohr schallen läßt, die mit seiner inneren Gemüthsstimmung ganz im Einklange sind.

Durch diese wohlberechnete Gestikulation gewinnt seine Stimme an Kraft und Bestimmtheit, weil hierdurch die den Ton regelnden Muskeln in ihren Bewegungen unterstützt und lebendiger werden. Bei Rednern hingegen, die eine unregelmäßige, schwache, mühselige Gestikulation haben, ist auch die Stimme zitternd, eintönig, stoßweise vorbrechend, verworren und schwach; die Geberde ist zwar im Stande, den Gedanken anschaulich zu machen, aber dieses Versinnlichen des Gedankens wird durch die Stimmorgane schlecht unterstützt, und nur ein Mittel kann die Stimme bei solchen Personen (wie bei den Stotterern) reguliren, nämlich die regelmäßige Geberdung. — Ernste, kaltblütige Personen, führen in der Regel keine Geberden aus, weil ihre Stimme immer denselben Grad von Stärke hat, und weil sie langsamer denken, und weniger lebhaft fühlen; wenn sie aber ihre Stimme erheben, und ihrem Gedanken mehr Ausdruck geben wollen, müssen sie ihre Zuflucht zur Geberde nehmen. — Lebhafte, eifrige, schnelldenkende Leute, feurige Redner bedürfen einer Regulirung der Stimme, und hierzu dient die Gestikulation. — Als auffallendes Beispiel des Einflusses der Gliedmassen (besonders der oberen) auf die Erzeugung der Töne dient auch der durchdringende und unwillkürliche Laut, der den Holzhackern bei einem kräftigen Hiebe entfährt. Versuchs halber erzeuge man einen anhaltenden Ton, und mache zugleich eine rasche Bewegung mit dem Arme — und der Ton wird augenblicklich stärker und gleich

wieder schwächer, und dieß geschieht, so oft man den Ruck wiederholt. Séraphin läßt seinen Automaten, um ihnen mehr Lebenswahrheit zu geben, durchaus keine ausdrucksvolle Geberde geben, sondern ihre Geberden halten mit den Sylben Takt, und ihre Kraft ist durchaus der Stimme angepaßt. Die Täuschung hängt lediglich von diesem Umstande ab, und die Stimme dieser leblosen Figuren scheint einzig aus dem Fingerende zu kommen, wie ein ganzes Orchester aus dem Stäbchen des Kapellmeisters zu tönen scheint. Wenn dieser Zauberstab richtig gehandhabt wird, so schlägt er keineswegs nur den regelmäßigen, einförmigen Takt, sondern erhebt den kältesten Musikanten, und haucht ihm Seele ein. —

Aus dem bisher Gesagten ergibt sich eine innige Beziehung der Geberden zur Stimme, und daß die erste Bedingung einer angemessenen Aussprache in dem richtig verstandenen Gebrauche der Geberden besteht, der die Artikulation der Töne regulirt, indem er zwischen jede Sylbe einen gleichen Zeitraum bringt, und dadurch auch den Ideengang erleichtert und regelt.

Diese Grundsätze wendet Serres auf Stotterer, bei denen die Hervorbringung der Töne vollkommen verworren ist, an. Während sich nämlich der Declamirende der Ausdrucksgeberde bedienen soll — der Redner sich insbesondere an die Geberde der Aussprache und Betonung zu halten hat — muß die Geberde der Regulirung dem Stotterer zu Gute kommen. Sie dient gleichsam als Pendel, mittelst dessen sie sich gewöhnen, dem Aussprechen jeder Sylbe einen gleichen Zeitraum zu widmen. Nach längerer Uebung können später diese Bewegungen des Armes oder des Körpers durch den festen Willen ersetzt werden, wie überhaupt zur Heilung des Stotterns eine erzwungene Artikulation und fester, beharrlicher Wille die unerläßlichen Bedingungen sind. Serres gibt daher folgende Regeln an: 1. Der Stotterer darf niemals vergessen, daß zwischen jede zwei Sylben ein gleicher Zeitraum kommen müsse; jeder Ton, jede Sylbe muß eine (der Geschwindigkeit des Sprechens angemessene) Zeit in Anspruch nehmen, und dieses Verhältniß muß stets beobachtet werden. 2. Der Stotterer muß gegen die Trägheit der Gesichtsmuskeln, welche zur Reinheit der Töne dienen, ankämpfen, und deren Bewegungen so viel als möglich ausdehnen. Derselbe befindet sich nämlich für immer in einem ähnlichen Zustande, wie andere Leute, denen die Lippen durch Kälte erstarrt sind, und die dann ebenfalls stottern; die Theile sind in einem krampfhaften, trägen Zustande, und es gehört eine sehr starke Willenskraft dazu, diese Trägheit zu überwinden, und den Muskeln Bewegungen zu ertheilen, die zur gehörigen Artikulation erforderlich sind.

Indem Serres diese Grundsätze anwendete, ist es ihm gelungen, mehrere Stotterer und sich selbst zu heilen. „Ich brauche" (sagt er) „gegenwärtig nie zu stottern, wenn ich den festen Willen habe, es nicht zu thun; allein wenn ich die Grundsätze meiner Methode einen Augenblick aus den Augen verliere, so verfalle ich in meinen alten Fehler, den ich durch meine Willenskraft alsbald verbanne. Der Stotterer behält ein für allemal die Neigung zum Stottern, die jedoch in dem Grade abnimmt, als er gegen dieselbe mit Beharrlichkeit ankämpft." Leider fehlt gerade diese Willenskraft oft den Stotterern; alle haben den lebhaften Wunsch, aber meistentheils nur in den ersten 8 Tagen den festen Willen, geheilt zu werden. Das Stammeln und Stottern sind in der That eine üble Gewohnheit, eine eingewurzelte, fehlerhafte Neigung, und diese Schwäche ist mit der natürlichen Trägheit sehr nahe verwandt; der Stotterer möchte gern geheilt werden, aber er macht keine dauernden Anstrengungen, um seinen Zweck zu erreichen. Er besitzt eine üble Gewohnheit der Unordnung, in Ansehung der Sprachorgane, an deren Stelle er eine Gewohnheit der Ordnung zu setzen hat, die sich nur durch Zeit und festen Willen erreichen läßt.

In einer oder zwei Sitzungen läßt sich ein Stotterer so weit bringen, daß er beim Lesen nicht mehr stottert; aber die Lehrzeit, in Bezug auf das Sprechen, dauert das ganze Jahr hindurch. Uebrigens läßt sich das Stottern durch stete Vergegenwärtigung der oben dargelegten Grundsätze verbannen, allein das ist eben der große Stein des Anstoßes, daß diese Grundsätze dem Geiste stets gegenwärtig seyn müssen.

„Indem ich mich (sagt Serres) mit der Behandlung des Stotterns beschäftigte, und Anderen die Grundsätze meiner Methode mittheilte, habe ich selbst mehr Fortschritte gemacht, als meine vielen Schüler; in meinem Beisein stotterten sie sehr wenig; allein, wenn ich sie nicht beaufsichtigte, verfielen sie wieder in den alten Fehler, ausgenommen beim Lesen. Die Gestikulation, die erzwungene Artikulation, die Regulirung der Intervalle beim Sprechen sind unaufhörlich ein Gegenstand meines Studiums und Nachdenkens gewesen. Durch lange Uebung und Gewohnheit bin ich dahin gelangt, die Gestikulation entbehren zu können, und wenn ich deren zuweilen bedarf, so bediene ich mich derselben so, daß Niemand merkt, zu welchem Zwecke ich die Geberden ausführe" *).

*) Mit Hilfe solcher Regulatoren erreicht auch der durch seine Kuren bekannte Herr Oberprediger Blume zu Harzgerode, im Herzogthum Anhalt-Bernburg, nach mancherlei Vorübungen seine besten Erfolge. Die Leidenden müssen etwas declamiren, wobei sie mit der einen Hand an einem Bändchen, welches oben an der Weste befestigt ist, so, wie der Athem fällt, herunterziehen. Bandzug und Athemzug müssen immer nebeneinander fort-

Miscellen.

Fäulnißwidrige Kraft des Honigs.

Die Alten pflegten zuweilen die Leichname in Honig zu legen, um dieselben vor Fäulniß zu schützen, wie Statius dieß von dem Leichname Alexander des Großen erzählt. Auch goß man ehemals Honig auf den Purpur von Tyrus aus, um ihn in seiner Frische zu erhalten, und mancher Purpur, der durch 200 Jahre so unverletzt blieb, ward zu Susa von Alexander dem Großen gefunden. Die beste Methode, Propfreiser von Bäumen, Weinstöcken u. s. w. in entfernte Gegenden zu schicken, ist, sie in ein dünnes Behältniß oder Cylinder, die mit Honig gefüllt sind, zu versenden. Der Honig hält hermetisch den Zutritt der Luft ab, und Pflanzentheile, die darin verwahrt werden, behalten Monate lang nach ihrer Versendung die Kraft zu vegetiren.

(The London and Paris Observer.)

Werth der Physiognomik.

Folgende Anekdote pflegte Kant im Scherze zu erzählen: Ein Reisender zeigte einmal dem berühmten Physiognomiker Lavater zwei Porträte, mit der Bitte, sie zu unterscheiden; das eine war von einem Straßenräuber, der sein Leben auf dem Rade endete; das andere von Kant, dem Philosophen. Lavater nahm das Bild des Räubers, sieht es scharf an, und sagt: „Hier haben wir den wahren Philosophen, hier ist Scharfblick im Auge, tiefes Nachdenken auf der Stirne, hier ist Ursache, dort Wirkung, hier die Kraft, zu verbinden, dort zu unterscheiden; die Lippen synthetisch, die Nase analytisch!“ Als nun der Mienenkundige das Porträt des Philosophen ansieht, sagt er: „Der ruhig denkende Schelm ist hier so gut ausgedrückt, und in seinen Mienen so scharf gezeichnet, daß es keines Commentars bedarf.“

---

gehen. Mit den schon sicherern Stotterern geht er auch wohl auf den Kirchthurm; bei jeder Stufe hinauf oder hinunter müssen sie etwas Auswendiggelerntes hersagen, oder auf seine Fragen antworten. Ferner bedient er sich einer Stange, in welche Ringe in gleicher Entfernung von etwa 18 Zoll eingeschnitten sind, als Athemmesser. Die Länge desselben richtet sich nach der Länge des Athemzuges. Sobald die Patienten Athem geholt haben, fangen sie an, etwas Gelesenes, Gesehenes, Erlebtes ꝛc. zu erzählen, indem sie die Augen auf den Athemmesser richten, und an demselben den Blick hinab bis zum Ende geleiten lassen, so daß er dort anlangt, wenn auch der Athem ausgeht. Gedankenfaden, Athemfaden und Sprachfaden müssen mit einander fortgehen; dieses Mittel hat Herr Blume als das wirksamste gefunden. (Froriep's Notizen 1837, Nr. 28.)

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Ruprechtsplatz Nro. 462, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonnirt man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugeschickt wird.

Gedruckt bei J. P. Sollinger.

Neue Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. H. Beer.

[N° 52.] Donnerstag, den 29. Juni. [1837.]

Inhalt: Beiträge zur Diätetik der Seele (von Dr. Ernst Freiherrn v. Ferchtersleben). Miscellen. — Nekrolog.

Beiträge zur Diätetik der Seele.

(Von Dr. Ernst Freiherrn v. Feuchtersleben.)

(Siehe Nr. I, VII und XXVII dieser Zeitung.)

IV.

Wenn ich vom Willen spreche, so verstehe ich darunter keineswegs das Begehrungsvermögen, weder ein niederes, noch ein höheres, — sondern jene innige, aus allen übrigen Kräften unserer Seele, wie die Blüthe aus Blättern, sich entfaltende, in allen Richtungen unseres Wirkens thätige Energie des Daseyns, die man leichter in sich zu fühlen und anzuerkennen, als zu definiren fähig ist, und die man am füglichsten das rein praktische Vermögen im Menschen nennen möchte. Jeder, auch der geistig Schwächste, hat die Erfahrung an sich gemacht, daß er diese Kraft, zu wollen, besitzt, die sich im Starken zum Charakter ausbildet. Diese Kraft, welche im tiefsten Grunde der individuelle Mensch selbst ist, welche Phantasie und Verstand erst in Bewegung setzt, welche die Wunder des geistigen Lebens zur Offenbarung bringt, — sie ist es, auf welche der Sittenlehrer, der Gesetzgeber, der Pädagog, der Arzt, und, was wir eben hier im Auge haben, der Diätetiker, zumal der Diätetiker seiner selbst, zu wirken suchen muß; wenn die Herrschaft des Geistes, von der wir so viel verheißen, zur Erscheinung kommen soll. Hier ist gleichsam die verklärte Seele Stahls, indem jene Kraft, von welcher dieser tiefe Denker so viele Wunder verkündet, während sie noch in die Nacht des Instinctes verhüllt ist, — als Wille an den Tag des Bewußtseyns gelangt; und sollte sie da weniger vemögen? Der Verstand wird bei Irren vergebens aufzuklären versucht, die fixe Idee des Unglücklichen ihm verge-

bens in ihrer Nichtigkeit dargestellt; aber es gelingt ihn zu heilen, wenn seine Thätigkeit angeregt, wenn die Kraft zu wollen, zu wirken in ihm aufgerufen wird. Um wie viel größere Wirkungen müßten geistig Schwache und Kränkliche an Seele und Leib erfahren, wenn sie einen solchen Balsam in ihrem Gemüthe zu bereiten verständen, — bereiten lernen wollten? Denn auch der Wille kann gebildet, und in gewissem Sinne gelernt werden; und es that nie mehr Noth, das auszusprechen und zu wiederholen, als eben in unseren Tagen, wo Einbildungskraft und Verstand sich der üppigsten Cultur erfreuen, während die eigentliche Kraft zum Handeln und Leben meistens traurig darniederliegt. „Ueberlegung — möchte man mit Carlos einem Geschlechte, das ein Clavigo ist, zurufen — Ueberlegung ist eine Krankheit der Seele, und hat stets nur kranke Thaten gethan. Du bist von allem Leid befreit, wenn du willst; der elendeste Zustand ist: Nichts wollen können. Fühle dich, und du bist Alles, was du warst, was du seyn kannst!" — Leib und Seele schmachten in hundert Banden, die unzerreißbar sind; aber auch in hundert anderen, die ein einziger Entschluß zerreißt; Banden, die wir uns großen Theils selbst auferlegen, und mit den in der Gesellschaft hergebrachten Benennungen: Zerstreutheit, Unaufgelegtheit, Verdrießlichkeit, — entschuldigen. Es ist in der Diätetik der Seele gerade der Ort, diese Dämonen der Gesundheit beim rechten Namen zu nennen.

Zerstreutheit, welche man eine Unentschlossenheit des Aufmerkens nennen kann, ist im physischen Leben derselbe Zustand, wie das Zittern der Muskeln im physischen eine Oscillation, welche ausdrückt, daß die Kraft der Seele nicht hinreicht, in Einer Richtung mit Stätigkeit zu wirken; so daß ein Ausruhen, ein Nachlassen, ein Wechsel jeden Augenblick sich nöthig macht. Lehrt nun die Erfahrung, schon bei körperlichen Zuständen, daß man durch einen kräftigen Impuls jene Schwäche für eine Zeitlang, und nach und nach auch für die Dauer heben kann, so dürfen wir dem Antriebe des Willens, des tiefsten und individuellsten Impulses gewiß das Unerwarteste zutrauen. Ich habe an meinem Auge selbst die Beobachtung gemacht, daß jene flüchtigen Erscheinungen, welche unter dem Namen der mouches volantes bekannt sind, so wie ein Zittern der Buchstaben auf dem Papiere, verschwinden, sobald ich den Blick mit Festigkeit auf die schwankenden Gegenstände hefte. So gibt ein fester Entschluß auch dem Inneren Richtung, Halt und Kraft. Ich habe daher stets die vielgerühmte Zerstreuung für ein sehr zweideutiges Heil- und Vorbauungsmittel gegen Krankheiten des Gemüthes wie des Körpers gehalten und geglaubt, daß im Gegentheile Sammlung (und der auf Selbstthätigkeit fixirte Wille) dasjenige sei, wovon in solchen Lagen Ret-

tung oder Schutz zu erwarten wäre; denn das Leben wirkt von Innen nach Außen; der Tod, wie die Krankheit, von Außen nach Innen. Wendet Jemand ein, ihm gebreche durchaus die Kraft, sich eine Richtung zu geben, — gut, so stürze er sich in eine Situation, wo er muß; das kann Jeder. Es handelt sich um den Anfang, das Weitere gibt sich von selbst. Gesetzt, ich habe keine bestimmte Beschäftigung; auch keine Lust, eine zu ergreifen; so kann ich mich doch zu meinem Heile entschließen, mich dem Staate oder irgend Jemanden dergestalt darzubieten, daß ich nach eingegangenen Bedingungen gezwungen bin, zu arbeiten. Und so bezwinge ich das Schwanken der Entschlüsse, indem ich das erste Beste ergreife, und das Wählen abkürze; so vernichte ich das melancholische Gewühl peinigender Gedanken, indem ich mich, auch gegen meine Neigung, in das eines bewegten, geselligen Lebens tauche, wo mir dann die Pflicht der Gesellschaft eine frohe Stimmung erst oberflächlich anhaucht, endlich wirklich in mir erzeugt. „Zur Heilung von Gemüthsleiden" — schrieb ein tiefer Kenner — „vermag der Verstand nichts, die Vernunft wenig, die Zeit viel, Resignation und Thätigkeit Alles." Es gründet sich eine solche prophylaktische, oder wirklich heilende Behandlung auf das Gesetz: ein stärkerer Reiz verdrängt einen geringeren. Wenn ich der Seele, und durch sie dem Körper, den, ich möchte sagen, diffusibelsten und potenzirtesten aller Reize, den des Willens, einflöße, so werden alle die anderen, stumpferen wenig Schaden thun. Ein immerwährendes sich Abwenden von allem Schädlichen, Verletzenden, Aufreibenden in der Körper-, wie in der Gedankenwelt ist nicht möglich; aber ein Hinwenden nach einer bestimmten Richtung schließt schon das Abwenden von allem Uebrigen in sich; besonders wenn es eine thätige, keine beschauliche Richtung ist.

Unaufgelegtheit heißt der abscheuliche Dämon, der unter dem ästhetischen Titel „Stimmung" sich Platz und Stimme in der Gesellschaft zu erschleichen gewußt hat. Man hat allerdings Stimmungen; aber wehe dem, den die Stimmungen haben! Wenn eine geistreiche Schriftstellerin dem Dichter anbefiehlt, daß er seine Stimmungen brauche, wie der Bildhauer seinen Marmor, — warum soll, was vom Dichter gilt, nicht vom Menschen überhaupt gelten? ist echte Diät nicht auch ein Kunstwerk des Lebens? wir sollten wenigstens den Versuch wagen, sie dazu zu erheben. Kallobiotik wird dann vielleicht, wie bei den heiteren und gesunden Griechen, zur Makrobiotik werden. Lavater hat eine sittliche Predigt gegen die üble Laune geschrieben; man wäre versucht, eine ärztliche zu schreiben. Der Traurigkeit kann sich kein Mensch erwehren, der Verdrießlichkeit Jeder. In der Traurigkeit liegt noch ein gewisser Zauber, eine Poesie; die Verdrießlichkeit ist alles Zaubers bar, sie ist die eigentliche Prosa des Lebens, die Schwester der langen Weile und der Trägheit, dieser langsam tödtenden Gifte. Man

darf sie mit Recht eine Sünde wider den heiligen Geist im Menschen nennen. Fragen wir nach der Quelle dieses Giftes, so deutet die Beobachtung des täglichen Lebens zuerst auf die Gewohnheit, „die Amme des Menschen und seiner Laster" hin. Wären wir von Kindheit an gewohnt, nie zu rasten, sondern jede Stunde, die nach ernsteren Thätigkeiten übrig bleibt, auf heitere zu verwenden, bis uns der sanfte, dringende Schlaf zu gesunden Träumen nöthigt, — wir würden nie unaufgelegt seyn. Wären wir von Kindheit an gewohnt, die holden Morgenstunden nicht zu verschlafen, — wir würden jene mürrische Indolenz nicht kennen, die meistens die Folge der unangenehmen Empfindung ist, mit der wir beim Erwachen darüber erschrecken, daß es schon spät ist. Wären wir von Kindheit an gewohnt, unsere Umgebung zu einer freundlichen Ordnung zu gestalten, so würde auch unser Inneres diese Ordnung durch eine harmonische Stimmung der Seele abspiegeln. In einem aufgeräumten Zimmer ist auch die Seele aufgeräumt. Die Hauptsache aber in der Kunst, sich vor übler Laune zu wahren, liegt in der Erkenntniß und richtigen Behandlung der Momente. Der Mensch kann nicht immer zu Allem aufgelegt seyn, aber er ist immer zu Etwas aufgelegt. Dieses thue er, und begnüge sich mit der Einsicht, daß der Wechsel nun einmal unter dem Monde Gesetz ist.

„Hast in der bösen Stund' geruht
Ist dir die gute doppelt gut;"

sagt der Dichter. Einsamkeit macht verdrossen, und, nach Plato, eigensinnig. Umgang mit der Welt macht auch verdrossen, mag auch wohl eigensinnig machen; ein angemessener Wechsel von beiden wird unverdrossen, heiter und innerlich gesund machen. Religion aber, wahre Erkenntniß der Liebe, die uns auf jedem Schritte begleitet und trägt, wird uns am gewissesten vor übler Laune bewahren. Ein für alles Gute dankbar offenes Gemüth wird auch das Schlimme leichter tragen. Und wenn ein Sterblicher so unselig wäre, die üble Laune als Mitgift eines verstimmten Organismus auf diese dunkle Erde gebracht zu haben, so betrachte er sich nicht, wie es meist der Fall ist, als weise, — sondern als krank. Er thue Alles, um seiner bitteren Qual ledig zu werden, und verschmähe die bittersten Arzneien nicht.

Doch zurück von der üblen Laune zu den Mitteln, welche sie heilen, zu der Kraft des Willens über Zustände, die mit ihren Wurzeln sich an die Nerven des leiblichen Organismus klammern. Es lassen sich Beispiele dafür in Menge anführen. Ich las, ich weiß nicht wo, von einem Menschen, der, sobald er lebhaft wollte, an jedem Theile seines Körpers eine rothlaufartige, oberflächliche Entzündung hervorbringen konnte. Auf die Phänomene des Gesichtssinnes hat der Wille eine merkwürdige Gewalt. Es gibt Menschen, bei denen das Herz, dieser unwillkürliche Muskel, zum willkürlichen gewor-

den ist. Die Wilden eines amerikanischen Stammes, wenn sie glauben, sie hätten ihr Tagewerk sattsam vollbracht, seien sie auch noch in der Blüthe ihrer Jahre, legen sich hin, drücken die Augen zu, nehmen sich vor, zu sterben, — und sterben. Die siegreichen Bemühungen des unbegabten Demosthenes über sich selbst, sind bekannt genug. In den nachgelassenen Schriften des Amerikaners Brown erzählt der Bauchredner Carvin, wie er seine Kunst gelernt habe; der ganze Gang der Sache ist merkwürdig, physiologisch, psychologisch und ethisch als ein Sinnbild jeder menschlichen Bestrebung. Erst eine Ahnung, durch den Zufall geweckt, — ein leiser Versuch, — scheinbares Gelingen, — Enttäuschung, — Streben nach Wiedererringung des glücklichen Momentes, — zweites, wirkliches Gelingen, — rastlose, freudige Uebung, — Fertigkeit, — Gewohnheit. Solche an sich selbst gemachte Erfahrungen nöthigen dem denkenden Mann folgende Reflexionen ab: „Betrachten wir, wie vielen Modificationen die Muskelbewegung unterworfen ist, wie wenig diese in unseren Tagen meistens geübt wird, und daß der Bereich des Willens unbegränzt ist, so ist kein Wunder mehr darin. Es gibt ja Menschen, welche ihre Zunge so verbergen, daß selbst ein Anatom sie nicht findet; das geschieht durch Muskelbewegungen, die fast kein Mensch kennt, und die doch Jeder in sich entwickeln könnte, wenn er wollte. Als ich einmal die seltsame Anlage in mir entdeckte, beobachtete ich sorgfältig alle die neue Erscheinung begleitenden Umstände, unterwarf sie meiner Willenskraft, und, was mir anfangs sehr schwer fiel, wurde mir durch Uebung und Gewohnheit endlich zum Spiel." — Gewiß, es schlummern ungeahnte Kräfte im wunderbaren Organismus des Menschen; eiserner und beharrlicher Wille kann sie erwecken und herrlich offenbaren. Der echte Stoizismus, gewiß von den vorchristlichen Doctrinen die reinste, erhabenste, wirksamste, und die sich die größte Anzahl praktischer Schüler erworben hat, — er hat uns faktisch bewiesen, was ein starker Wille vermag. Denn Niemand wähne, daß die kalten Syllogismen der Schule den Schüler der Stoa gestählt haben; es war die Kraft des Wollens, welche die sittlichste aller heidnischen Lehren in ihm hervorrief, — was jene Wunder wirkte, die nun ein willenloses Geschlecht mit den Mährchen der müssigen Scheherazade zugleich bewundert. Das Raisonniren kommt immer erst nach dem Erfahren; noch nie ist eine Erfahrung durch Raisonnement erzeugt worden, wenn man nicht ein todtgebornes, krüpplichtes Experiment Erfahrung nennen will. Erst lehrte die Stoa durch große Beispiele ihre Jünger wollen, dann sahen diese, daß es ging, machten Betrachtungen darüber, und hinterließen uns endlich den einfach großen Ausspruch: „Der Geist will, der Körper muß." Es kommt nun darauf an, ob wir die schönen Reflexionen, die wir so eben niederschrei-

ben, wie wir sie ihnen abgelernt, durch festen, ausharrenden Vorsatz wieder in Fleisch und Blut zu verwandeln im Stande sind. Gott gebe es! —

(Wird fortgesetzt.)

Miscellen.

Verschiedenheit der Milch nach der Zeit, zu der sie gemolken wird *).

Ein Oekonom (erzählt das Journal des connaissances usuelles) füllte mehrere große Kaffehtassen nach einander mit der Milch einer Kuh, bis diese Kuh bis auf den letzten Tropfen ausgemelkt war. Nachdem er sich hierauf überzeugt hatte, daß in jeder Tasse genau eine gleiche Menge Milch enthalten war, schritt er zur Untersuchung der Milch in den verschiedenen Tassen.

Das Resultat der Untersuchung war, daß die zuerst gemelkte Milch weniger Rahm enthielt, als jene, welche zuletzt gemelket wurde, und daß der Rahm sogar in dem Maße mehr wurde, als sich die Milch zu Ende neigte. Ein noch größerer Unterschied zeigte sich in Hinsicht auf die Beschaffenheit und Güte des Rahmes; jener der ersten Tasse war nämlich dünn, sehr weiß und beinahe ohne alle Consistenz, während sich jener der letzten Tasse dick, butterig und von schöner Farbe zeigte. — Die nach Abnahme des Rahmes in den Tassen zurückgebliebene Milch zeigte gleichfalls merkliche Unterschiede; denn die zuerst gemelkte Milch war bläulich, und sah aus, als wäre sie mit viel Wasser verdünnt worden, während die Milch der letzten Tasse eine schöne gelbliche Farbe hatte, und sowohl dem Geschmacke, als dem Aussehen nach noch mehr dem Rahme ähnlich war.

Jeffrey's Instrument sich vor kalter Luft zu schützen.

Der sogenannte Respirator von Jeffreys ist ein Instrument, welches den Zweck hat, die Luft, die wir einathmen, früher zu erwärmen, damit reizbare, oder früher erhitzte Lungen vor dem schädlichen Einflusse allzu kalter Luft gesichert seien; ein Zweck, den man dadurch unvollkommener zu erreichen sucht, daß man den Mund beim Ausgehen mit einem Schnupftuche zuhält. Das vor dem Munde zu befestigende Instrument besteht aus 8 bis 20 Lagen sehr feinen Drahtgitters, von welchem die Hitze des Athems bei dem Ausathmen zurückgehalten wird, so daß beim Einathmen die Luft von diesen Drahtgittern erwärmt wird. Wenn nun diese Drahtschichten (die von einander so getrennt sind, daß sie einen verschiedenen Grad von Wärme behaupten können,) durch das Ausathmen erwärmt werden, so ist natürlich die Schicht in der Nähe des Mundes am wärmsten, und die äu-

*) Diese Notiz ist für Personen, die eine Milchdiät als Kur brauchen, von praktischer Wichtigkeit.

ßeren Schichten nehmen an Wärme immer um etwas ab. Dadurch wird die eingeathmete frische Luft auf die zweckmäßigste Weise erwärmt, indem sie von jedem Gitter aufs Neue Hitze bekommt, weil sie bei jeder folgenden Schichte eine höhere Temperatur findet. (London med. Gaz. Jan. 1837.)

Wirkungen des Lichtens der Waldungen.

Der französische Finanzminister hat der Academie der Wissenschaften zu Paris folgende Fragen zur Beantwortung vorgelegt: 1. Hat man beobachtet, daß in Folge des Ausrottens der Waldungen, die Gewitter häufiger geworden sind? 2. Hat sich seit dem Lichten der Waldungen die Richtung der herrschenden Winde geändert und sind sie heftiger und schädlicher geworden? 3. Ist die Temperatur Frankreichs immer dieselbe geblieben, oder hat sie sich verändert, und bleibt der Schnee auf den Bergen so lange liegen wie vormals? 4. Fällt gegenwärtig so viel Schnee, wie im vorigen Jahrhundert? Hat eine Verminderung des Quellwassers Statt gehabt, die sich auf Rechnung des Ausrottens der Wälder setzen ließ? 5. Sind seit der Revolution von Seiten der Flüsse die Ueberschwemmungen stärker und plötzlicher geworden? 6. Ist in Ansehung der Jahreszeit der Aernte, der Weinlese, des Reifens der Baumfrüchte eine Veränderung eingetreten? Fällt weniger oft und reichlich Regen als sonst? —

Vier Engländern begegnete unweit Constantinopel, als sie eben von einem Spaziergang zurückkehrten, eine prachtvolle, grüne, 13 Zoll lange Eidechse. Als das Thier die Spaziergänger bemerkte, blieb es plötzlich ruhig und unbeweglich, und erlaubte ihnen, sehr genau den Glanz seiner Schuppen zu betrachten. Kaum aber näherte sich einer derselben, um sie anzufassen, so warf sie sich plötzlich und mit aller Kraft auf ihn, und verfolgte auf diese Weise jeden ihrer Liebhaber, welcher, um sich dieses schlauen Feindes los zu machen, zu tanzen anfingen, als wenn sie auf den Brettern einer Oper wären. Die Zudringlichkeit des Thieres war so groß, daß einer der Spazierenden sich endlich entschloß, es mit seinen Stock zu tödten, und so diesem Kampfe ein Ende zu machen.

— 12 —

Nekrolog.

Dr. Valentin Laminet Ritter v. Arztheim, k. k. Kreisarzt in Troppau, reiste am 1. Juni d. J. mit Dr. Chrobah von Troppau ab, und wollte in Mährisch-Tribau übernachten. Um 6 Uhr Abends erreichte er Müglitz, wollte ohne Zeitverlust den Pferden (die er schon mehrere Jahre hatte und für fehlerfrei hielt) etwas Futter geben lassen, und blieb mit seinem Gesellschafter im Wagen. Der Kutscher hatte bereits ein Pferd abgezäumt und

trat zum zweiten, als eine militärische Trommel die Pferde schreckte, und ungeachtet er sie zu erhalten strebte, scheu wurden. Dr. Laminet wollte dem ungewissen Ausgange entgehen, und sprang aus dem Wagen, kam aber mit den Füssen in ein Wagenrad, und wurde bei dessen Umdrehen mehrere Male mit dem Kopfe gegen den Boden geworfen, so daß er nach seiner Befreiung nur zuckend und rasch die Worte: leben Sie — leben Sie — hören ließ, und sogleich besinnungslos war und blieb, bis er am 3. des Morgens gegen 8 Uhr verschied. Bei der genauen Untersuchung fand man, daß nebst der Erschütterung des Gehirns und schrecklichen Verwundung des Kopfes auch ein Fuß zerschmettert war. Dr. Crobah, der im Wagen blieb, welcher bald auseinander ging, kam mit einigen Contusionen davon, über den Kutscher ging der Wagen weg, ohne ihn zu beschädigen.

Der Lauf der Pferde war so heftig, daß sich ein Pferd den Kopf in 2 Hälften zerschlug, und kein Lebenszeichen von sich gab, als sie an den Mauthschranken anrannten, welchen der Mauthner, der sie kommen sah, herabgelassen hatte.

Dr. Laminet war ein sehr schätzbarer, und mit Grund geachteter Arzt. Er vollendete seine Studien in Freiburg, diente als Oberarzt in Feldspitälern, kam als Stadtarzt nach Fulnek in Mähren, und wurde im Jahre 1813 Kreisarzt in Troppau.

In den schwierigen Zeiten 1805 und 1809, wo der Tod in der Gestalt des allgemein in jener Gegend verbreiteten ansteckenden Spitalstyphus aus jedem Winkel hervorblickte, hat er unverkennbare Beweise nicht nur von seinen gediegenen ärztlichen Kenntnissen, sondern auch von seiner uneigennützigen Menschenliebe geliefert, die das eigene Leben nicht in Anschlag bringt. — Zur Zeit der Anwesenheit des Congresses in Troppau erwarb er sich auch das allgemeine Vertrauen der hohen und höchsten Herren, das er in der ganzen Gegend besaß, und sich zu erhalten wußte, wie es die tiefe Trauer um seinen Verlust in der ganzen Umgend von Troppau beweiset.

Auch ich, der mit ihm in jenen stürmischen Zeiten oft in collegialischer Eintracht am Krankenbette stand, betraure sein schreckliches Ende mit innigstem Schmerze.

Wien, den 12. Juni 1837.

Dr. Zinck.

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Ruprechtsplatz Nro. 462, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonnirt man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugeschickt wird.

Gedruckt bei J. P. Sollinger.